Krempelhuber

Für

stille Stunden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Für stille Stunden.

Gebildeten Lesern

gewidmet

von

Max Carl von Krempelhuber.

Zweite durchgesehene Auflage.

München, 1867.
Gg. Franz'sche Buch- und Kunsthandlung.
(Ed. Lotzbeck.)

Mihi res, non me rebus subjungere conor.

Horaz.

G. Franz'sche Buchdruckerei (J. Bolster).

Was ich für dieses Buch gesammelt und geschrieben,
Es wird am Lebensweg so Manchem nützlich seyn,
Es schließt der Menschen Art, ihr Hassen und ihr Lieben,
Und ihr Charakterbild in seinen Blättern ein.

Was auch des Menschen Thun, sein Wollen und sein Streben,
Was auch bethörtem Wunsch' für einzig würdig galt,
Nur Eines ist von Werth in diesem Erdenleben,
Und legt in sein Bemüh'n Bedeutung und Gehalt:

Erkenntniß im Gebiet des Wahren und des Schönen,
Der Mensch erstrebe sie vor Allem: denn nur sie
Die Wissenschaft belebt vom Hauch' der Poesie,

Vermag allein den Sinn dem Nieder'n zu entwöhnen,
Erhält Vernunft und Herz in steter Harmonie
Und weiß des Lebens Ernst und Härte zu versöhnen! —

Vorwort.

„Selbst erfinden ist schön, doch glücklich von Andern Gefund'nes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst Du das weniger Dein?" —
Goethe.

Die nachstehenden Blätter verdanken ihre Entstehung meinem Streben nach Kenntniß dessen, was aufgeklärte bedeutende Männer in ihren verschiedenen Beziehungen zur Außenwelt und in Hinsicht auf die einzelnen Gegenstände ihres Forschens und Nachdenkens für wahr gehalten haben.

Eine möglichst viel umfassende Kenntniß solcher Wahrheiten ist den unvermeidlichen, nicht selten sehr unangenehmen Berührungen des Lebens gegenüber für Gefühls-Menschen von nicht geringer Bedeutung, weil sie ein wirksames Vertheidigungsmittel gegen *jene* Anfechtungen abgiebt, welche die innere Zufriedenheit, und damit jene Ruhe der Seele zu stören drohen, die von den Denkern aller Zeiten als der Hauptzweck aller sittlich höheren Bestrebung, als das *höchste* Glück auf Erden so dringend empfohlen wird.

Zu diesen Vertheidigungswaffen einer gesunden praktischen Lebens-Philosophie gelangt man wohl am ehesten durch den Versuch, die Ansichten und Meinungen der beßten und hellsten Köpfe, die jemals gelebt haben, mit den Reflexionen der eigenen Vernunftkräfte zusammenzustellen und aus diesen Vergleichungen zu erfahren, welche Ueberzeugungen in Erkenntniß der Wahrheit sich am öftesten wiederholen, um hieraus für den eigenen praktischen Gebrauch sich selbst eine

Art von System zu bilden, das dem Menschen, verbunden mit seiner individuellen religiösen Ueberzeugung, zu einem festen Anhaltspunkte, zu einem wahren geistigen Palladium in den so oft unerquicklichen Kämpfen des Lebens werden kann.

Im Verfolge dieses Versuches wurde von mir eine große Anzahl der schönsten und gehaltreichsten Stellen aus den Werken vorzüglicher Schriftsteller der neueren Zeit über Gegenstände des menschlichen Lebens und seiner Beziehungen gezogen, welche in der vorliegenden Sammlung und in Verbindung mit ähnlichen Notizen aus den genußreichen Schriften der Alten mir in der That zu einem wahren Kompendium praktischer Lebensweisheit geworden ist.

Eine öftere Durchsicht dieser Auszüge erregte in mir den Gedanken, ob diese Sammlung nicht etwa auch anderen für derartige Dinge sich Interessirenden dasselbe Vergnügen machen, denselben geistigen Genuß bereiten würden, den dieselbe mir gewährte, ob ihre Mittheilung nicht für Manchen, dessen Fachstudien solche Meditationen entfernter liegen und dem es auch vielleicht an Zeit gebricht, ähnliche Notizen in solcher Ausdehnung zu sammeln, willkommen seyn und überhaupt für manche praktische Lebenswahrheiten, welche sonst in vielen Werken zerstreut sind, eine größere Verbreitung vermitteln dürfte.

Es fehlt nun allerdings nicht an „Anthologien," worin Sentenzen, Geist und Gemüth ansprechende Stellen aus allen Schriftstellern in einer mit mehr oder weniger Geschmack getroffenen Auswahl gesammelt sind; allein in denselben sind immer nur die einzelnen größeren oder kleineren Sätze und Gedanken ohne inneren Zusammenhang nebeneinander

gereiht, wobei es der geistigen Begabung des Lesers überlassen bleibt, über die Wahrheit und tiefere Begründung dieser Sentenzen seine eigenen Meditationen anzustellen — eine Behandlung welche, zumal bei der so oft willkürlich gehaltenen Aufeinanderfolge der Gedanken, die Aufmerksamkeit des Lesers zu sehr zersplittert und aus diesem Grunde schon nach kurzer Zeit ermüdet.

Ich habe mich dagegen bemüht, meine Sammlung von „Gedanken und Aussprüchen vorzüglicher Schriftsteller aller Zeiten über die hervorragendsten Interessen und Gegenstände des menschlichen Lebens" in einer systematisch geordneten Reihenfolge selbstständiger Aufsätze zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, wobei es übrigens nicht in meiner Absicht lag, in vollständig erschöpfender Darstellung förmliche Abhandlungen, sondern wie bemerkt, nur kleine Aufsätze zu liefern, welche die allgemeine und spezielle Charakteristik der Menschen, ihre Vorzüge und Fehler, Lebensverhältnisse und Schicksale, geistige Bestrebungen, sociale Beziehungen u. s. w. zum Gegenstande haben, und in welchen jene licht- und geistvollen Aphorismen gleichsam als Belege für das Vorgetragene eingeflochten seyn sollten.

Diese meist mit schlagender Wahrheit und vorzüglicher geistreicher Auffassung des Gegenstandes aufgestellten Sätze bilden demnach den eigentlichen Kern dieses Buches, weßhalb meine Arbeit auf keine weitere Anerkennung Anspruch macht, als etwa die gute Absicht verdienen mag, das im eigenen Gefühle als schön, gut und wahr Empfundene in weiteren Kreisen verbreiten zu wollen, und damit vielleicht Manchem ein tröstendes Wort, eine beruhigende Wahrheit kund zu geben.

Selbstverständlich will ich damit Niemand in seinen vielleicht bessern Ueberzeugungen im Entferntesten nahe treten.

Die den Text begleitenden kurzen biographischen Notizen über viele Autoren wurden in der Absicht beigesetzt, jenen freundlichen Lesern, welchen etwa der eine oder der andere dieser Schriftsteller nicht näher bekannt seyn sollte, hierüber kurzen Aufschluß zu geben.

Die am Schlusse des Buches als Anhang beigefügte kleine Sammlung von Aussprüchen, Meinungen und merkwürdigen Reden mehrerer griechischer Philosophen und Weltweisen des Alterthums dürfte theils ihrer manchmal humoristischen Färbung, theils aber der treffenden Wahrheit wegen, die sich in den meisten dieser Sätze kund giebt, eine willkommene Beigabe seyn. Sie ist einer Uebersetzung von **Diogenes Laërtios** bekannter „Philosophischen Geschichte" &c. entnommen.

Und so möge denn das Werkchen in Stunden der Muße, in denen der Mensch seine Blicke gerne von dem Alltäglichen abwendet, in jener Stimmung sinnender Beschaulichkeit, deren Reiz empfängliche Naturen wohl aus Erfahrung kennen, seinen Zweck auch erreichen, möge es als ein kleiner Beitrag zur Philosophie des Lebens freundlich aufgenommen, und für Manchen ein Buch der Erhebung, des Trostes, der Anregung edler Gefühle werden in — stillen Stunden!

München, am 2. November 1859.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die menschenfreundliche Absicht, welche mich zur Veröffentlichung vorliegenden Werkes bewog, und welche ich in dem vorangehenden Vorworte zur ersten Auflage desselben bereits näher erläutert habe, hat sich durch die freundliche Aufnahme, welche dasselbe in den weitesten Kreisen gefunden, in erfreulicher Weise erfüllt.

Mündlicher Dank und schriftliche Anerkennung, welche sich selbst in Briefen mir gänzlich unbekannter Personen aussprach, haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß die Mühe der Arbeit keine vergebliche gewesen, und daß das Wahre und Schöne in den Gedanken, Meinungen und Aussprüchen unserer hervorragendsten Geister, deren größere Verbreitung mein Werk zu vermitteln versucht, indem es dieselben gleichsam als mustergültige Belege für den eigenen Vortrag aufstellt, ihre Wirkung auf das geistige und Gefühls-Leben gebildeter Menschen und geistig strebsamer Naturen niemals verfehlt.

Das Werk wurde für diese Auflage auf's Neue sorgfältig durchgesehen, übrigens, einige unwesentliche Verbesserungen abgerechnet, im Ganzen unverändert belassen.

Und so möge denn das Werk noch ferner die menschenfreundliche Absicht seines Autors erfüllen, sein Schärflein beitragen, Schönes, Wahres und Gutes durch Mittheilungen aus dem köstlichen Gedanken-Reichthume bevorzugter Naturen verbreiten zu helfen und so den geistvollen Gedanken **Platens** bestätigen:

Ein jedes Band, das noch so leise
Die Geister aneinander reiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
Durch unnennbare lange Zeit! —

München, am 22. August 1867.

v. Krempelhuber.

Inhaltsverzeichniß.*)

*) Ein alphabetisches Register über die einzelnen Artikel und eines über die Namen der benützten Schriftsteller folgt am Schlusse.

Cap. XI. Engere Beziehungen der Menschen unter sich.

Cap. XII. Diverse Meditationen.

Anhang.

Capitel I.

Religiöse Meditationen.

§. 1.

Einiges über die Veredlung, Vervollkommnung, Zukunft und Bestimmung des Menschen, dann dessen Glaube an Unsterblichkeit.

„Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
Im engen Kreis verringert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken!"
Schiller.

Es hat zu allen Zeiten einzelne Denker gegeben, welche den Hauptfragen des menschlichen Daseins über die Entstehung, Bestimmung und Zukunft des Menschen die größte Aufmerksamkeit und Würdigung zuwandten, und durch ihre Versuche auf diese die höchsten Interessen der Menschheit berührenden Fragen eine genügende Antwort zu finden, eine Reihe so interessanter Untersuchungen, Analysirungen positiver Erkenntnisse, überraschender synthetischer Urtheile, ins Leben riefen, daß, wenn auch aus diesen Untersuchungen als End-Resultat eine streng wissenschaftlich begründete Antwort nicht hervorging, dieselben wenigstens für den gebildeten, denkenden Mann, dem ähnliche Fragen gewiß früher oder später in ihrer ganzen Wichtigkeit vor die Seele traten, ein höchst interessantes Material für seine eigene Forschung und den Nachweis lieferten, wie weit bisher der Geist des Menschen in seinen spekulativen Bemühungen gekommen sei.

Derlei Untersuchungen sind nun allerdings nichts weniger als die Beschäftigung der Menge. Selbst die Mehrzahl der gebildeten Klasse pflegt derlei Meditationen lieber den „Gelehrten" zu überlassen, worüber sich ein neuerer Schriftsteller in den tadelnden Worten ausspricht:

„Kultivirte Menschen — d. h. Menschen mit abgeglätteter Außenseite, mit verfeinertem Geschmacke für das Schöne der Kunst — mit geschärftem Blicke für ihre Vortheile — mit geschmeidigem Betragen in der Gesellschaft — giebt es genug aber wenig aufgeklärte; wenig Menschen, die von ihrer Menschenwürde und ihrer Bestimmung richtige Begriffe haben."

In den Kreis ihrer materiellen Interessen gebannt, ohne Einsicht und Verständniß des Nutzens und der Rückwirkung auf das geistige, wie auf das physische Leben, die eine höhere Anschauung der Lebensaufgabe und vernünftiges Handeln darnach, dem denkenden Menschen immer gewährt, treiben Viele auf den breiten Wogen der Alltäglichkeit den Strom der Welt hinab, oft ganz und gar von einem sehr unwesentlichen, ihrer Meinung nach äußerst wichtigen Gegenstand ausgefüllt, und rechtfertigen so die Klage **Goethe's**:

„Man möchte rasend werden, daß es Menschen giebt, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat!"

Diesen nun steht die kleine Anzahl philosophischer Denker gegenüber, welche der Gefangenschaft üblicher Begriffe entronnen, in freier Geistesforschung und Untersuchung der interessantesten Lebensfragen die genußreichste Beschäftigung, Erweiterung ihrer Erkenntniß und durch diese innere Erkräftigung finden, auch als wackere Vorkämpfer für Aufklärung und Bildung, des unverkennbaren Einflusses halber, den ihre Aufzeichnungen auf nachfolgende Geschlechter aus=

üben, sich um den Dank derselben verdient gemacht haben. Eine überaus große Anzahl von derlei Arbeiten, welche ihren Stoff theils in einzelnen Abhandlungen, theils in bändereichen Werken erschöpft, und diesen bald in streng wissenschaftlicher, bald in populärer Weise behandelt haben, giebt Zeugniß von den Bemühungen zur Förderung der Geisteskultur, aus welchen einige von jenen Notizen für den Zweck dieser Blätter genügen mögen, welche, ohne sie deßhalb zu den vortrefflichsten Aussprüchen philosophischer Forschung gehörig, bezeichnen zu wollen, durch ihren freundlichen versöhnenden Inhalt den Genuß eines schönen geistvollen Gedankens gewähren.

Was vorerst die Veredlung und Vervollkommnung des Menschen anbelangt, so hat der berühmte Philosoph **Kant** den Ausspruch gethan,

> „daß der Mensch, so viel als in seinen Kräften stehe, thun solle, um ein besserer Mensch zu werden, und unter dieser Voraussetzung — aber auch dann gewiß — könne er hoffen, was nicht in seinem Vermögen stehe, werde ihm durch höhere Veranstaltung zu Theil werden."

Auf welche Weise diese innere Vervollkommnung befördert werden könne, und was eigentlich der Begriff des Tugendhaften in sich schließt, das vereinigt **Bardili** *) in einem Menschen, der

> „den Tag für verloren achtet, auf dessen Abend er keinen Beitrag zu seiner eigenen Vervollkommnung, auf keinen Sieg über mächtige Begierden, auf keine thätige Verehrung des obersten Gesetzgebers im Reiche der Sitten zurücksehen kann, bei welchem der Stolz, Behauptung wahrer Menschenwürde, dessen Feuer Entschlossenheit für das Gute wird, dem die Natur in

*) Ch. Gottfried Bardili, Professor der Philosophie, gestorben 1808 zu Stuttgart: Sophylus oder Sittlichkeit und Natur als Fundamente der Weltweisheit. Stuttgart, 1794.

seinen thierischen Trieben, Uebungen der Selbstbeherrschung, in ästhetischen Gefühlen den Lohn für eigene schöne Thaten giebt, der seine gesammten Kräfte immer mehr unter die Herrschaft der Vernunft, als das eigentliche Gesetz der Freiheit sammelt, und dann mit Wollust diese Ordnung in sich und seine Erhebung über schlaffe Seelen fühlt, dem in den Stunden stiller Einsamkeit bald der Umgang mit sich und Gott, bald das entflammende Verweilen bei den Bildsäulen großer Menschen, um welche die Geschichte Lorbeerkränze wand, mit frischem Muthe beseelt und neuen Unternehmungen zuführt, und wo er handelt, für eine ganze Welt von Vernunftwesen als Gesetzgeber und Beispiel aufgestellt werden könnte."

Wem nun diese philosophische Deduktion eines wahrhaft innerlich vollkommenen Menschen als ein, wenn auch schönes, doch zu hoch gegriffenes Ideal, als eine mit den sogenannten praktischen Forderungen des Lebens nicht wohl vereinbare Richtung vorkommen sollte, und die hierauf abzielende Beschäftigung oder die hieraus hervorgehenden Konsequenzen der Handlung, dem gewöhnlichen Maasstabe der Kritik unterwirft, dem halten wir die vortreffliche Vertheidigung **Starke's** *) entgegen, der im Hochgefühle philosophischer Würdigung und Anschauung sagt:

„Wer sein inneres bleibendes Wesen von allen äußeren Dingen unterscheidet, seine Erhöhung über alles Sichtbare durch Vernunft und Sittlichkeit empfindet, wer es einsieht, daß der Geist nach andern Gesetzen waltet, als nach welchen Sonnen und Erden sich wälzen, daß Tugend auf andere Art entsteht, als sich Schönheit und Vollkommenheit in den Gestalten bilden, daß den Geist die Welt, an welcher er sich übt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwicklung gedeiht, dem ist ausgemacht, daß der Mensch nicht

*) G. W. Chr. Starke, früher Oberhofprediger zu Ballenstädt, † 1830: Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben. Berlin, 1793—96.

blos hier ist, zwischen den Erschütterungen sinnlicher Lust und sinnlichen Schmerzens zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, grau zu werden, gebeugt einher zu schleichen und dann in Kraut und Gras verwandelt, die Thiere des Feldes zu weiden — dem ist Würde der Menschheit und ihres Zweckes in jedem, der Mensch heißt, dem ist das Gebot der Vernunft, daß diese Würde und dieser Zweck von Jedem in reiner uneigennütziger Gesinnung geehrt werde, — dem ist **unendliche Veredlung ein unantastbares Heiligthum!"** —

Denselben Gedanken spricht auch in wenigen Zeilen **Tiedge** *) aus:

„Wer Dasein nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens
Und giebt die volle Erbschaft hin."

In Bezug auf die Gesammtwirkung dieser einzelnen Bestrebungen nach Vervollkommnung in Ansehung der Menschheit heißt es in einer alten Schrift, die Apologie einer jetzt allenthalben verpönten Sekte enthaltend:

„Mache dich innerlich so vollkommen als du kannst, versuche das Nämliche bei andern, und lehre sie ein gleiches thun. Verlange nicht mehr und sei ruhig; betrachte alles Uebrige als Gewinn und überlass' es der Vorsicht und dem Gange der Zeit. Die Folgen werden sichtbar werden, wenn die Zeit dazu gekommen ist. **Im Ganzen des Weltalls sammeln sich diese einzelnen Tropfen in ein Meer und bezeichnen dort einen sehr merklichen Grad von den Fortschritten des ganzen Geschlechts!** damit beruhige dich und sei gut. Wenn das mehrere zugleich thun, so kann dieser gute Erfolg auch im Ganzen nie ermangeln!"

Aus dem Vorhergehenden, nach welchen die Vervollkommnung und Veredlung des Menschen die einzige würdige

*) Ch. Aug. Tiedge, Dichter und Schriftsteller, † 1841 zu Dresden, vortheilhaft bekannt durch sein schönes didaktisches Gedicht Urania.

Aufgabe seines Daseins ist, drängt sich von selbst die Frage auf, was ist nun aber der Zweck dieser Aufgabe selbst, welches Ziel soll die Menschheit damit erreichen, was ist die eigentliche Bestimmung derselben?

Hierauf läßt sich nur — in so weit sich die Möglichkeit einer Schlußfolgerung aus den beschränkten Erkenntnissen der menschlichen Geisteskräfte — auf den großen Zweck — auf die fernere Entwicklung des Grundgedankens dieser ungeheuren Schöpfung wagen läßt — antworten, daß nach den übereinstimmenden Ansichten der philosophischen Denker aller Zeiten die Aufgabe und die Bestimmung des Menschen sowohl als der Menschheit in Eines zusammenfließt, d. h. daß seine Aufgabe zugleich seine Bestimmung und diese also ununterbrochene Ausbildung seiner Selbst zum vernünftigen Wesen in einem unendlichen Fortgange sei, was **Schiller** zu dem praktischen Satze für unser gegenwärtiges Dasein zusammenzieht:

„Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus diesen zu handeln."

Diese Ansicht über Zweck und Zukunft der Menschheit wiederholt sich in dem schönen Gedichte **Karoline Rudolphi's**, einer durch ihre schriftstellerischen Arbeiten, namentlich über weibliche Erziehung, rühmlich bekannten Persönlichkeit der jüngst vergangenen Zeit:*)

Du bist ein Theil des Ganzen; nur an dem,
Nur an der Gattung magst du Zwecke späh'n,
An ihr verklärt der große Weltgeist sich;
Das Einzelwesen schließt sich nur als Glied
Der unabsehbar großen Kette an.
Getrost, wenn deine Generation

---

*) Rudolphi, Karoline Christine Louise, † 1811 zu Heidelberg, bekannt durch ihr dort begründetes vortreffliches weibliches Erziehungsinstitut und ihr Werk: Gemälde weiblicher Erziehung. Heidelberg, 1816.

Und du das aufgesteckte ferne Ziel
Durch trübe Nacht nur dunkel seh'n,
Die Menschheit strebt doch endlich wohl hinan,
Veredelnd sich Jahrtausende hindurch,
Das Ganze muß — den ganzen Plan enthüllend,
Vor aller Geister Blicken ausgestellt,
Rechtfertigend uns lösen das Problem! —

Wenn nun aus den Schlüßen der Vernunft jene Erkenntniß über den Zweck und Bestimmung des Menschen hervorgeht, die wir aus überwiegenden Gründen für wahr halten müssen, so folgert sich hieraus selbstredend der Glaube an eine Fortsetzung dieser geistigen Entwicklung nach unserem Tode, für welche — wenn wir die Zeit abrechnen, die uns die Sorge um unsere Existenz und Befriedigung unserer physischen Bedürfnisse im voraus abzieht — wir in unserem jetzigen Dasein, ganz abgesehen von den größeren oder minderen Anlagen uud Fähigkeiten des Einzelnen (die in einer eigenthümlichen Wechselwirkung des Geistes und der physischen Beschaffenheit seiner Organe zu beruhen scheinen), viel zu wenig Zeit übrig haben, um in unserer geistigen Vervollkommnung wesentliche Fortschritte zu machen.

Dieser Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes trägt seine Begründung in sich, und ist, in seinem allgemeinen Begriffe, ohne für uns den Sinn des ganzen Schöpfungs-Gedankens zu zerstören und den Menschen in eine schaudervolle Nacht des Zweifels, der Ungewißheit und zernichtenden Geistesöde zu stürzen, unanfechtbar; nur wissen wir und können nichts über die Art und Weise, über das Wie? dieser Lebensfortsetzung wissen, wenn gleich wir über das Ob beruhigt sein können. Der bekannte Philosoph **Mendelssohn** *) spricht sich hierüber so treffend aus:

*) Moses Mendelssohn, der bekannte Berliner Philosoph † 1786, am berühmtesten durch sein schönes dem Plato nach gebildetes Werk: Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. Hildburghausen, bibl. Inst. 1830.

„Die Vernunft kann über das Umständliche unseres Schicksals für den nächstkommenden Tag keine befriedigende Gewißheit geben, wie sollte sie darüber Aufschluß geben können, unter welcher Gestalt wir fortdauern werden, in welcher Region, mit welchem ätherischen Leibe, mit welcherlei Sinnen und Gliedmaßen wir dort leben und weben werden? Wie sollte sie es nach einer solchen Umbildung unseres ganzen Wesens vorher zu sagen wissen? Daß wir aber fortleben werden, dafür bürgt uns das gleichstimmende Urtheil der Vernunft zu allen Zeiten, die logische Erkenntniß von dem bestätigten Naturgesetze, **daß nichts in der Welt der Vernichtung anheimfällt, sondern nur die Form wechselt!**"

Mit dem Schwunge poesievoller Darstellung drückt sich über den nämlichen Gedanken **Herder** aus:

„Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gieb dir keine Mühe. Die Sonne, die deinen Erdentagen leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft zu, und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größeren Gestalt, die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst, bedeckt deine kleine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf."

Wenn derselbe Dichter den

„freundschaftlichen Genuß aller Weisen und Guten, die jemals für die Menschen wirkten und mit dem süßen Lohne vollendeter Mühe das höhere Land betraten,"

einen schönen Traum vom zukünftigen Leben nennt, oder uns der geistreiche Verfasser der „Stunden der Andacht" *) mit dem Ausspruche zu trösten und zu erbauen sucht,

„daß unser Fortleben nach dem Tode schon deßhalb ein gesteigertes geistiges Leben sein müsse, weil darauf offen-

*) Neue Stunden der Andacht. Zur Beförderung wahrer Religiösität. Ein Buch zur Erbauung und Belehrung für denkende Christen. Leipzig, 1830.

bar der Drang des Schaffens und endlicher Ekel am Müßiggange in dieser Welt hinweise, und dieses Triebe und Ahnungen seien, die uns die ewig wahre Natur nicht eingepflanzt hätte, wenn ihre Erfüllung unmöglich wäre,"

so enthalten alle diese Aussprüche dennoch nicht so viel Freundliches, Erhebendes und Versöhnliches, als die frommen herzlichen Worte **Krummachers** *), welche diese Notizen schließen sollen:

„Von dem schwankenden Boden dieses Lebens mit sicherer Hand den Anker in ein höheres Jenseits werfen, aus dem bedrückenden Gefühle „Ach wie eitel ist doch alles" auf die Höhe des Gedankens flüchten können: das Beste folgt erst! — in dem jagenden Stundenfluge nur das Rollen der Räder hören, die uns zur Heimath tragen, beim letzten Auseinandergehen sich herzlich und zuversichtlich sagen können: Auf baldiges Wiedersehen! über dem Blühen und Welken dieser Welt stehen, über dem Kommen und Gehen, über dem Steigen und Stürzen, über dem Aelterwerden und Verfallen, mit den Gedanken hierüber: Ich wandere nur, mit dem Grundgefühle: Ich eile in's Vaterhaus und mit dem stillen Jubel: Die ewigen Höhen sind mein Erbe! — Das ist ein Großes, das allein liebliches Loos, Glück, Herrlichkeit — Gesundheit!" —

*) Fr. Ad. Krummacher, theologischer Schriftsteller und Dichter, † 1845 als Prediger an der St. Ansgarius-Kirche zu Bremen, rühmlichst bekannt durch seine trefflichen Parabeln, idyllischen und elegischen Schilderungen.

2.

Einiges über das Wesen der Gottheit.

„Reden läßt sich von Gott mit gelehrten und tönenden Worten,
Aber der Glaube an Gott ruht in der innersten Brust!"

* * *

Welch' eine Menge widersprechender Behauptungen und heftiger Streitigkeiten auch der Versuch einer wissenschaftlichen Definition über das Wesen der Gottheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern veranlaßt hat, immer läßt sich die Thatsache einer Vereinigung aller Meinungen, aller Glaubensparteien wenigstens zu dem feststehenden Axiom beobachten, daß Gott — welchen Namen man ihm auch beigelegt hat — die Grundursache aller Dinge sein, und als solche die Existenz nothwendig in sich selbst schließen müsse. Diese Existenz nun zu begreifen, sich darüber ein klares anschauliches Bild zu machen, ist außer dem Bereiche unserer Geisteskraft. Nur annähernd nach den Schlüssen der Vernunft und dem Gefühle des Herzens können wir die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes schöpfen.

Zschokke *) sagt hierüber z. B.:

„Du bist von dem Dasein deines eigenen Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist, und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine bildliche Vorstellung machen. — So ist Gott — Er bleibt der lebendige Urgeist (die Grundursache) des großen All's der Natur."

Je nach dem erreichten Stadium menschlicher Vernunft-Entwicklung und den daraus hervorgegangenen Begriffen haben die Menschen von jeher dieser Grundursache aller

*) J. H. Dan. Zschokke, Mitglied des großen Raths zu Aarau 2c. 2c., † 1848 daselbst, berühmt durch seine zahlreichen historischen, belletristischen und Volksschriften und sein am meisten verbreitetes Werk: „Stunden d. Andacht."

Dinge, deren nähere Erörterung, über deren Form, Eigenschaft, Aufenthalt und Beschaffenheit jede Behauptung lediglich auf dem Fundament des Glaubens ruht, mit dem Namen Gott belegt, denselben in verschiedenen Gestalten zu versinnlichen, übrigens in jedem dieser Stadien anders zu erklären versucht, und die geheimnißvolle Kraft und Macht, die er in seinen Wirkungen (Schöpfungen) offenbaret, angebetet, d. i. im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit, sich des Schutzes jener souveränen übersinnlichen Macht zu versichern geruht.

„Je reiner und geläuterter," sagt der philosophische Schriftsteller Karl Chr. Erhard Schmid *), „je heller die Begriffe der Menschen, je feiner ihre Gefühle, je freier und erhabener ihre Denkart, je edler ihre Einrichtungen, je humaner ihre Sitten waren, um so reiner und edler war die Farbe, die man dem Bilde der Gottheit auftrug."

Das scheint der Urbegriff aller Religionen und der hieraus hervorgehenden Religionslehren zu sein. Aber auch auf noch andere Weise als aus dem Systeme der Kausalität erwächst die Ueberzeugung von dem Dasein und dem Wirken der Gottheit und diese wurzelt in dem Gefühl der Menschenbrust. Sehr richtig bemerkt der französische Philosoph Pascal **)

„Das Herz hat seine Ueberzeugungen, welche die Spekulation nicht kennt. Das Herz fühlt einen Gott und nicht die Spekulation! Siehe hierin — nur dem Herzen ist Gott fühlbar — der ganze Gehalt des moralischen Glaubens." —

Dieses Gefühl ist der treue Begleiter jedes Menschen, weß' Geistes und Gemüthes er immer sei, mahnend regt es

*) Karl Christian Erhardt Schmidt, Doktor der Philosophie, Medizin und Theologie, † 1812 zu Jena. (Philosophisches Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl. Gießen und Jena 1793 2c.

**) Blaise Pascal, † 1662 zu Paris. Pensées sur la religion et sur quelques autres Sujets. Amsterdam, 1692. Deutsch von Schwarz. Leipzig, 1844.

sich, selbst im Gewissen des Gottlosen, stärkend in der Brust des Gläubigen, erhebend in dem Innern des Denkers. Ein Blick in die Natur, in ihre ewig feststehenden Gesetze, in die Wunder des Sternenhimmels, und hell flammt es auf in dem Gefühle des Menschen — ja es ist ein höheres — ein mächtigeres Wesen, das alles dieses geschaffen und erhält — ja es ist eine Grundursache aller dieser Wunder, die uns umgeben — **es ist ein Gott!** — Fehlt uns auch die Kraft des Geistes, das Wesen der Gottheit zu demonstriren, mag auch jener Dichter Recht haben, der gesagt:

Nicht zu nah' und nicht zu fern
Seien die Gestalten,
Soll sich je dem Augenstern'
Klar ihr Bild entfalten;
Du, den noch kein Auge sah',
Den wir Vater nennen,
Bist zu ferne, bist zu nah'
Recht Dich zu erkennen! —

immer ruft uns aus dem Innern unserer Seele die Ueberzeugung das Gottesgefühl wach, und groß, schön und edel — wenn auch nur vom rein menschlichen Standpunkte aus gedacht — ist der Ausspruch, den schon **Plato** gethan:

„Gott ist der Gerechteste und Niemand naht sich ihm mehr, als wer unter uns die letzte und oberste Stufe der Gerechtigkeit erreicht hat.“

Welcher Trost für den Schwachen, welche Ermunterung für den sittlich guten Menschen, welche Warnung für schlimme Handlungen liegt in dieser Vorstellung von der höchsten Macht!

Wenn **Lichtenberg** *) in dem Satze, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, die Vermuthung findet,

*) G. Chr. Lichtenberg, Professor der Philosophie, Physiker und Mathematiker, † 1799 zu Göttingen, berühmt durch seine witzigen und didaktisch-satyrischen Schriften. (Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche.) Aphorismen.

daß dieses wahrscheinlich umgekehrt lauten sollte, **der Mensch schuf sich das Bild der Gottheit nach seinem eigenen**, so schließt er sich damit der Meinung an, daß die Läuterung des Gottesbegriffs in analogem Verhältnisse mit der fortschreitenden Entwicklung geistiger Bildung stehe und ihre Rückwirkung auf das Wesen des Menschen, das Bild der Gottheit immer mehr und mehr verkläre und veredle, das er bisher nur unvollkommen im Busen trug!

„Der Mensch fühlt den Gott, den er denkt!“ —

Von diesem Standpunkte aus führt uns **Goethe** in seinem unsterblichen Gedichte das Glaubensbekenntniß des **Faust** vor:

Wer darf Ihn nennen — und wer bekennen
Ich glaub' Ihn.
Wer empfinden — und sich unterwinden
Zu sagen: **Ich glaub' Ihn nicht.**
Der Allumfasser,
Der Allerhalter!
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben Dir?
Erfüll' davon dein Herz so groß es ist
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen **Namen**
Dafür! **Gefühl ist alles!**
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth!

Wem es übrigens darum zu thun ist, einen der geistreichsten und vortrefflichsten Gedanken über das Wesen der Gottheit kennen zu lernen, einem Menschen, dem es um ächte Wissenschaft zu thun war, auf den Spuren seines mächtigen Forschergeistes zu folgen, von dem Versuche einer möglichst wissenschaftlichen Demonstration desjenigen Zeuge zu sein, was der menschlichen Vernunft von dem Wesen der Gottheit überhaupt erkennbar ist, der lese mit Aufmerksamkeit in Stunden ungestörter Muße die Abhandlungen **Spinoza's** über das Wesen und die Eigenschaften Gottes. *)

Dem **Denker** ein Genuß seltener Art wird derselbe in seinem Urtheile dem philosophischen Brillenschleifer jene Achtung nicht versagen können, welche der tiefe sittliche Ernst der Forschung, die offene ehrliche Bemühung um die Wissenschaft mit Recht beansprucht, sollten auch die Resultate einer solchen manchem Glaubenssatze gegenüberstehen.

3.

Bemerkungen über das Christenthum und die christliche Lehre.

„Wenn die Lieb' die letzte Schranke,
Die der Wahn erbaut, gefällt,
Tagt der eine Gottgedanke,
Der befreiten Menschenwelt!" —

* * *

Der Inhalt einer unzählbaren Menge von Abhandlungen über das Wesen des Christenthums und den Inbegriff der christlichen Lehre in politischen und theologischen Schriften, religiösen Erbauungsbüchern und anderen Werken läßt sich immer auf das herrliche herzerfreuende Grundgesetz der christ-

*) B. v. Spinoza's sämmtliche Werke übersetzt von Berthold Auerbach Stuttgart, Scheible, 1841. Band I, Seite 210 u. folg.

lichen Lehre, auf das Gebot der Humanität zurückführen. Dieses Gesetz der Liebe, wie es aus dem Munde **Jesu** kam, ist so einfach und klar, so allgemein verständlich, spricht so deutlich die einzige Möglichkeit aus, auf welche Weise die verschieden gesinnten, meist unter dem Einflusse ihrer Leidenschaften stehenden Menschen — nebeneinander friedlich leben können, daß es selbst dem geringsten Fassungsvermögen zugänglich ist, und aus diesem Grunde auch dort allgemeine Verbreitung und Aufnahme fand, wo ein höherer Stand der Kultur das Bedürfniß einer einfachen allgemein verständlichen — die Gefühle des Herzens befriedigenden — Religionslehre mit sich brachte, nachdem die bis dahin gegoltene, viel zu allegorisch gehaltene Fabelwelt der Griechen und Römer bereits sich überlebt hatte und der fortschreitenden Entwicklung menschlicher Vernunftbegriffe nicht mehr genügen konnte.

„Liebt euch einander, wie ich euch geliebt habe!" sprach **Christus** der Herr, „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut denen Gutes, die euch hassen und betet für die, die euch verfolgen und lästern, damit ihr würdige Kinder eures himmlischen Vaters seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt über Gerechte wie über Ungerechte."

Ich wüßte nicht, welch ein Moralgesetz eine größere Tugend, eine liebevollere, innigere, Gott wohlgefälligere Gesinnung zu seinen Mitmenschen — eine höhere sittlichere Beschaffenheit des Selbstbewußtseins in sich schlöße. — Wahrlich, wenn aus dem Munde des liebenswürdigsten Weisen aus Nazareth auch keine andere Lehre als diese allein gekommen wäre, sie wäre hinreichend, das Reich Gottes schon auf dieser Welt, d. i. ein Reich der Wahrheit, Liebe, Rechtlichkeit und Vernunft zu gründen.

Von den vielen Schriftstellern der neueren Zeit, welche über dieses Thema schrieben, mögen folgende herzinnige Worte aus größeren Abhandlungen einiger derselben mitgetheilt werden. Zuerst **Wieland**:

„Die Religion, von welcher **Christus** zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, d. i. der Religion Christi im eigentlichen Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinen Vater der Menschen, und diesen als seinen gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur eingeboren und eigen scheint, zu der einfachsten humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfnisse der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonischen und magischen Aberglauben, und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversiegbaren Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe für alles Gute, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstande, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen, was uns die Weisheit geringschätzen lehrt, vom innern Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immer nährender Hoffnung für die Zukunft!"

In ähnlicher Weise spricht sich **Kosegarten** *) aus:

„Herzerfreuend ist die Lehre **Jesu** in Absicht aller ihrer Hauptartikel. Wer ist der Gott des Evangeliums? Ist er etwa ein strenger Eiferer, der die Sünden der Väter heimsucht noch an den Kindern des dritten und vierten Gliedes? Ist er ein furchtbarer Donnerer, der mit dem Nicken seines Hauptes die

*) Ludwig Theobul Kosegarten, Doktor der Philosophie, Theologie und Rektor der Universität Greifswalde. † 1818.

Himmel und mit dem Zucken seiner Braunen die Grundfeste der Erde erschüttert? Ist er ein müßiger Träumer, der verloren in Beschauung seines eigenen Selbst ewiger Ruhe und ewigen Müßigganges pflegt? Ist er ein unerforschlicher Abgrund?

Solche unfruchtbare und zum Theil ungeheure Vorstellungen sind dem Evangelium völlig fremd; nur ein Bild kennt es für den hohen Unbekannten — das schönste, menschlichste, vertraulichste aller Bilder: das Bild des Vaters! Vater ist von Alters her sein Name!

Unser Vater im Himmel! so heißt er ihn uns begrüßen!

Herzerfreuend ist ferner, was das Evangelium über die wahre Gottesverehrung lehrt. — —

Es empfiehlt nur eine Art derselben, die Tugend — und wiederum ist ihre Tugend nur eine, die Liebe! — Liebe Gottes über alle Dinge — und Liebe des Nächsten um des eigenen Ich!

Herzerfreuend ist der Inhalt des Evangeliums auch dann, wenn er uns die Aussichten in jene Welt entwölkt. Was unser Herz begehrt, was unsere Ahnung weissagt, was unsere Vernunft vermuthet, was aus der Einheit des Ich — aus der Zweckmäßigkeit der Natur, aus der Unermeßlichkeit unserer Anlagen, aus der unendlichen Vervollkommnungs-Fähigkeit unseres Wesens, aus der Heiligkeit des Sittengesetzes, aus der nothwendigen Uebereinstimmung der Vernunft mit sich selbst, aus dem Einklang und der Harmonie aller Wahrheiten, welche die Weisen unserer und vergangener Zeiten zu beweisen suchten — das bestätigt die holde freundliche Lehre Jesu! Sie bestätigt, daß unser wahres Ich die Auflösung unserer Elemente überdauere."

Von einem andern Standpunkte, nämlich jenem der kritischen Würdigung, steht **Lichtenberg**, der über das Wesen des Christenthums sich folgendermaßen ausspricht:

„Ich glaube vom Grunde meiner Seele und nach der reifsten Ueberlegung, daß die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffen-Geschmiere und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken, verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten und allgemeinsten zu befördern. Allein ich glaube auch, daß es noch ein System gibt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst, und eben dahin führt, allein es ist nur für geübte Denker und gar nicht für den Menschen überhaupt, und fände es auch Eingang, so müßte man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen.

Wie leicht müßte es einem solchen Geist gewesen seyn, ein System für reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte, und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken, und in der Todesstunde aufzurichten? — Ja was würden die Jesuiten aller Zeiten und Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll, muß wahr aber verständlich seyn, wenn es ihm auch in Bildern beigebracht wird, die er sich auf jeder Stufe der Erkenntniß anders erklärt!“

Wenn nach diesem das Wesen der christlichen Lehre auf das schönste erhebendste Gefühl des Menschen — auf Humanität gegründet ist, und **Christus** selbst als das Vorbild göttlicher Milde und Sanftmuth hervorleuchtet, so mag hieraus die Absurdität jener Handlungen fanatischer Zeloten genügend hervor- gehen, welche, um die Religion der Liebe und Duldung zu verkünden und überall zu verbreiten, Andersgläubige mit Feuer und Schwert bedrohten, und in

der grausamsten Verfolgung dieser anders Denkenden, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten wähnten.

Das war aber gewiß nicht in dem Sinne des liebevollen menschenfreundlichen Ausspruches Christi gehandelt, der da sprach: „**Liebt euch einander, wie ich euch geliebt habe!**“ und den gräuelvollen Scenen, welche uns in diesem Betreffe die Geschichte überliefert, mag der Ausspruch eines neuern Dichters mehr als gerechtfertigt erscheinen:

Nur das ist Gottes Wort, was klar zu Herzen spricht,
Was Haß und Hader weckt, stammt nicht vom Himmelslicht!

Seuffert.

4.

Religion und religiöser Glaube.

„Religion ist Gottes-Verklärung im irdischen Dasein,
Aber der Mensch und die Zeit haben die Kirchen gebaut!“

Mahlmann.

Den verschiedenen Graden erreichter Geistesbildung und den damit zusammenhängenden religiösen Ueberzeugungen, in Verbindung mit den von Jugend auf eingepflanzten und durch die Vorschriften des herrschenden Kirchenglaubens aufrecht erhaltenen Religionsbegriffen gegenüber, bleibt es immerhin eine mißliche Aufgabe, weniger über die Religion selbst, als über die Religionsarten, d. i. Religionsmeinungen, eine Ansicht aufzustellen, weil hierin vor allen der Umstand entscheidet, ob dieselbe mit der Ueberzeugung eines Andern übereinstimmt oder nicht. Im ersten Falle wird das hierüber Gesagte als eine neue Bestätigung der eigenen Meinung günstig aufgenommen und gerne gehört, im andern Falle als eine unangenehme Glaubensstörung abgelehnt und oft ohne nähere Prüfung verworfen, ja nicht

selten — je nach der Größe der Meinungsdifferenz — an den Urheber als gottlos und verdammenswerth gehaßt und verfolgt.

Es giebt aber nun einmal leider keinen allgemeinen, alle Theile des religiösen Gebietes umfassenden, alle Menschen und alle Ueberzeugungen befriedigenden einheitlichen Religionsglauben, woraus jene unglückseligen Schismen und Parteiungen entsprangen, deren Haß und blutiger Zwist, soweit die geschichtliche Kunde zurückreicht, der Menschenfreund so tief und schmerzlich beklagen muß.

Das erhellt am Besten aus einer Zusammenstellung der verschiedenen Religionslehren und Glaubensmeinungen, welche von den Völkern dieser Erde angenommen, behauptet und vertheidigt wurden, und noch werden, und deren Vergleichung wohl zu den interessantesten Ergebnissen der Geschichtsforschung gehört.

Abgesehen von einer solchen ins Weite gehenden Untersuchung dessen, was man für wahr und falsch hielt, bestunden aber von jeher einzelne Aussprüche und Urtheile vernünftiger, ruhig denkender und philosophisch gebildeter Männer über Religion und Religionsbegriffe im Allgemeinen, welche einen denkenden vorurtheilsfreien Freund des Fortschrittes als eben so viele Belege geistiger Bestrebung nach Wahrheit und Erkenntniß in diesen gewiß allen Gebildeten nicht unwichtigen Dingen, besonders interessiren müssen. Wir wollen einige dieser Ansichten anführen, ohne damit etwa anders lautenden religiösen Grundsätzen und Ueberzeugungen im Geringsten nahe treten zu wollen. Dem hierin Unduldsamen aber müßen wir die Worte **Rousseau's** entgegenhalten, welche auch den Standpunkt bei der Auswahl dieser Aphorismen bezeichnen mögen:

„Was du auch für eine Partei ergreifst; so denke daran, daß die wahren Pflichten der Religion nicht aus menschlichen Anstalten hergeleitet werden können, daß ein rechtschaffenes

Herz der wirkliche Tempel der Gottheit, und daß in jedem Lande unter allen Sekten die Tugend der Rechtschaffenheit und Humanität die Hauptsumme des Gesetzes sei, daß es keinen Glauben gebe, der von den Pflichten gegen das Sittengesetz losbindet, daß nichts so wesentlich ist, als Pflicht, daß der innere Gottesdienst die erste aller Pflichten, und daß ohne diesen Glauben keine wahre Tugend sei!" —

I. Religion.

Die Religion gewährt dem Rechtschaffenen zwei unschätzbare Vortheile, ungestörten Frieden während seines Lebens und beseligende Hoffnung in der Stunde des Todes. **Plato.**

Wer seiner edleren Natur gemäß lebt und ihre Sorge sich angelegen seyn läßt und in jeder Rücksicht denkt und handelt, wie es eines vernünftigen Wesens würdig ist, nur der ist Gott angenehm. **Aristoteles.**

Der Zweck der wahren Religion soll seyn, die Grundsätze der Sitlichkeit sich tief in die Seele zu prägen. Wir handeln, wenn wir diese befolgen, nach dem Willen Gottes, und üben damit den einzig wahren Gottesdienst. **Thomasius.**

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie Humanität befördern, dieß ist der Prüfstein, selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen. **Herder.**

Was erhebt mehr des Menschen Geist, der sich von der Gewalt der Sinnlichkeit so leicht beherrschen läßt, was feuert ihn mächtiger zu allem an, was groß und gut ist, was bereichert mehr das Leben mit frohen erquickenden Gefühlen, was mischt mehr freudige Empfindungen und linderndes Labsal in das Traurige, woraus unser irdisches Leben zusammengesetzt ist, was gewährt der leidenden Menschheit unter dem Strohdache wohlthätigere Erleichterung, was stützt mächtiger das Gemüth unter dem Kummer der drückendsten Dürftigkeit, was erhält besser die duldende Fassung und den Muth zu leben

in den Herzen des von den schwersten Leiden Niedergebeugten, von aller Hülfe verlassenen Unglücklichen, was bewahrt ihn vor Verzweiflung? — was anders als die göttliche Religion, Trösterin, Helferin, Beglückerin des menschlichen Geschlechtes! —

Snell.

Nach dem Gange der Entwicklung des menschlichen Geistes läßt sich erwarten, daß einst die positive Religion von den Gesetzen, welche Zeitbedürfnisse in derselben eingeführt und bisher erhalten haben, allmälig gereinigt, zur reinen Vernunftreligion wird erhoben werden, sobald das Menschengeschlecht in seiner Ausbildung überhaupt diejenige Stufe wird erreicht haben, wo die **Wahrheit ohne Hülle es nicht mehr blenden wird.**

Es ist eine herzerhebende Aussicht, unser Geschlecht zu jener Stufe der Vollkommenheit bestimmt zu wissen, und wir können uns jenes glücklichen Tages freuen, sollten wir auch, wie Abraham den seinigen, ihn blos im Geiste sehen. Niethammer.

Religion, die sich auf Irrthümer gründet und in ängstlichen Aberglauben ausartet; Religion, die in leeren Gebräuchen und Ceremonien oder in dem unfruchtbaren Glauben an unbegreifliche Dinge besteht; Religion, die blos aus Wissenschaft als Theorie über gewisse Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt den Verstand des Menschen beschäftigt, aber sein Herz ungebessert und unberuhigt läßt; Religion, die nicht ganz moralisch ist, nicht geradezu zur Besserung der Menschen abzielt, oder die wohl gar das Laster — die Sünde begünstigt — eine solche Religion — hat keinen Werth. Zollikofer.

II. Religiöser Glaube.

Kein Volk in der Welt, an dessen Glauben nicht etwas Wahres ist, und wäre es nichts als das: es ist ein Gott! Je weiter dieser Gedanke entwickelt ist, um desto besser ist die Religion.

Pfranger.

Ob, wenn der Glaube fehlt, die Liebe hilft zum Heile,
Gewißheit wurde uns darüber nicht zu Theile;
Das aber ist gewiß, wenn Liebe dir gebricht
Und sei dein Glaube wie ein Fels, — er hilft dir nicht.

Seuffert.

Wenn in eurer letzten Stunde alles im gebrochenen Geiste abblüht und abstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen, so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort und stärkt mit ihrem Dufte im letzten Dunkel. Jean Paul.

Wenn auch der Muth dem Schicksal unterliegt,
So muß der bessere Glaube uns erheben.

Th. Körner.

Glaube steht dem am schönsten, der zugleich hochgebildet im Wissen ist. W. Menzel.

Mir sagts's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube!
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten,
Ein Augenblick kann Alles umgestalten! Wieland.

Der unbedingte Glaube ist das Schiboleth der Dummköpfe.

K.

III. Glaubensarten und Religionsmeinungen.

Es kann wohl verschiedene Glaubensarten und demgemäß Religionsbrüder, aber nur eine einzige für alle Menschen und in allen Zeiten gültige Religion geben. Kant.

Religion ist etwas anderes als Religionsmeinungen; es giebt nur eine Religion (wie für unsere Erde nur eine Sonne), aber unzählige Religionsmeinungen (Sonnenstrahlen).

Jean Paul.

Man verwechsle doch das Ceremoniel des Glaubens nicht mit Religion. Der Dienst, den Gott verlangt, ist der Dienst des Herzens. **Rousseau.**

Glaube wird nicht untergehen,
Glaubenslehren sind kein Glaube,
Gott herrscht in den ew'gen Höhen
Und der Meinungskampf im Staube!

Bechstein.

Mit einer Religion zerfällt der Tempelbau,
Die Priester werden faul und die Bekenner lau,
Gerade darin läßt sich Gottes Weisheit spüren,
Daß viele Wege zu demselben Ziele führen.

Seuffert.

Ich glaube fest, es führt mein Weg zum ew'gen Heil,
Und hoffe, andern wird's auf ihrem auch zu Theil!

Seuffert.

Des Glaubens Art und Maas ist eine Gottesgabe
Wie jede Geisteskraft und jede and're Habe,
Was Kinder glauben, kann dem Manne nicht genügen,
Wer Glaubenseinheit will, der fordert Glaubenslügen.

Seuffert.

Ein Mann, dessen Gottesdienst im Wohlthun, dessen Lehre in allgemeiner Liebe besteht, der Türke mag ihm fluchen, wenn er nicht nach Mekka, der Mönch ihn verdammen, wenn er nicht nach Loretto wallfahrtet, er lächelt über beide, aber er steht dem Unglücklichen bei, rettet den Unterdrückten! Glaube ohne Thätigkeit ist ein Körper ohne Leben — Rechtschaffenheit öffnet ihm die Pforte des Himmels! **Dietls.**

5.

Gebet, Frömmigkeit, Gottvertrauen.

„Bet' oft, so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böse scheu'n,
In Lieb' und Eifer nicht erkalten,
Und gern' zum Guten — weise sein.
Gellert.

Das Gefühl eigener Schwäche und Hilfsbedürftigkeit veranlaßt die Bitte. Diese an denjenigen zu richten, der die Macht besitzt, Hülfe zu gewähren, oder bei dem man diese Macht nebst dem Willen voraussetzt, ist eine in der Natur der Sache gegründete Handlung, und aus demselben Grunde Bitten und Wünsche für unser geistiges und leibliches Wohl der vorwiegende Inhalt unseres Gebetes zur Gottheit, als den Inbegriff aller Macht und Kraft, zu dem Herrn der Welt und dem Vater der Menschen!

Je nach den in dem Menschen durch die Religionslehre aufgestellten Begriffen von Gott und seinen Eigenschaften ist auch die Art und Weise des Gebetes und die Form der Gottesverehrung.

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen,
Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde,
Ein Kind mit Lächeln, kämpft ein and'res mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei!
Fr. Rückert.

Wohl ist es ein rührender Gedanke, diese Tausende von Menschen in der verschiedenen Form ihrer täglichen Gottes-Verehrung auf der ganzen Erde zu denken, wie jedes nach seiner besten Meinung und den Vorschriften erhaltener Belehrung sich dem Schutze des Höchsten empfiehlt, von seiner Güte neue Wohlthaten, von seiner Barmherzigkeit Vergebung

erfleht, oder seinen wohlverdienten Zorn, für begangenes Unrecht fürchtet, und alles das findet Gehör — Aufnahme vor dem Throne des Allerhöchsten, den der christliche Glaube sich als einen Vater aller Menschen denkt, der wie **Blumauer***) in seinem bekannten Glaubensbekenntnisse sagt, mit gleicher Liebe Alle umfaßt:

Ich glaube, daß Dir eine Art zu dienen,
Mehr als die and're Dir gefallen kann,
Allein ich weiß, Du hörest den Braminen
So gut, als wie den Christen an! —

Ein gläubiges Gemüth, verbunden mit einer reinen, vorwurfsfreien Seele, mag wohl im Gebete den besten Trost, im Unglücke, in den Stunden stiller Einsamkeit in sich selbst, den meisten Genuß, die höchste Beruhigung finden, und selbst verdorbene Naturen sind schon oft durch die Stille eines Gotteshauses, durch den eigenthümlichen Eindruck, den die geweihten Räume, die kirchlichen Geräthe, oder die Feierlichkeit des Gottesdienstes selbst auf das Gemüth macht, ergriffen worden, wenn auch die Gewohnheit, übler Einfluß oder Sinnenreiz schnell wieder die kurze Rührung übertäubten. Das Gebet soll kurz, aber innig, der Geist hiebei gesammelt seyn, und gläubiges Vertrauen auf die Wirksamkeit desselben unser Gemüth erfüllen. „Im Gebete weder ein Käufer", wie **Herder** sich ausspricht, „der um Waare handelt, noch ein Knecht, der um Lohn dient,"

Lege das Haupt zu Boden und sprich: Erzeige mir Höchster,
Was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient,
Gutes gieb mir Allvater und wenn ich auch nicht darum bäte,
Böses wende von mir, fleht' ich auch sehnlich darum!

Zu allen Zeiten wurde das Gebet als ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen erkannt, und bei allen nur halb civi-

*) Alois Blumauer, Dichter, † 1798 zu Wien.

lisirten Völkern, die für Gottesverehrung und Gebet bestimmten Stätten heilig gehalten und eines besonderen Schutzes gewürdigt. Ein Beweis, wie nöthig dem Menschen ein solcher Aufschwung seines Geistes zum Urheber aller Dinge, ein gläubiges Vertrauen auf die Wirkungen eines frommen Gebetes schien, das jedoch nicht immer allein ausreicht, in Fällen besonderen Bedürfnisses Rettung und Hülfe zu bringen; eigene Thatkraft, ungesäumtes Ergreifen der nächsten nothwendigsten Mittel, und den Segen von oben dazu erbeten, hilft sicherer in jeder Lage, als feiges muth- und kraftloses Verzagen und unthätiges Verharren bei allem Beten allein. „Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen", heißt ein altes Sprichwort, aber der Ausspruch:

Gut ist das Beten, besser ist das Handeln,
Gut ist das Knien, besser ist das Wandeln,
Doch fehlt die Kraft dir, fühlst du dich zertreten,
Dann besser ist's zu knien und zu beten!

enthält in einem gewissen Sinne eine philosophische Tiefe, über welche das Schiff des Glaubens gefahrlos seine Fahrt nimmt. In ernsten Zufällen des Lebens, am Grabe theuerer Angehörigen, in Stunden sinnender Rückschau auf ein bewegtes Leben, bei schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen, wo sich das verwundete Herz nach Trost und Beruhigung sehnt, fühlt man am Besten den Werth und die Kraft eines frommen herzlichen Gebetes, und rührenden Eindruck hat einmal die Endstrophe eines Liedes auf mich gemacht:

Wenn ich am Ende meiner Tage
Auch vor dem Tode nicht verzage,
Wenn ihr mich ruhig sterben seht,
So wiß't: ich lernt' es im Gebet!

6.

Einige Bemerkungen über Lohn und Strafe (Vergeltung).

„Glaub' mir, daß der Vergeltung Tag,
An keiner Schuld vorübergeht!"
* * *

Jener tiefreligiöse Glaube, nach welchem beinahe alle Völker dieser Erde, welcher Religion sie auch angehören mögen, von einer höheren Macht eine Vergeltung für das Verhalten des Menschen in dieser Zeitlichkeit erwarten, d. i. für sein gutes sittliches Leben — Belohnung hoffen für schlimme Handlungen aber — Strafe fürchten, ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten und bedeutungsvollsten Wahrnehmungen der Kulturgeschichte. Je nach der Art und Weise ihrer Religionsbegriffe malen sich die Menschen auch die Art und Beschaffenheit dieser Vergeltung aus, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Anschauung einen wesentlichen Einfluß auf die Handlungen der Menschen ausüben, indem sie den Guten zur Aneiferung und Beharrung in ihren guten Grundsätzen, den Schlimmgearteten aber zu einer Art Zaum und Zügel dient, womit die Furcht vor Strafe den Ausbruch ihrer Leidenschaften zu bändigen versucht.

Handlungen aber, die in der Hoffnung auf Belohnung ihren Beweggrund haben, oder aus Furcht vor rächender Vergeltung unterlassen werden, haben vor dem Forum der reinen Moral nicht den geringsten Werth, und nicht den mindesten Anspruch auf Lob und Belohnung, weil nicht die Handlung allein, sondern der Beweggrund derselben entscheidet, welcher moralischer Werth ihr beizumessen ist, wenn auch das allgemeine Urtheil der Welt, das jede That nur nach dem Erfolge beurtheilt, anders lautet und darum nicht selten Handlungen mit ehrender Anerkennung belohnt, welche vor dem Richterstuhle reiner Tugend verworfen wür-

den, wobei übrigens zur Beruhigung des Glaubens an eine waltende Gerechtigkeit die Worte **Auffenberg's** *) dienen mögen:

Die Strafe und die Schuld begegnen sich
Von dem Magnet des Schicksals angezogen,
Und wären sie durch Meere selbst getrennt,
An einem Ziele müssen sie sich finden!

denn:

„Jede Schuld rächt sich auf Erden!"

Viel höher aber steht der Mensch, der, unbekümmert darum, ob ihm daraus Vortheil oder Schaden, Lohn oder Strafe erwächst, **„das Gute thut, weil es gut ist,"** seinen Nebenmenschen aus dem reinen, schönen Gefühle der Humanität Liebes und Freundliches erweist, Hülfe und Beistand leistet ꝛc., der, immer seine höhere Bestimmung vor Augen habend: sich selbst zu veredeln, den Sieg über seine Fehler zu erringen sucht, das Laster — und alle schnöden Handlungen, aus reinem Ekel sich damit zu beschmutzen, flieht, und darum dem besseren Gefühle seiner Brust treu bleibt — selbst dann, wenn er überhaupt nicht einmal den Glauben haben sollte, daß ihm jenes nützen, dieses schaden könne!

Jeder denkende Mensch, dem außer der Sorge für den materiellen Bedarf dieses Lebens und dem Bestreben, sich recht viele angenehme Empfindungen zu machen, auch noch etwas Höheres, die Ausbildung seines Geistes, Erweiterung seiner Selbstkenntniß (das Hauptmittel moralischer Vervollkommnung) beschäftigt, wird in Stunden sinnender Selbstschau die Wahrheit der Behauptung anerkennen, wie wenig eine an und für sich gute Handlung, in schnöder Absicht des Eigennutzes, d. i. um für sich selbst etwas Besseres zu errei-

*) Joseph Chr. v. Auffenberg, g. h. badischer Hofmarschall, Offizier ꝛc., bekannt durch seine dramatischen Arbeiten (Opfer des Themistokles, Verbannten Flibustier, Löwe von Kurdistan) u. s. w.

chen, unternommen, Befriedigung des innern Gefühls gewährt, oder umgekehrt, wie wenig Kummer und Furcht das Verdammungsurtheil der Welt über eine Handlung veranlaßt, bei welcher zwar der Schein wider uns ist, bei der wir aber reinen Herzens geblieben sind, und deren Beweggrund das Gefühl der Tugend und Menschenliebe war.*) — Welch' ein freundliches befriedigendes Gefühl nährt der Redliche, der Menschenfreundliche, nach Erfüllung einer guten That, welche Beseeligung kommt ihm aus der Dankesthräne eines durch ihn geretteten Mitmenschen, welche Zufriedenheit mit sich selbst fühlt der Mensch, der eine böse Begierde überwunden, den herrlichsten Sieg über sich selbst errungen und sich leichten Herzens sagen kann: Gott Lob, daß ich dem Reiz widerstanden, wie drückend wäre mir das Bewußtsein meiner Schwäche! — Darin liegt bereis die Belohnung für sein edles Verhalten, gleichwie die Zentnerlast schlimmen Bewußtseins, die rächende Mahnung des nie schlummernden Gewissens bereits schon der Beginn der Strafe für das Laster ist — Wahrnehmungen, welche, mit Berücksichtigung noch anderweitiger moralischer sowohl, als physischer Folgen, Spinoza zu den inhaltsschweren Worten veranlaßt haben mögen:

Der Lohn der Tugend ist die Tugend selbst,
Die Strafe des Lasters — das Laster!

Denselben Gedanken hat schon **Seneca** gehabt, wenn er sagt:

---

*) Man wende hier nicht ein, daß derlei Handlungen wohl kaum einen „bösen Schein" zu fürchten hätten. Wer die Geschichte kennt, wird von der großen Anzahl jener großen und edlen Menschen zu erzählen wissen, welche in ihrer besseren Ueberzeugung handelnd,

„Thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten
und es der Menge offenbarten,"

und dafür als Märtyrer der Vernunft und Wahrheit von dem Despotismus oder der Dummheit ihrer zurückgebliebenen Mitwelt zu Schande oder Tod verurtheilt wurden.

„Die größte Strafe eines begangenen Unrechtes ist, — daß man's begangen hat — und Keiner wird schwerer bestraft, als wer der Folter der Reue übergeben wird.“

Lohn und Strafe können niemals die sittlichen Beweggründe von Handlungen seyn, und ihre Vorstellung höchstens bei eigennützigen Charakteren, denen Förderung oder Beeinträchtigung ihres Interesses in allen Dingen die erste Frage ist, Erfolg haben, wenn auch nicht geradezu abzusprechen ist, daß gerade aus dem Grunde, weil der Egoismus den Hauptcharakterzug des Menschen ausmacht, der Glaube an Lohn und Strafe mit zu den wirksamsten Mitteln gehören, um die Leidenschaften des Menschen zu zügeln, und dem Keime des Guten Nahrung zu geben, wenn gleich wohl aus bereits oben angeführten Gründen der philosophische Denker aus anderen und weit edleren Motiven Gutes und Böses beurtheilt.

Was übrigens die Lehren unserer Religion über eine auf uns harrende Vergeltung unseres jetzigen Erdenwandels anbelangt, so mag es wohl kaum eine freundlichere, beruhigendere Erläuterung geben, als sie **Eberhard** *) in seiner Apologie des Socrates diesem Weisen in den Mund legt:

Freund! glaubst du nicht, daß die Tugend den Menschen bei Gott angenehm mache? fragte Socrates seinen Ankläger.

Er mußte sagen: Ich glaube es.

Allein, setzte der Weltweise hinzu, wen hältst du für einen Tugendhaften?

Ist nur der ein Arzt, der alle Krankheiten heilt, nur der ein Künstler, der nie einen falschen Ton hören läßt, nur der ein Rechenmeister, der sich nie verrechnet hat? — So

*) J. A. Eberhard, Geheimrath und Professor der Philosophie, † 1805 in Halle: Neue Apologie des Socrates. Berlin, 1772. 2. Auflage 1786.

giebt es keine Aerzte, keinen Tonkünstler, keinen Rechenmeister, und ist nur der tugendhaft, der nie fehlt, der keine Schwachheit an sich hat, sich gar keines Versehens schuldig macht, so müssen wir Beide, du und ich, den Anspruch auf den Namen des Tugendhaften ewig aufgeben. Ist aber die Tugend die Fertigkeit der Seele der Vernunft zu gehorchen, worin ihre Gesundheit, ihre Schönheit und ihr Wohlsein besteht und erlangt man diese Fertigkeit durch Uebung und durch das Bestreben, seine Vernunft zu verbessern und ihren Gesetzen immer mehr zu gehorchen, so kann es darin verschiedene Grade geben, wovon uns jeder zu einem angemessenen Antheile göttlicher Huld berechtigt, und dieser Grad macht genau die Stufe der Glückseligkeit aus, der wir fähig sind, und die uns auch nicht entgehen wird.

Capitel II.

Allgemeine moralisch-philosophische Meditationen.

7.

Wahrheit.

„Irrthum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."

Goethe.

Wahrheit ist das Ziel des Forschers, der unzertrennliche Gefährte der Weisheit und der Stempel — der Rechtschaffenheit. Sie ist die schönste Tugend des Menschen, deren Ausübung — wie schon Pythagoras gesagt — ihn Gott ähnlich macht. Liebe zur Wahrheit ist das Kennzeichen eines unverdorbenen Herzens, deren Mangel selbst der Volksglaube mit noch anderen schlimmeren Eigenschaften in Verbindung setzt, Rechtschaffenheit, die sich allein auf Wahrheit gründet, der Grundpfeiler jedes gesellschaftlichen Verkehrs.

Wahrheit ist es — deren Sieg, wird sie auch noch so unterdrückt und verfolgt — am Ende dennoch unaufhaltsam ist, die wie eine leuchtende Sonne sich aus dem Wuste der Entstellung erhebt, und mit ihren unerbittlichen Strahlen jeden Winkel der Lüge und des Truges bescheint, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigend. *)

---

*) Die alten Aegyptier wählten die Sonne zum Symbol der Wahrheit und verbanden in ihren bildlichen Vorstellungen das Herz mit der Zunge.

Valer. Maximus denkw. Reden u. Thaten.

Mag auch vielfältige Erfahrung den Ausspruch **Hofmeister's** *) bestätigen, daß

„so schön auch die Worte klingen, die Wahrheit fast immer doch nur aus Neid, Schadenfreude und Rache gesagt wird",

so giebt es dennoch viele wackere Männer und Verehrer der Wahrheit, welche dem inneren Drange ihres edlen Herzens folgend, überall und unaufgefordert als rechtschaffene wackere Streiter für Wahrheit und Recht einstehen, und wenn sie auch manchmal im ungleichen Kampfe mit ihren und ihrer Tugend Feinden erliegen, durch das erhebende Selbstgefühl ihres reinen Bewußtseins, das Gute und Rechte gewollt und vertheidigt zu haben, reichliche Belohnung finden, die sich noch mehr durch die Achtung und das ehrende Gedächtniß in den Herzen aller Redlichen erhöht.

Ein rührendes Bild reiner Tugend stellt **Lavater** **) in der Schilderung eines Wahrheitsliebenden auf:

„Wer alles so sieht, wie es sich ihm darstellt, wer die Wahrheit und alles Gute, was sich ihm zeigt, frei wirken läßt, ohne laut oder leise, öffentlich oder heimlich, unmittelbar oder mittelbar demselben entgegen zu wirken, wer sich gegen die Wahrheit blos passiv verhält, ihr weder offensiv noch defensiv widersteht, wer nichts will, als was sie will -- sie die Wahrheit, die alles erleuchtende Vernunft aller Vernunft, wer nicht durch Eigensinn oder Eigenliebe, nicht aus Hastigkeit, nicht aus Trägheit, nicht aus Herrschsucht, nicht aus Kriecherei abspricht, ehe er sie gehört hat, wer nie vor reifer ruhiger Ueberzeugung urtheilt, auch wenn er geurtheilt hat, für alle Zurechtweisung ein offenes hörendes Ohr, ein lenksames Herz hat, wer sich der

*) Jakob C. C. Hofmeister, Kleine Gedanken. Cassel, 1852. Eine vortreffliche Sammlung philosophischer Aphorismen über verschiedene Gegenstände des höheren Denkens. (In diesem Werke oft citirt.)

**) J. Cap. Lavater, Pfarrer in Zürich, † 1801, bekannt durch seine zahlreichen religiösen und theologischen Schriften und Werke über Physiognomik.

Wahrheit freut, wo und wann und wie und bei wem und durch wen er sie immer finden mag, sie sich nicht berühren läßt vom Irrthume des Herzensfreundes, die Wahrheit mit offenen Armen von den Lippen des Todfeindes heraushebt und an sein Herz drückt, wer allenthalben Ueberzeugung hoch hält, nie wider, nie ohne Ueberzeugung handelt, urtheilt, spricht — der ist der redliche Rechtschaffene, eine Ehre der Menschheit, er ist aus der Wahrheit. **Christus** würde ihn einen Sohn der **Wahrheit** nennen!"

Diesen nun stehen jene selbstsüchtigen Menschen als Feinde der Wahrheit gegenüber, welche ihrer Verbreitung grundsätzlich hinderlich sind, wenn sie ihre egoistischen Interessen durch Kundwerden der Wahrheit gefährdet glauben, und darum lieber die Lüge und den Irrthum unterstützen, der ihre Herrschbegierde oder ihre Habsucht begünstigt. Es ist überflüßig, diese schlimme Richtung des Charakters näher zu beleuchten, die dem Menschenfreunde nur zu oft in der täglichen Erfahrung — im Kleinen — wie in der Weltgeschichte — im Großen entgegentritt.

Vom heiligen Eifer für Wahrheit erfüllt, schrieb unser große **Lessing**:

„Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen, Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektiv als möglich denken könnte; daß er subjektiv möglich ist, höre ich leider!"

Diesen Gegnern schließen sich weiters noch eine Anzahl (wie man sie nennen könnte) indirekte Feinde der Wahrheit an; das sind die Denkfaulen oder Furchtsamen, welche um keinen Preis aus dem Schlendrian ihrer angelernten Schulbegriffe herauszubringen sind, die förmlich jede Untersuchung fürchten, die sie aus ihrer behaglichen Ruhe scheuchen

und ihnen für die ihnen liebgewordene Täuschung eine Wahrheit aufnöthigt, „die sie zur Verzweiflung bringt."

Derlei Menschen sehen nun freilich nicht ein, daß — wie ein Schriftsteller sagt:

„ihre Furcht vor Verirrung bei Entdeckung neuer Wahrheiten, ihr Vorsatz: lieber ruhig an den einmal angenommenen Wahrheiten zu halten, welche sie auch immer seyn mögen, nichts anderes heißt, als: sie wollen nicht gehen, aus Furcht die Beine zu brechen. — — Hat denn Gott dem Menschen nicht die Beine gegeben, um zu gehen, und den Verstand, um ihn anzuwenden?"

sie wollen nichts von einer höheren Beschäftigung des Geistes, nichts von jenen „unnützen" Spekulationen wissen, welche jedem denkenden Manne so einzig interessant erscheinen, und an denen er seine Geisteskräfte übt, sie sehen nicht ein, daß, wie **Tieftrunk***) so schön definirt:

„Der Zweifel es ist, der die Untersuchung, Irrthum, der die Prüfung gebiert: Prüfung strengt an, läßt Wahrheit finden und begründen; Fehltritte machen vorsichtig, die Sünde weckt, Strafe belehrt und führt wieder zur Tugend; durch Steigen und Fallen lernt der Mensch gehen, Streit und Gegenstreit, Behauptungen und Zweifel sind unentbehrliche Mittel, die Untersuchung im Gange zu erhalten und den Geist vor schlummernden Beifall zu bewahren!"

Solche Menschen vergessen ganz darauf, daß unter dieser geistigen Lethargie selbst ihr innerer Gehalt leidet, — wenn wir anders **Lessing** Recht geben wollen, der behauptet:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen aus, denn nicht durch den Besitz,

*) J. L. Tieftrunk, Professor der Philosophie in Halle, † 1837. (Versuch einer Kritik der Religion und aller religiösen Dogmatik. Berlin, 1790.)

sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitert sich seine Kraft und mit ihr seine Vollkommenheit."

Diese eigenthümliche Renitenz gegen Untersuchung und Aufnahme neuer Wahrheiten, die man bei so vielen Menschen beobachtet, hat auch **Schiller** zu der Bemerkung veranlaßt, daß:

„in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn müße, was die Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem viel bedeutenden Ausdrucke versteckt: Sapere aude. (Erkühne dich weise zu seyn.)

Energie des Muthes gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythos die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen, denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen sein wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härteren Kampf mit dem Irrthume aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gerne über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleid verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die anderen, die ein besseres Loos von dem Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe den Strahlen der Wahrheit vor. — — Auf eben diese

Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glückes gegründet, und sie sollten nun eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt! Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben, eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab!"

Diese Trägheit ist aber nicht allgemein, wie die vielseitigen aufrichtigen Bestrebungen, die Wahrheit zu entdecken, auf jedem Gebiete menschlicher Wissenschaft beweisen. Es hat immer einzelne tüchtige Männer gegeben, die die Aufgabe ihres Lebens in der möglichsten Vervollkommnung ihrer geistigen Erkenntniß fanden, welche freudig Gut und Leben ihrer besseren Ueberzeugung und dem Nutzen ihrer Mitmenschen opferten und von diesen, wenn auch anfangs verkannt, dennoch später als ihre Wohlthäter verehrt wurden.

Nicht minder giebt es im Stillen so manchen Denker, der, wenn er auch die Früchte seiner Bestrebungen nicht zu Markte bringt, einen Schatz besserer Ueberzeugungen in sich trägt, der Muth und Geisteselastizität genug besitzt, sich von den Fesseln herkömmlicher Anschauung zu lösen und zur Sonnenhöhe einer Weisheit aufzustreben, welche die besten Menschen, die je gelebt, zu ihren Jüngern zählte. Das ist eben ein lichter Geist, ein Mann der unermüdet nach höherer Erkenntniß strebt, dem das Bewußtsein, die Summe menschlichen Wissens durch sein redliches Bemühen, auch nur um einige Ziffern erhöht zu haben, ein wonnevoller Genuß ist, der

„die Wahrheit um ihrer selbst willen lieben, alles umarmen wird, was ihn zu ihr zu führen verspricht, gesetzt, daß er auch eine Meinung, bei der er sich wohl befand, auf ewig darüber einbüßen sollte."

Es ist am Ende nicht einmal so schwer, als man gewöhnlich glaubt, die Wahrheit zu entdecken, wenn man den

redlichen Willen hat, sie finden zu wollen. Mit jeder Stufe erreichter Erkenntniß, mit jeder neuen Wahrheit, die der fleißige Forscher entdeckt, entflieht ein altes Vorurtheil.

„Die einfachsten Wahrheiten“, sagt Jacobs *), „sind oft wie das Grabmal des Archimedes, das Cicero in Syrakus entdeckte, mit Dornen und Disteln verhüllt. Oft gehen Jahrhunderte hin, ehe man ihr Dasein ahnt, und dann wieder Jahrhunderte, ehe man es wagt, das geweihte Gestripp abzuhauen und niederzutreten.“

Auch **Gellert** **) ist der Meinung:

Die Wahrheit, die wir alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben!

Aber es gehört der sittliche Ernst des Forschers, das aufrichtige Bestreben, durch Erkenntniß der Wahrheit vollkommener zu werden, nicht die frivole Neugierde unlauterer Skepsis und vor allem ein reines Herz dazu, die Wahrheit ohne Reue zu finden. Wer erst in den traurigen Folgen einer Schuld erkennt, wie er hätte handeln **sollen**, wem die empfindliche Strafe der Sünde erst zeigen mußte, wo Vernunft und Wahrheit ist, dem „wird sie nimmermehr erfreulich seyn.“ Denn unerquicklich ist jede Erkenntniß, zu welcher Thorheit oder Laster den Weg gebahnt hat. Um so genußreicher ist der Gewinn aus den Untersuchungen red-

---

*) Chr. W. Jacobs, früher Oberbibliothekar und Direktor des Münz-Kabinets zu Gotha, † 1847 dortselbst, hochverdient um seine Leistungen auf dem Gebiete der Archäologie und Philologie und tiefes gründliches Studium der Alten — z. B. reizende Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie. (Tempe, Leipzig. 1803. 2 Bde. Noch mehr verbessert in seinem Werke: Leben und Kunst der Alten. Gotha, 1834.

**) Chr. Fürchtegott Gellert, Dichter und Moralist, † 1769 als Prof. der Philosophie in Leipzig. Weit berühmt durch seine Fabeln u. Erzählungen 2c.

lichen Eifers für eigene Vervollkommnung und Erweiterung der Wissenschaft, bei denen

„man des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlt."

Der vernünftige Mann wird überhaupt, wenn er auch nicht sich ausschließend mit wissenschaftlichen Forschungen abgiebt, niemals einer Wahrheit aus dem Wege gehen, die ihm eben zukommt, sie vielmehr als eine Bereicherung seiner Kenntnisse begrüßen; nur Dummheit oder Bosheit sind die geschwornen Feinde der Wahrheit, und diese sind es, welche zu der beißenden Bemerkung **Börne's***) Anlaß geben mochten:

„Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz**) entdeckte, brachte er den Göttern eine Hetakombe dar. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit ans Licht kommt!"

Wir schließen diese Zeilen mit dem enthusiastischen Lobspruche eines edlen Mannes:***)

„Wahrheit! schönes großes heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken und dem Menschengeschlechte so theuer, daß Religion und Philosophie an die Ergründung seines göttlichen Sinnes die höchste Glückseligkeit knüpfen. Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen — wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte?" —

G. Forster.

*) Ludwig Börne, † 1837 zu Paris, durch seine politischen und kritischen Schriften (Briefe aus Paris 2c.) berühmt.

**) In jedem rechtwinkligen Dreiecke ist das Quadrat der Hypothenuse gleich dem Quadrate der beiden Katheten.

***) J. Georg Ad. Forster, Hofrath, Oberbibliothekar u. Prof. in Mainz, † 1794 zu Paris, einer der vorzüglichsten deutschen Prosaiker, bekannt durch seine Reise um die Welt (mit dem Kapitän Cook) und mehrere geistvolle Schriften.

8.

Weisheit.

„Nichts bereuen müßen ist aller Weisheit Anfang."
Young.

Man hat als das höchste Ziel der Weisheit die Erkenntniß bezeichnet, welche alle Dinge auf ihre Grund-Ursache zurückzuführen vermag, ihnen demnach ihren richtigen Werth beilegt und sie an ihren Platz zu stellen weiß; somit wäre Weisheit des Menschen nichts anderes als Erkenntniß der Wahrheit. Das genügt aber nicht allein, wenn der Mensch seine bessere Erkenntniß nicht auch in seinen Handlungen bethätigt, d. i. sein Leben nicht auch nach den Grundsätzen der Wahrheit, des Rechtes und der Tugend einrichtet, zu denen er sich äußerlich bekennt. Deßhalb erklärt Schwarz*) nur jenen Menschen im Besitze der Weisheit, der

„durchaus die Maxime hat, tugendhaft zu seyn und nach Pflicht zu handeln, wenn er auch überall dieser seiner Maxime treu bleibt, alle seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten dazu anwendet, wenn so sein ganzes Leben einen Zweck hat, die höchste Bestimmung des Menschen zu erreichen und wenn sich alle seine Handlungen auf diesen Zweck beziehen."

Es ist somit die Weisheit durch die Tugend bedingt, und

„die Erkenntniß der Wahrheit nicht allein, sondern ein Leben in und für die Wahrheit — Weisheit!"

Diese Haltung ist aber den steten Anfechtungen menschlicher Schwächen und Leidenschaften gegenüber, keine gar so leichte und deßhalb die Weisheit keine so weit verbreitete

*) Fr. H. Chr. Schwarz, Doktor der Philosophie und Theologie, geh. Kirchenrath, † 1838 zu Heidelberg. Lehrbuch der moralischen Wissenschaften. Leipzig, 1793.

Tugend, als der Menschenfreund wünscht, der mit dem Dichter selber zugestehen muß:

> Schwimmen im Strom der Welt und rein die Seele halten,
> Ist nur den Lieblingen der Götter vorbehalten. Seuffert.

Sich aber jenem Ziele, das jedem rechtschaffenen Willen vorschweben muß, möglichst zu nähern, ist die Aufgabe jedes Menschen, die er nur auf Kosten seines inneren Werthes vernachläßigt. Der Weg zur Weisheit geht in der Regel an jenen Stellen, „wo ihr Name im goldenen Schilde prangt" — vorüber — „denn da wird sie selten gefunden" — und in das Innere des eigenen Selbst. Schon die Weisen des Alterthums hielten die Selbsterkenntniß*) für das wesentlichste Erforderniß zur Weisheit; vom Tempel des delphischen Apollo glänzte die Aufschrift: **Erkenne dich selbst**, und **Socrates****) machte den Satz zum Fundament seiner Weisheitslehre.

Er trägt auch den Stempel der Wahrheit an der Stirne, denn woher sonst nehmen wir den Maaßstab zur Beurtheilung des Guten und Bösen, als aus der Erkenntniß dieser Zustände an uns selbst? Diese verschaffen wir uns aber, wenn wir uns selbst und durch uns erst die Menschen studieren, wenn wir uns ehrlich selber auf unseren moralischen Gehalt prüfen, die Frage stellen: sind alle unsere Handlungen und die Beweggründe hiefür, gerecht, edel und gut? Was und wie oft haben wir zu bereuen gehabt ꝛc.? Was loben und hassen wir an anderen Menschen, was kön-

---

*) Der letzte Artikel (Nr. 15) dieses Kapitels behandelt die Selbsterkenntniß näher.

**) Professor Ernst von Lasaulx hat in einer 1857 erschienenen Schrift „des Socrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten" (München, bei Cotta) die Biographie dieses berühmten Weltweisen, unter steter Nachweisung der bezüglichen Nachrichten in den Original-Werken der griechischen und römischen Autoren in vortrefflicher, wahrhaft genußreicher und erhebender Weise dargestellt.

nen wir an uns selber loben. Wenn wir der vortrefflichen Lehre **Feßler's** *) folgen:

„Willst du weise werden, so studiere die Menschen, lerne sie kennen, damit du von ihrer Armuth reich wirst, aus ihren Thorheiten Klugheit, aus ihrer Bosheit Güte, aus ihrer Unruhe und ihrem Mißvergnügen Friede des Herzens und Genügsamkeit, aus ihren Spielen und Tändeleien Ernsthaftigkeit, aus ihrer Heuchelei und Verstellung, worin sie sich gegenseitig die Augen verbinden, Offenheit und Redlichkeit in deinem Betragen lernst,"

eine Lehre, die schon dem alten persischen Fabeldichter **Lockmann** bekannt war, der einst auf die Frage: woher er seine Weisheit bekommen habe, ruhig antwortete:

„Von den Thoren, denn ich habe immer das Gegentheil von dem gethan, was mir an ihnen nicht gefiel!"

Diese Manier durch Aufmerksamkeit auf die Fehler und Thorheiten Anderer im Vergleiche zu unserem eigenen sittlichen Zustande unsere Erkenntniß zu erweitern, ist jedenfalls der anderen Methode vorzuziehen, selbst, praktisch den Weg durch alle Verkehrtheiten, Sünden und Fehler gegen das Gebot der Weisheit durchzumachen, um endlich durch eigenen Schaden klug zu werden, oder wie **Börne** sagt:

„an sich selbst alle Narrheit zu erschöpfen, um auf den Boden der Weisheit zu gelangen."

Darum hieß es schon bei den alten Griechen:

Glücklich wer das Vergangene sich vorsetzt zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht selber ein Warnender sei!

Unendlicher Vortheil entsprießt aus einem der Weisheit und Tugend gewidmeten Leben. Abgesehen von dem stillen

---

*) Jg. Aurelius Feßler, Gen.-Superintendent und Kirchenrath d. luth. Gemeinde zu Petersburg, † 1839: Marc Aurel (Breslau, 1793), ein biographischer Roman, welcher in diesem philosophischen Kaiser die erhabenste Römer-Tugend, den ächten Schüler der Stoa und das Bild des edelsten Menschen zur Anschauung bringt.

fortwährenden Frieden des Herzens, den keine Erinnerung, kein Vorwurf einer unedlen Handlung stört; mit welch' ruhiger würdevoller Resignation betrachtet der Weise den Lauf der Welt, den Tummelplatz armseliger Leidenschaften, die Bemühungen der Menschen zur Erreichung von Dingen, die er längst nach ihrem eigentlichen Werthe und inneren Gehalte erkannt und gewürdigt und ihm deßhalb längst nicht mehr wünschenswerth erscheinen; denn es ist immer das zuverläßigste Zeichen eines weisen Mannes, daß ihm gering erscheint, was gewöhnliche Menschen bis in den Himmel erheben, und daß er hoch schätzt, was sie gering achten!

Der geistvolle **Kästner** *) sagt in einem seiner Epigramme:

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren,
Was giebt die Weisheit uns? — den Geist, das zu entbehren!

und ein anderer Schriftsteller bemerkt sehr richtig:

Die Weisheit wehrt nicht allen Plagen,
Allein sie lehrt sie alle tragen!

Und wenn sie nichts böte, als die Emanzipation von der Sklaverei jener so zahlreichen, bei näherer Untersuchung oft so lächerlichen Meinungen Anderer, „die uns täglich weit mehr als unsere **eigene** kostet! — Welch' ein Gewinn, die Last solcher alten, in nichts begründeten Vorurtheile los zu werden — was nebst der Entdeckung neuer Wahrheiten, der philosophische König Friedrich II. mit zu den lebhaftesten Vergnügungen zählte, die ein weiser Mensch in der Welt haben kann.

Demjenigen aber, der unbegriffen und unverstanden von ganz und gar materiellen Menschen, für die es keinen anderen Gedanken, kein anderes Ziel giebt, als ihr Erdenleben möglichst oft und viel zu den Freuden des sinnlichen Besitzes

---

*) Abraham Gotthelf Kästner, Professor der Mathematik und Physik in Göttingen, † 1800, berühmt durch seine beißenden Epigramme.

und Genusses zu benützen, und der wohl gar noch unter ihrem Spotte und dem Ausdrucke ihrer niederen Erkenntniß zu leiden hat, dem rufen wir die trostvollen Worte **Schiller's** zu:

Willst du Freund die erhabensten Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Der Kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem du scheidest,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug!

9.

Tugend.

„Die Tugend dient sich selbst zum Lohne,
Sie ist's allein, die uns erhöht,
Und der hat mehr als eine Krone,
Der sie verdienet und — verschmäht."

Cronegk.

„Tugend ist die Befolgung der erkannten Vernunftgesetze über Recht und Unrecht, um ihrer selbst willen," also wie sie **Schiller** definirt, „nichts anderes, als Neigung zur Pflicht," oder nach **Schwarz's** Erklärung: „Das Bestreben gut zu handeln, dem sittlichen Gesetze die ausgebreitetste Herrschaft über unser Thun und Lassen, über alle unsere Triebe und Neigungen zu verschaffen," mit anderen Worten: „der siegende Kampf des sittlichen Gefühls über die Sinnlichkeit."

Ueber die Ausübung der Tugenden nun ist so viel gesprochen und geschrieben, erläutert und gepredigt worden, daß sich schon **Schiller** zu der Aeußerung veranlaßt sah:

— — — — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Und in der That, wenn man genauer untersucht, wie wenig es, trotz aller Mahnungen, Lehren, Beispielen und

Predigten, wahre, eigentliche — uneigennützige Tugend giebt, wie stets der Vortheil und der leidige Egoismus die Gesinnungen der Menschen lenkt, wie oft selbst scheinbar gute Handlungen aus unlauteren Beweggründen geschehen, wie möchte man nicht beinahe müde werden, von Tugend sprechen zu hören, die so selten geübt wird.

Nichts desto weniger ist es die Pflicht jedes Menschenfreundes, durch Schrift und Wort unabläßig auf das bessere Gefühl seiner Mitmenschen hinzuwirken, Tugend und Rechtschaffenheit als das Schönste und Edelste an den Menschen überall zu empfehlen, da wo sie ihm entgegentritt, und sei sie auch im Bettlerkleide überall zu ehren und hoch zu achten, und sich nicht von jenen „gewöhnlichen" Menschen beirren zu lassen, von denen schon **Ovid** klagt:

> „daß ihre Tugend stets ihren Lohn wolle, daß die Schönheit der reinen Güte sie nicht reize, wenn äußere Belohnung fehlt; nur das, was nützt, gefällt!"

Solchen Menschen tritt **Cicero** mit der Lehre entgegen:

> „Folge in der Ausübung irgend einer Tugend deiner Pflicht, nicht deinem Vortheile je mehr der Mensch in allem, was er thut, des Vortheils achtet, desto weniger ist er ein sittlich guter Mensch!"

Und so ist es auch.

Derjenige, der „ohne Rücksicht auf Vortheil oder Schaden, das Gute thut, weil es gut ist, der übt allein reine Tugend und die mit ihr auf das engste verbundene Gerechtigkeit aus. Der Rechtschaffene findet seinen reichsten Lohn in dem Bewußtsein, gut und gerecht gehandelt zu haben und **Theognis** *) schönes Wort lebt immer in seinem Herzen:

*) **Theognis** aus Megara, griechischer Dichter, lebte um 550 v. Chr., vortheilhaft bekannt durch seine Gnomen.

Lieber begnüge dich, fromm und mit wenigen Gütern zu leben,
Eh' du im Reichthum schwelgst, den du dir sträflich erwarbst.
Bei der Gerechtigkeit wohnet zugleich auch jegliche Tugend.
Gut ist Jeder, o Sohn, welcher Gerechtigkeit übt.

Es ist nun nicht zu läugnen, daß der in dem Menschen eingewurzelte Trieb nach sinnlich angenehmen Empfindungen, dessen Befriedigung nicht selten den strengen Anforderungen der Moralgesetze gegenübertritt, dem Vorsatze selbst des redlichsten Willens, der Tugend getreu zu seyn, viel zu schaffen macht, daß die Vernunft, welche eben diese sinnlichen Triebe beherrschen soll, nicht immer auch stark genug ist, die wilde Leidenschaft zu bändigen, zu welcher ohne Zweifel auch manchmal eine „unglückliche" Körperkonstitution disponirt, nichts desto weniger fühlt der moralisch gut gesinnte Mensch Kraft genug in sich, wenigstens den gröbsten Ausbruch seiner Leidenschaften zu unterdrücken, wenn er überhaupt den Willen hat, seine moralische Kraft gegen Anfechtungen zu gebrauchen, von denen er später bei ruhigerem Blute selber einsehen muß, daß sie ihm wahrlich weder zu einem materiellen Vortheile waren, noch die Ruhe eines reinen Selbstbewußtseins erhalten konnten.

Und doch ist diese letztere ein so köstliches Gut und wie **Zachariae** *) sagt:

„ein großer herzerhebender Gedanke, daß die tugendhaften Menschen aller Zeiten und unter jeder Zone ein großes Reich bilden, dessen unsichtbares Oberhaupt die Gottheit selbst ist. Welche Würde, sich ein Bürger dieses Reiches zu fühlen!"

Wem es darum zu thun ist, sich ein solches erhebendes, wahrlich in allen Fällen des Lebens ermuthigendes Gefühl der Rechtschaffenheit und des eigenen sittlichen Werthes zu

*) F. W. Zachariae, Kanonikus in Braunschweig, † 1777. Poetische Schriften. Braunschweig, 1772.

bewahren, der darf nur immer des einfachen sinnigen Lebensspruches des frommen Wandsbecker Boten *) eingedenk seyn:

Recht thun und edel seyn und gut,
Ist mehr als Gold und Ehr'.
Da hat man immer frohen Muth
Und Freude um sich her.
Ist immer mit sich selber eins,
Haßt kein Geschöpf und fürchtet kein's!

Zum unschätzbaren Kleinode aber wird das Gefühl der Tugend, des ungetrübten Selbstbewußtseins in den letzten Stunden des Lebens, „wo die Erinnerung an eine gute That am lautesten flüstern wird!" Herzerhebend und vielleicht allein hinreichend ein — nicht bösartiges, sondern nur vielleicht leichtsinniges Herz zu dem ernstlichen Vorsatz der Besserung zu führen, sind die frommen Worte **Mutschelle's** **):

„Wenn der letzte Abend kommt, und wir uns auf unser Lager strecken, ohne wieder aufzustehen, wenn selbst der Trost der innigsten Theilnahme zögernd die Nutzlosigkeit seiner Bemühung zugeben muß, und wir im Kampfe des Trostes so sehr bedürfen, o was wir für ein Labsal wird es dann für uns seyn, unsere Tugend mit ans Grab gebracht zu haben, und auf Erden die Plätze, auf die uns der Schöpfer stellte, redlich und treu ausgefüllt zu haben. Nie ist es größere Seligkeit, sein Leben wohl angewendet zu haben, als am Schlusse desselben, daher stirbt der Fromme so still und getrost, daher weiß er noch seine Lieben zu trösten, die ihre Thränen auf sein Todbett hinweinen!"

*) Math. Claudius, Herausgeber der Volkszeitung, der Wandsbecker Bote, Bankrevisor, † 1815 zu Hamburg, Höchst talentvoller u. origineller Schriftsteller. Asmus omnia sua secum portans, od. sämmtl. W. d. Wandsb. Boten. Hamburg, 1819.

**) Sebastian Mutschelle, früher fürstl. Freising'scher geistl. Rath und Pfarrer zu Pamkirchen bei München, dann Professor der Theologie in Königsberg, † 1800. Verm. Schriften od. philos. Gedanken u. Abhandl. München, 1799.

10.

Ueber Humanität.

„Das Kleinste, beut es Liebe dar,
Verwandelt sich zum Segen."
Agnes Franz.

Die schönste Zierde des Menschen ist das aus dem sanften wohlwollenden Gefühle für seinen Nebenmenschen hervorgehende Bestreben, demselben Gutes zu thun, seinen Fehlern und Gebrechen Milde und Nachsicht zu schenken, ihm im Nothfalle jede mögliche Hülfe zu leisten und so unbekümmert um dessen Dank oder Undank, dem freundlichen Gefühle der Theilnahme *) Genüge zu thun, mit einem Worte die Tugend der Humanität, welche **Herder** so schön „nur eine Vorübung, — die Knospe einer zukünftigen Blume" — nennt.

Es ist nun nicht zu läugnen, daß, wer nur einigermaßen mit prüfendem Auge den Grundcharakter des Menschen-Geschlechtes beobachtet hat, diesen noch überall, mehr oder minder ausgeprägt, als entschiedenen Egoismus erkannt hat, der, mag man ihn mit noch so vielen umschreibenden Namen benennen, als Stolz, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Vergnügungssucht, Eifersucht, Gewinnsucht, auch Haß und Liebe, und wie die hundert übrigen Leidenschaften der Menschen alle heißen mögen, die alle in einem egoistischen Gefühle ihren Grund finden, allerdings hinreichend seyn könnte, um selbst dem wärmsten Menschenfreunde die Ausübung seiner Tugend zu verleiden, besonders wenn man, wie so häufig, die Beobachtung gemacht hat, daß bei dem meisten Menschen, wenn sie noch so unglücklich und elend waren, und in diesem Zustande auch wirklich in ihrem Benehmen jene Tugenden ge-

*) Hierüber folgt im 9. Capitel ein eigener Artikel (Nr. 63).

zeigt hatten, welche ihnen unser Herz und Theilnahme gewann, bei einer nachhaltigen Umwandlung ihrer Verhältnisse zum Besseren, diese angeblichen Tugenden augenblicklich in den Hintergrund treten, und dafür die Fehler des Undankes, des ganz gemeinen Interesses, des Hochmuthes, der sich der vergangenen schlechteren Tage und ihrer Zeugen schämt — kurz wieder alle jene egoistischen Grundübel zur Erscheinung kommen, welche unter dem Drucke äußerer Verhältnisse nur versteckt, nur ohne Macht und Gelegenheit waren, sich zeigen zu können.

Um so höher aber ist die Eigenschaft eines menschenfreundlichen Gemüthes zu schätzen, das unbeirrt von diesen so häufig gemachten Wahrnehmungen dennoch fortwährend Gesinnungen des Wohlwollens, der Duldung, der Liebe und Theilnahme für die Menschen, die in ihrer Mehrzahl allerdings deren unwerth sind, haben kann, das in dem undankbaren, übelgesinnten oder sonst schlimm gearteten Menschen nur einen Baum sieht, dem es an Pflege gefehlt, den man wegen seinen nothwendig aus der Wesenheit seines Innern hervorgehenden Früchten nicht schelten sollte*), wenn gleichwohl die Gesellschaft, in welcher er lebt, diese von einem andern, das Wohl des Ganzen im Auge habenden Standpunkte zu beurtheilen, und nöthigenfalls auch zu bestrafen das Recht hat. Wenn gleichwohl die Aufgabe allerdings nicht gering ist, die unvermeidlichen sehr oft nichts weniger als angenehmen Berührungen des eigenen Gefühls zu beherrschen, und fortwährend nur aus den Rücksichten humaner Beurtheilung und Erwägung zu handeln, so zeigt sich gerade hierin der Beweis ächter Humanität. Ihre Gesinnungen müssen sich auf alle Menschen ausdehnen, auch auf solche, welche sie nicht verdienen; die wahre Menschenliebe wird nie-

*) Vergleiche den Artikel Nr. 31 über die Charakteristik des Menschen im 5. Capitel, und jenen Nr. 76 über Erziehung und Unterricht im 11. Capitel.

mals verdammen — nur bedauern. Mit Recht behauptet ein Menschenkenner:

Geringe Bürgschaft hat man an der Herzens Güte,
Oft bringt sie keine Frucht und welkt als taube Blüthe!

das zunächst jene allerdings gutartigen Naturen angeht, die gleichweit davon entfernt sind, einem Mitmenschen etwas Schlimmes zuzufügen, und demselben Gutes zu erweisen, sobald dieses ein moralisches oder gar materielles Opfer bedingt.

Dagegen nennt **Matthison** *) „einer geahnten Bitte zuvorkommen," sehr richtig den Hauptcharakterzug der Humanität", welche ihre Tugend überhaupt weniger in dem zeigt, was sie für den Menschen thut (das kann auch aus unreinen Absichten und im Dienste des Interesses geschehen), als in der Art und Weise — dann auch in dem Zeitpunkte ihrer Handlung.

Selbst Nachsicht und Geduld mit den Schwächen des Nebenmenschen kann für einen Beweis humaner Gesinnung gelten, wie z. B. **Seuffert** **) sagt:

Langweil'gem Redefluß zuhören mit Geduld,
Zeigt uns ein gutes Herz im Zenith seiner Huld!

Reinste Humanität diktirte auch den versöhnenden Rath desselben Schriftstellers:

Bist du verstimmt und willst dem Freunde Bitt'res schreiben,
So denk', wie lange wird die trübe Stimmung bleiben,
Bis er, was du ihm schreibst, erhält und schmerzlich fühlt,
Ist zuverläßig schon dein Aerger abgekühlt.

---

*) Fd. v. Matthison, lyrischer Dichter, geh. württemb. Legationsrath und Oberbibliothekar, † 1831 zu Wörlitz bei Dessau.

**) J. A. Seuffert, Appellationsgerichtsrath, † 1857 zu München, als tüchtiger Rechtsgelehrter und Verfasser vieler juridischer Schriften hochgeschätzt, gab nebst früheren „Versuchen in gebundener Sprache" unter dem Namen Justus Steinbühl Epigramme und Sinnsprüche (München, Kaiser, 1848) heraus, die voll Geist, Witz und Leben, ein edles Herz, wahrhaft deutsches Gemüth und tiefe Menschenkenntniß beurkunden und in diesem Werke oft citirt sind.

Soll nicht die Reue dich in kurzer Zeit ereilen,
So laß dir rathen und — zerreiß' die bösen Zeilen!

Wie viele traurige Folgen einer in der ersten Hitze verfaßten Zuschrift wären oft unterblieben — wären sie, statt sie abzusenden — zerrissen worden!

So aber siegte die Leidenschaft, Gereiztheit, Mißverständnisse, Zufälligkeiten, wohl auch schadenfrohe Einmischung, bliesen den Funken zur Flamme 2c.

So trennten sich Herzen, die zwar freilich niemals enge verbunden waren!

Keine Beschaffenheit des menschlichen Gemüthes bewirkt in und durch sich selbst eine solche freundliche Lebensanschauung, einen solchen Frieden der Seele, und namentlich in den letzten Abschnitten des Lebens eine solche beruhigende Rückschau — eine schuld- und vorwurfsfreie Erinnerung — als die Humanität, wie schwer und mannigfaltig auch die Proben gewesen seyn mögen, welche diese Tugend in den verschiedensten Verhältnissen und Berührungen eines Menschenlebens zu bestehen hatte.

Blumauer hat mit seiner Gnome:

> Wohl ist ein guter Spruch:
> Das Leben und leben lassen,
> Es bringt eher Segen als Fluch,
> Etwas zu scharf nicht fassen,

selbst einen guten Spruch gethan, dessen sich jene leicht entzündlichen Charaktere zu rechter Zeit erinnern mögen, die über jede Kleinlichkeit aufbrausen, oder schnell bereit sind, den Fehlern ihrer Mitmenschen die schärfste und rücksichtsloseste Kritik zu Theil werden zu lassen, ohne zu bedenken, wie oft *sie selbst* denselben oder einen ähnlichen Fehler begangen. Wer sich selber kennt, wird billiger über Andere, strenge über sich selbst urtheilen.

Unser gemüthlicher **Seuffert** meint zwar:

Nachsicht in kleinem Ding' verhütet großen Streit,
Es reicht nur der Verstand bei Vielen nicht so weit,

was dann allerdings nur bedauert werden kann, doch möchte selbst einer geringen geistigen Begabung die Wahrheit erkennbar seyn, daß man in den meisten Fällen im Guten mehr ausrichtet, als im Schlimmen, jedenfalls mit mehr Besonnenheit sprechen und handeln kann, als in der Hitze und Aufgeregtheit eines Streites.

Herder bezeichnet sehr schön das Vorbild eines menschenfreundlichen Mannes mit den Worten:

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth — der ist der freundliche Mann!

Die Tugend der Humanität trägt in ihrer Ausübung verschiedene Namen; Leutseligkeit, Wohlwollen, Herzensgüte, Sanftmuth, Nachsicht, Gnade, Milde, Rücksicht und Schonung, Verträglichkeit und Gutmüthigkeit u. s. w. wurzeln in ihrem Keime in dieser vortrefflichsten Eigenschaft des Gemüthes; die schönsten herzerfreuendsten Lehren des Christenthumes, wohl eigentlich der gesammte Inhalt desselben, gründet sich auf das freundliche Gesetz der Menschenliebe, das leider nur zu oft unbefolgt bleibt, ja selbst, wie die Geschichte lehrt, schon zum Fundament des Hasses werden mußte, so daß der Menschenfreund mit innigem Bedauern dem Dichter zugestehen muß:

„Liebt euch einander!" war zu lesen auf dem Ring,
Von dem uns Nathan sagt, daß er verloren ging. Seuffert.

Freundlicher und leichter lösen sich alle Aufgaben menschlicher Verhältnisse, alle Differenzen, jede Kreuzung unserer Interessen, mit dem Gefühle des Wohlwollens für unsere Mitmenschen in der Brust, mit dem Wunsche, daß es auch

ihm wohlergehen möge, wenn wir uns des eigenen Glückes freuen, mit dem Grundsatze: Leben und leben lassen, ohne hiebei in jene übertriebene Gutmüthigkeit gerathen zu müßen, welche stets Mangel an Verstand und Menschen-Kenntniß voraussetzt, und die in der Ueberschwenglichkeit der Gefühle für oft sehr unwürdige Gegenstände selbst die Pflicht der Selbsterhaltung zu verläugnen scheint.

Solche Menschen, welche übrigens nicht sehr oft vorkommen, haben dann allerdings

„viele Aehnlichkeit mit den Maikäfern, die sobald sie auffliegen, mit der Nase auf eine Wahrheit stossen."

Der goldene Mittelweg, wie überall, ist auch hier der Beste. Genug, wenn das Bewußtsein, dieser strenge Richter unserer Handlungen, uns am Schlusse unserer Tage keine lieblose Handlung vorwirft, und wir mit Beruhigung uns sagen können, die schöne menschenfreundliche Lehre befolgt zu haben:

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand, eines Mitwanderers Herz!

11.

Glück.

„Glücklich unter den Sterblichen mag ich den Menschen nur nennen,
Der das errungene Glück niemals dem Glücke verdankt!"

* * *

Was ist eigentlich das Glück des Menschen, worin besteht es?

Nicht leicht wird man bei einer Frage so viele differente Ansichten und Meinungen hören, als bei dieser.

Bevor wir versuchen, hierauf eine Antwort zu finden, sind die verschiedenen Dinge zu betrachten, in dessen Besitz und Gebrauch die Menschen gewöhnlich ihr „Glück" zu finden gewohnt sind.

Der Eine strebt nach Rang und Würden, Ehrenstellen und Auszeichnungen im Staats- oder Hofdienste, jede neue Beförderung erregt seine angenehmsten Gefühle — ein Orden oder anderes Ehrenzeichen, auf das er längst bei Andern mit neidischem Blicke geschaut, macht ihn ganz glücklich ꝛc. Ein anderer verzichtet mit fröhlichem Herzen auf alle Auszeichnungen der Art, welche zum größten Theile durch Verdienste in einer langen Reihe von Jahren, oder durch besondere Anstrengungen und Bemühungen im Dienste des Staates erworben werden können, und preist dafür die goldene Unabhängigkeit, sein höchstes Glück in dem Zustande persönlicher Freiheit suchend. Ein Dritter glaubt sein Glück in den Beglückungen der Liebe zu finden; mit einem glühenden Herzen voll Sehnsucht verfolgt er den Gegenstand seiner Wünsche und schwelgt, von Eroberung zu Eroberung eilend, in allen Wonnen seines nun erreichten „Glückes". Wieder ein Anderer baut sein Glück auf solideren Grund; im Besitze eines geliebten Weibes und hoffnungsvoller Kinder erfüllen ihn die Freuden des häuslichen Heerdes und zufriedenen Stilllebens, das wieder ganz gegen die Meinung eines Andern ist, der darin nur die beengenden Fesseln der Verpflichtung und Beschränkung seiner Freiheit sieht und dafür lieber die Veränderung liebt: — den treibt es in die Welt hinaus; er will Länder, Menschen, fremde Sitten kennen lernen; große Reisen machen zu können, ist sein lebhafter Wunsch, dessen Erfüllung ihn glücklich machen kann. Noch ein Anderer ist wieder bescheidener in seinen Wünschen, die sich zumeist gastronomischen Freuden zuwenden. Es giebt Menschen, die schon in der ungestörten Funktionsunfähigkeit eines guten Magens ihr „Glück" finden können; ein neuerfundener Leckerbissen — köstlicher Wein — und sie fühlen sich in den schwelgerischen Freuden ihrer Tafel glücklich u. s. w.

Wer zählt die lange Reihe der Wünsche, Begierden und Neigungen, welche der verschiedenartige Sinn der Menschen

als ein „Glück" erkennt, nach welchem sie jagen, alle erlaubten und unerlaubten Mittel anwenden, um es zu erreichen? Aber alle kommen darin überein, die Erreichung der Mittel zu allen diesen Freuden und Genüssen als ein wahrhaftes „Glück" anzusehen — also in den meisten dieser Fälle Geld und Geldeswerth, wobei aber die meisten noch eine Kleinigkeit zur Vervollkommnung ihres Glückes vergessen — die Fähigkeit diese Glücksgüter genießen zu können — Gesundheit und ein reines Gewissen, wie denn überhaupt nicht der Besitz einer Sache, sondern der Genuß derselben glücklich machen kann.

Fassen wir nun die verschiedenen Arten, auf welche Menschen das „Glück" zu suchen gewohnt sind, zusammen, so finden wir, daß in den verschiedenen Graden der Bildung und äußeren Lebensverhältnissen, in den verschiedenen Neigungen, Meinungen und Ansichten, Beschaffenheit des Temperamentes und der geistigen Begabung sich der Begriff des Glückes sehr verschiedenartig herausstellt, so daß den Einen zufrieden und glücklich macht, was dem Andern unausstehlich scheint, und Jeder hierin nur nach seinen Gefühlen urtheilt, sohin daraus als eine ziemlich zureichende allgemeine Antwort auf die Frage: worin das Glück des Menschen eigentlich bestehe? die Behauptung gefolgert werden könne, **daß es lediglich in der Summe seiner angenehmen Empfindungen bestehe.** Dasselbe sagt auch **Schiller**, wenn er „des Menschen Wille sein Glück" nennt; Glück ist also ein sehr relativer Begriff.

In richtiger Schätzung jener Dinge, welche vor allen andern geeignet sind, angenehme Empfindungen in jeder Menschenbrust zu erregen, faßt **Pope** *)

*) Alex. Pope, berühmter englischer Dichter und Schriftsteller, † 1744 zu Twickenham. Versuch über den Menschen nach der Uebersetzung G. S. Niemeyer's, in der Sammlung aus einigen der berühmtesten englischen Dichter. I. Bd. Hannover, 1794.

„Alles Glück, was einzelne Menschen finden, was Gott und die Natur ausschließungsweise dem menschlichen Geschlechte zudachten, alle Vergnügungen der Vernunft, alle Freuden der Sinnlichkeit in die drei Worte Gesundheit, Frieden und Nahrungsgüter zusammen.

Die Gesundheit ist einzig auf Mäßigkeit gegründet, der Friede auf Ausbildung und Veredlung des Geistes durch Erweiterung der Erkenntniß, dann auf Tugend, d. i. Humanität und Rechtschaffenheit.

Die Gaben des Glückes werden dem Guten wie dem Bösen zu Theil, aber ihr Genuß macht dem letzteren am wenigsten Freude. Was verachtet oder bedauert man? Das glückliche Laster oder die unglückliche Tugend? Ueberzähle alle Vortheile des glücklichen Lasters, du wirst finden, daß der Rechtschaffene den ganzen Inhalt flieht und verachtet. Räume dem Unedlen alles Glück ein, das er sich wünscht, darauf muß er doch Verzicht thun, für einen vortrefflichen Menschen gehalten zu werden!"

Hieraus beantwortet sich von selber die weitere Frage, welche von den angenehmen Empfindungen ein eigentliches Glück in sich schließt?

Wer den Dingen, auf welche der große Haufe beständig Jagd macht, ihren eigentlichen Werth beimißt und ihrer Vergänglichkeit gedenkt, kann selbst unter sehr beschränkten äußerlichen Verhältnissen sich zufrieden, d. i. glücklich fühlen, wenn er nur gesund und seines Geistes mächtig ist, und sich dabei durch Rechtschaffenheit und Humanität jene köstliche Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes bewahrt hat, ohne welche ein Lebensgenuß, ein Glück nicht gedacht werden kann.

Diese Bedingungen scheinen allein hinreichend, ein nachhaltiges Glück verbürgen und das Gefühl der Zufriedenheit erregen zu können, das so selten zu finden — so sehr beneidenswerth ist!

Wie sehr recht hat **Zschokke**, wenn er sagt:

„Es ist ein Glück, wenn man Alles hat, was man wünscht, aber ein noch größeres, wenn man nicht mehr wünscht, als man hat."

In der Ungenügsamkeit dessen, was die Gegenwart bietet, in der beständigen Jagd nach Mehr und Besserem liegt wohl die Ursache der Unruhe und Unzufriedenheit der meisten Menschen, die nicht selten vom künftigen Glücke träumen und darüber das Gegenwärtige verlieren.

Uz *) singt:

Der Mensch verfolgt mit starrem Blick
Ein ihm entfliehend lächelnd Glück,
Er jammert um versagte Freuden,
Erst wenn sie flüchtig von ihm scheiden,
Erkennt und schätzt er sie,
Doch was er hat, genießt er nie!

Dieser Drang nach einem höheren Glücke, d. i. nach unserer Lesart, nach Vermehrung seiner angenehmen Empfindungen scheint ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter des Menschen zu seyn, und mag sich auch hieraus das unbehagliche Gefühl des Neides erklären, das so oft beim Anblick eines fremden, selbst aber versagten, Glückes aufzusteigen pflegt und den Genuß des eigenen verbittert. Wenn jene Unzufriedenen nur immer beim Anblicke eines solchen beneideten Glücklichen die Frage stellten wollten: „Was mag wohl dem **fehlen?**" und hierauf aufrichtige Antwort erhielten, „gewiß würden sie ihn weniger, vielleicht gar nicht mehr beneiden!"

Eben so wenig als Unzufriedenheit und Neid verträgt sich großes Aufsehen und Geräusch mit dem, was wir Glück

*) Johann Pet. Uz, geh. Justizrath und Landrichter zu Ansbach, † 1796. Lyrischer Dichter — vorzüglich in seinen Oden. — Sämmtliche poetische Werke Leipzig, 1804.

nennen. **Hofmeister** in seinen Aphorismen schließt sich mit der Meinung,

„daß das wahre Lebensglück aus lauter Kleinigkeiten bestehe und auch die kleinsten Freuden immer die besten seien",

der Ansicht des Dichters **Salis** *) an,

„daß die Lebensweisheit ihr Glück nur im engen Kreise suche",

was sich auf die Erfahrung gründet, daß Neid und Mißgunst, diese unabweisbaren Begleiter aller Bevorzugungen des Glückes, ihre störenden Wirkungen um so mehr äußern, je größer das sogenannte „Glück" des Nebenmenschen in den Augen des Neides scheint, je geschäftiger und geräuschvoller sich die Kunde davon verbreitet, daher freue sich im Verborgenen seines Glückes, wer es ungestört genießen will, des Spruches eingedenk:

Ein Tag des stillen Glücks in liebevoller Brust,
Ist mehr werth als ein Jahr voll öffentlicher Lust.

Seuffert.

und lasse sich ja nicht einfallen, etwa gar Zeugen seines Glückes in der falschen Meinung selbst herbeizuführen, durch ihre Theilnahme seinen Genuß zu erhöhen. Nur wenn er ganz Gleiches für sie zu bieten vermag, wird er den Neid zu bannen vermögen, der sich außerdem nur mühsam unter falschem Lächeln zurückdrängt. Das ist die Wirkung des Egoismus, von welchem nur selten ein Mensch ganz frei ist, und dessen Wahrheit die geringste aufmerksame Beobachtung bestätigt.

Wem übrigens eine besondere Begünstigung des Glückes nicht zufiel, der mag sich mit den Tausenden von Menschen trösten, die noch weit unglücklicher sind, z. B. mit der Lage

*) Johann Gaudenz Frhr. v. Salis-Seewis, deutscher Lyriker, früher in französischen Militärdiensten, † 1824 zu Malans in Graubündten — Gedichte 5. Ausgabe. Zürich, 1821.

eines Blinden, Gelähmten, oder sonst Unglücklichen, oder Solchen, welche sehr gerne mit den Verhältnissen tauschen würden, welche uns oft unerträglich erscheinen.

Lichtenberg giebt den Rath:

„Sich recht anschauend vorstellen zu lernen, daß Niemand vollkommen glücklich ist. ist vielleicht der nächste Weg vollkommen glücklich zu werden",

erkennt aber die vielen Stufen in unseren Leiden als das eigentliche Uebel an. Denselben Gedanken giebt auch unser vortreffliche **Seume** *) in seiner bekannten kurzen kernigen Manier, der als eine treffende Wahrheit mit zu den Lebens-Regeln jedes Vernünftigen gehören sollte:

Hoffe und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als es Menschen sind!
Denn Glück unwandelbar und ungestört,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehrt,
Blüht für kein Menschenkind! —

12.

Hoffnung.

„Schickung muß der Hoffnung Hülfe senden,
Sonst wird zuletzt auch Hoffnung zum Verdruß."
Hoffmannswaldau.

Hoffnung, das „tägliche Brod des Unglücklichen", die treue Begleiterin des Menschen auf seinem Lebenswege, ist das Vorgefühl und die vertrauungsvolle Erwartung einer Verbesserung seiner Verhältnisse, oder auch nur des Em-

---

*) Joh. Gottfr. Seume, Dichter und Schriftsteller, † 1810 zu Töplitz, in den weitesten Kreisen durch seine Dichtungen, Spaziergang nach Syracus ꝛc. rühmlichst bekannt.

pfanges irgend eines wünschenswerthen Gutes ꝛc. und wird in so ferne frohe Hoffnung genannt, welche übrigens sich nicht selten durch Zweifel und Befürchtung der Nichterfüllung gehegter Erwartungen und die quälende Ungewißheit hierüber in eine bange Hoffnung umwandelt.

Bei der nun einmal bestehenden Einrichtung dieser Erde, nach welcher unangenehme und schmerzliche Empfindungen in überwiegender Mehrzahl vorhanden sind, und bei der gänzlichen Unkenntniß der Ereignisse der Zukunft, welche sich für uns in einen undurchdringlichen Schleier hüllt, ist die Hoffnung ein wahres Gottesgeschenk, an welche sich der Unglückliche noch zuletzt allein klammert, und gerade in der Erwartung, in dem Gefühle der Möglichkeit einer günstigeren Veränderung seiner Zukunft die Kraft findet, die Lasten und Auflagen der Gegenwart zu ertragen. Es ist sonderbar, daß dieses Gefühl den Menschen nie und in keiner Lage verläßt, daß es selbst da, wo er behauptet, seine Verzweiflung habe den höchsten Grad erreicht, er habe nun alle Hoffnung aufgegeben, nur des geringsten günstigen Vorzeichens bedarf, um das Gefühl der Hoffnung im stärksten Maaße zu erregen, ein Beweis, daß der Mensch im Zustand der größten Trostlosigkeit am Empfänglichsten für die Hoffnung ist.

Die Beobachtung der fortwährenden Bewegung und Veränderlichkeit in der Natur, das Gesetz der Vergänglichkeit aller und jeder Existenz muß in demselben Grade dem Leidenden zum Troste dienen, daß auch er von diesem Wechsel aller Dinge berührt werden müße, als es dem übermüthigen Glücklichen zur Warnung dienen sollte, wenn es derlei Menschen überhaupt einfallen würde, über ihren höhern Lebenszweck, über das Gesetz einer höheren Macht, als jene des Besitzes, die ihrer Meinung nach auf dieser Erde allein herrscht, untersuchende Betrachtungen anzustellen. Wie freundlich verweist nicht Zschokke auf diese Vergänglichkeit aller Leiden, wenn er sagt:

„Man soll nie, auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen, an die Unmöglichkeit glauben, daß sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Wenn ein großes Leiden des Gemüthes Alles um uns her zu Nacht verfinstert, und darin der letzte Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel aussenden konnte, glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien. Sie leuchten noch über den Wolken und alles Leiden ist nur Gewölk! Es entspinnt sich — zerrinnt!“

Das alte Sprüchwort:

> Wenn die Hoffnung nicht wär',
> So lebt' ich nicht mehr!

ist bekannt genug und die sinnige Fabel der Griechen von der Büchse Pandora's beweist hinreichend, welche Macht und Kraft dieselben diesem einzig zurückgebliebenen Gute beilegten, welches dem Menschen Trost und Stärke bringen und als Gegengewicht für das ganze Heer der über die Erde verbreiteten Uebel nnd Plagen dienen mußte. Zuversichtlich hoffen kann übrigens nur blindgläubiges Vertrauen oder Schwärmerei. Bei dem gänzlichen Mangel von Kenntniß dessen, was schon die nächste Stunde — ja vielleicht die nächste Minute, als ein nicht geahntes überraschendes Ereigniß bringen kann, und das vielleicht die ganze Sachlage und alles, was sich daran knüpft, ändert, wird der Weise, selbst noch kurz vor der gänzlichen Erfüllung seiner Hoffnung, zweifeln, und niemals „den Tag vor dem Abend loben“, eingedenk der Erfahrung, welcher **Börne** in seinen Aphorismen Worte lieh:

„Beim Beginne einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.“

Das unnennbare Gefühl, das für den Menschen aus dem tröstenden Einflusse der Hoffnung, aus der vertrauungs-

vollen Meinung an eine bessere Zukunft, aus dem freundlichen Glauben an die Humanität seiner Mitgeschöpfe, und aus dem eigenen Gefühle des Herzens entspringt, hat unser tiefgefühlvolle Dichter **Lenau** in herzinniger Weise in seinem Gedichte: „Der gute Gesell" geschildert, das wir hier im Auszuge folgen lassen:

Des Menschengeschlechtes uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen,
Der nie wird weichen von seiner Seite,
So lange auf Erden ein Mensch noch athmet,
Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede:
Der alte treue gute Gesell!

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen,
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinne und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armuth schmerzt und der bittere Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehen,
Wie sie blüh'n und vergehen und selbst vergehen,
Und sie nie gekannt und genossen haben,

Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde.
Und der arme Mann ist froh und betrachtet
Sein Weib einst schön gepriesen und reizend
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch er sieht es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend.

Der einsame Wand'rer im fremden Gebirg,
Der ohne Heimath und Reisepfennig
Entgegenzweifelt der Nachtherberge,
Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal.
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein,
Er hat die Vögel aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein aufgemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde,
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau.

Dort liegt an Ketten im finsteren Kerker
Den Tod erwartend ein Verbrecher,
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend

Ihm einen festen gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht.
Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlor'ne Sehnsucht,
Allmählig der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
Womit es spielen möchte, verriegelt!

Wer ist denn der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner,
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen! —

13.

Zufriedenheit.

„Beneidet wird ein Glück, das Geld und Glanz verleiht:
Doch was ist neidenswerth? Nur die Zufriedenheit."
Seuffert.

Ruhe der Seele und das beglückende Gefühl erfüllter Wünsche und befriedigter Bedürfnisse sind die Bedingungen vollkommener Zufriedenheit, wohl der kostbarste neidenswertheste Schatz des Menschenlebens, das heiß ersehnte, so eifrig verfolgte und so selten erreichte Ziel menschlicher Anstrengung und Bemühung!

Vernunft, die einzige sichere Führerin durch das Labyrinth des Lebens, der einzige starke Stab, auf den wir

uns getrost stützen können, weil Religion, Glaube, Gottvertrauen und jede Tugend immer wieder in der Vernunft gründen und aus ihr hervorgehen, führt uns auch hier den richtigen Weg, dieses Ziel zu erreichen, gewährt uns ihre Hülfe diesen Schatz zu heben.

„Es giebt zwei Arten von Zufriedenheit: die Eine mit der Welt, die Andere mit sich selbst. Beide genießen ist freilich schön aber schwer. Kannst du sie nicht beide vereinigen, so lass' die Welt fahren und halte dich an dein Herz!"

A. v. Kotzebue.

Das heißt näher erläutert: Sind deine äußeren Verhältnisse nicht der Art, daß sie dir Zufriedenheit gewähren können, lassen die Zustände und Verhältnisse des Welt- und Menschenlebens dein Herz unbefriedigt, so entschädige dich an deinem ungetrübten Selbstbewußtsein, halte Friede mit deinem eigenen Herzen, handle rechtschaffen, so hast du schon die größere Hälfte zum Ziele zurückgelegt, die größere Hälfte jenes Schatzes für dich erobert. Zufriedenheit mit dir selbst — ein Hochgefühl, mit welchem du jede, selbst die schlimmste Lage deines Lebens leichter ertragen, jedem feindlichen Schicksale mit der beruhigenden Ueberzeugung gegenübertreten kannst: Das habe ich nicht verdient! — Es ist wunderbar, welche Stärke aus einem solchen sittlichen Selbstbewußtsein erwächst.

Damit wäre nun die erste Bedingung vollkommener Zufriedenheit erfüllt: Ungetrübter Seelenfriede.

Die zweite betrifft die Erfüllung unserer Wünsche, Befriedigung unserer Bedürfnisse. Es giebt nun vernünftige und unvernünftige Wünsche, wirkliche und eingebildete Bedürfnisse. Betrachten wir nun diese Kategorien näher, so werden wir finden, daß die vernünftigen Wünsche und wirklichen Bedürfnisse bei vielen Tausenden von Menschen entweder schon erfüllt sind, oder noch erfüllt werden können

und es nur die thörichten Wünsche und eingebildeten Bedürfnisse sind, deren Nichterfüllung viele Menschen unzufrieden macht.

Abgesehen von dem köstlichen Gute der Gesundheit, das Tausende von Menschen nicht eher zu schätzen wissen, als bis sie es verloren haben, besitzen Viele, die beständig den Mund voll Klagen führen, doch die Deckung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch den Ertrag ihrer Arbeit, Familienverhältnisse, welche eben nicht unglücklich genannt werden können, theilnehmende Freunde u. s. w. Dennoch sollte alles besser, schöner, reichlicher, angenehmer seyn, der Müßiggang der Reichen wird mit Neid betrachtet und jeder bessere und schönere Besitz des Nächsten mehrt die Unzufriedenheit mit dem eigenen.

Wenn solche thörichte Menschen bedenken würden, daß Reichthum und Glücksgüter*) zufällige und vorübergehende Beigaben dieses Erdenlebens sind, die als solche allein niemals den Besitzer ehren können, sondern nur der Gebrauch, den er für das Wohl Anderer davon macht, daß der brave rechtliche Mann, der sich täglich für seine und der Seinigen Existenz in fleißiger Arbeit ermüdet, weit höher in der Achtung jedes Vernünftigen steht, als ein reicher Sybarite, der den Tag in schnöder Trägheit auf seinen Eiderdunen verträumt, oder daß das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Qualität des eigenen Besitzes im Vergleiche mit jener des fremden, eigentlich nichts anderes als verletzte Eitelkeit, es hierin dem Andern nicht gleich thun zu können — also eigentlich Neid — ist, der lediglich nur in der Meinung über den Werth aller dieser Dinge gründet — wenn diese Unzufriedenen, (wie bereits in einer früheren Betrachtung über das „Glück" angeführt wurde) oft an ihre Benei-

*) Wir werden in einem späteren Artikel des 10. Capitels „Armuth und Reichthum" (Nr. 71) darauf zurückkommen.

beten die Frage stellen könnten, was ihnen noch fehlt, und sie darauf aufrichtige Antwort erhielten — gewiß sie würden sie weniger, vielleicht gar nicht mehr beneiden, weniger klagen, überhaupt sich zufriedener und glücklicher fühlen, sie würden erkennen, daß man auch bei Einfachheit und Mäßigkeit wohl bestehen könne.

Wie sehr wahr sagt **Jean Paul**:

„Wie wohlfeil ist das Leben, wenn man nur froh seyn, nicht es scheinen will! Wie viel mehr kostet die fremde Meinung uns täglich Geld und Sünde als die eigene!“

woran sich der nicht minder richtige Ausspruch **Seuffert's** reiht:

Lernst du den Vortheil nicht mit Wen'gem zu bestehen,
So wirst du lebenslang als wie in Fesseln geh'n!

Die Vernunft beweist uns unwiderleglich, daß nicht die Sachen selbst es sind, die uns angenehm oder schmerzlich berühren (denn sonst müßte ein und dasselbe Ding auf alle Menschen gleichen Eindruck machen, was doch offenbar nicht der Fall ist), sondern nur die Meinung, die wir davon haben, **der Werth**, den wir ihnen beilegen*). Weil nun dieses vollkommen in unserer Gewalt steht, so liegt es wenn wir auch wie billig der Einwirkung der Empfindung Rechnung tragen, auch in den meisten Fällen nur bei uns, durch

*) Ausspruch Epictet's von Hierapolis, des bekannten griechischen stoischen Philosophen, der um das Jahr 134 nach Christi lebte; sein Schüler Flavius Arrianus der Historiker gab nach den Vorträgen seines großen Lehrers unter dem Titel: „Epictetos, Handbuch der Sittenlehre“ eine Schrift heraus, welche den Geist der ächten Stoa athmet, in der Einfachheit ihrer Sprache etwas ungemein Wohlthuendes und Anziehendes hat und viele Jahrhunderte fast ausschließlich als Lehrbuch der stoischen Philosophie gebraucht wurde.

Oft übersetzt, z. B. von Thiele, Frankfurt 1790 (die Kunst sich in jeder Lage das Leben erträglich zu machen), ist dieses Buch, das allerdings eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung fordert, aber auch dann den Menschen wirklich reiche Früchte gewährt, ein schönes Denkmal edler Lebensweisheit.

ruhige vernünftige Anschauung, welche die Dinge nicht überschätzt, Zufriedenheit zu erlangen und zu bewahren!

Dieser Stoicismus steht aber den wenigsten Menschen zu Sinne, weil Vorurtheil, falscher Ehrgeiz, Genußsucht &c. unaufhörlich die Begierden reizen und das Gefühl der Zufriedenheit nicht aufkommen, ja bei manchen Menschen nicht einmal befriedigen lassen, die immer noch mehr wünschen, je mehr die launenvolle Glücksgöttin ihnen bereits in den Schooß geschüttet. Da hat wohl **Blumauer** Recht, wenn er sagt:

„Wenn ich die Menschen betrachte, wie sie um nichts so geschäftig sind, wie einer den andern beneidet und nur so wenige mit ihrem Loose zufrieden sind und darin ihre Bestimmung erkennen, da möchte ich mich allemal von ihnen abwenden, hinausgehen und die Ameisen glücklich preisen."

Zufriedenheit gründet sich immer auf Weisheit, d. i. höhere Erkenntniß. Sich von großgezogenen Gewohnheiten und Vorurtheilen loszumachen, den Dingen keinen größeren Werth beizulegen, als sie vernunftgemäß verdienen, Humanität zu üben, die dem Nebenmenschen seine zufälligen Vortheile nicht mißgönnt, öfter an das denken, was man wirklich besitzt, als an jenes, was man besitzen könnte oder wollte — sich recht lebhaft vorstellen, daß Alles auf diesem kurzen Lebenswege **nur geliehen**, nicht ewiges Eigenthum ist, unverdrossene redliche Erfüllung seiner Pflichten und ein schuldloses Gewissen — das sind die Mittel zur Zufriedenheit, von der ein alter Spruch besagt:

Zufrieden sein ist große Kunst,
Zufrieden scheinen großer Dunst,
Zufrieden werden großes Glück.
Zufrieden bleiben — Meisterstück!

14.

Pflicht.

„Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum,
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht!"
Schiller.

Pflicht ist, nach der Erklärung **Kant's**, die „Nothwendigkeit einer Handlung aus Achtung für das Gesetz."

Die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzes, die aus der Aufgabe hervorgingen, das Leben vieler ungleich gesinnter und befähigter Menschen nebeneinander zu ermöglichen, so wie die Vorschriften des Moralgesetzes, nach welchen „der Werth und der Zweck der menschlichen Handlungen auf das innere geistige Leben des Menschen" bestimmt werden, und deren sich, selbst ohne Belehrung, instinktmäßig jeder geistig gesunde Mensch mehr oder weniger bewußt ist, sind die aus dem sozialen und moralischen Bedürfnisse hervorgegangenen Schranken unserer natürlichen Freiheit und die gewissenhafte Beachtung derselben eine der ersten Forderungen unseres Pflichtgefühls. Wie nothwendig eine solche Unterwerfung unter das Gesetz z. B. für das bürgerliche Leben ist, werden wir in einem späteren Artikel darzustellen versuchen. *)

Es mögen hier nur vorläufig einige Bemerkungen, in moralischer Beziehung den sittlichen Gewinn nachweisen, der für ein empfängliches Gemüth aus dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung erwächst. Der Mensch hat in dieser Richtung Pflichten, für deren Verletzung der Richter zwar keine Straf-Bestimmung im Gesetzbuche findet, die aber so entschieden aus dem moralischen Rechts- und Billigkeitsgefühle erwachsen,

*) Vide das 10. Capitel über Freiheit und Abhängigkeit (Nr. 72).

daß sie allgemein erkannt und beurtheilt, ihren Richter in sich selber, d. i. in der Stimme des Gewissens finden. Hieher gehören vor Allem die moralischen Verpflichtungen gegen unsere Nebenmenschen, das alte bekannte Humanitäts-Prinzip, Niemand das zuzufügen, was man selbst nicht von Andern erleiden will, ferner die moralische Nöthigung des Dankes für empfangene Wohlthaten, Erkenntnisse für Beweise der Liebe und des Wohlwollens, unverbrüchliche Wort-Treue, Rücksicht und Schonung für fremden Irrthum, Schutz und Vertheidigung des Schwächern, Nachsicht und Verzeihung fremder Fehler im Bewußtsein unserer eigenen, dann Sorge für unser eigenes geistiges und leibliches Wohl — erstere in Ansehung unserer höheren Bestimmung, letztere in Rücksicht auf die Bedingungen unserer irdischen Existenz, durch Erhaltung des Körpers, so lange dieselbe noch irgend einen Nutzen für ein anderes Menschenleben haben kann, — kurz alles das, was die schöne herzerfreuende Lehre des reinen Christenthums ihren Bekennern zur Pflicht macht, und das in der einzigen Aufforderung ihres göttlichen Stifters enthalten ist:

„Liebet euch einander!“

Es ist eigenthümlich, welch' eine Wirkung das Bewußtsein, diese Gebote der Moral und der Humanität sowohl als die übrigen Pflichten des Staatsbürgers und Familien-Vaters gewissenhaft erfüllt zu haben, auf das allgemeine geistige Wohlbefinden äußert, welche Beruhigung und Belohnung in dem Bewußtsein stiller Pflichterfüllung liegt, welch' moralischer Muth, welche Seelenstärke das Gefühl vorwurfsfreier Handlungen in den Tagen des Leides, in Ertragung widriger Geschicke gewährt, denen der Mensch mit dem edlen Trotze des Rechtsbewußtseins mit der Ueberzeugung entgegentritt: Komme es, wie es wolle, ich habe meine Pflicht gethan!

Sehr schön hebt **Monteigne** *) die Belohnung hervor, welche die Tugend der Pflichterfüllung in sich selbst findet, indem er sagt:

„Für das, was man thut aus Pflicht, muß man keine andere Belohnung erwarten, als die, welche keiner schönen That, so unbekannt sie auch bleiben mag, selbst auch nicht einmal tugendhaften Gedanken entgehen kann — Zufriedenheit, welche ein reines Gewissen uns giebt, wenn wir recht thun!"

Und diese ist auch der schönste — der reichste Lohn. Wie unruhig und scheu hingegen macht das Bewußtsein einer Schuld, wie unzufrieden mit dem Leben, wie lästig ist die Bürde eines beschwerten Gewissens, wie feig, muth- und kraftlos findet uns Unglück, das wir uns selbst vorzuwerfen haben? Und was ist eine Schuld anders als Entfernung von der Pflicht? Deßhalb diese klar erkennen, und sich zur Richtschnur für das Leben nehmen, um keinen Preis von dem einmal als gut, recht und als Pflicht Anerkannten, abgehen, darin liegt die Vornahme und das Kennzeichen eines edlen Charakters, eines tugendhaften Menschen.

Selbst in jenen Fällen, wo dem durch die äußere Gesetzgebung bestimmten Pflichtgebote die bessere Ueberzeugung eines Mannes entgegentritt, wird er aus Rücksichten für das Ganze dem Gebote Folge leisten, oder wo dieses schlechterdings unmöglich ist, sich offen darüber erklären und sich unter Veränderung seiner bürgerlichen und socialen Stellung zu den Bestimmungen eines Anderen bekennen.

Anders aber verhält es sich bei Ausübung jener Pflichten, an welche die Vernunft und die Moral als innere Gesetzgebung den Menschen durch die Stimme seines Gewissens mahnt. Hier gilt einzig und allein die einfache

*) Michael de Montaigne, der bekannte französische Philosoph, † 1592 zu Perigord. Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände, übersetzt von Bode. Berlin, 1793.

freundlich und zum Herzen redende Lehre eines Menschenfreundes:

„Wenn auf eine unserer Fragen das Sittengesetz uns antwortet: Du darfst nicht! so müßen wir es nicht thun und wenn die Stimme der Klugheit noch so laut riefe:

„„Thue es, es ist dein höchster Vortheil, wenn du es unterläßt, so ist dein ganzes Wohl vereitelt, so versinkst du in das tiefste Elend, so stürzen die Trümmer des Weltalls über dich zusammen!““

Lasse sie stürzen und dich mit dem Bewußtsein: nicht unrecht gehandelt zu haben und eines besseren Schicksals würdig zu seyn, in ihrem Schooße begraben! Wenn dir aber das Sittengesetz antwortet: Du darfst, dann gehe hin und berathe dich mit der Klugheit, untersuche deine Vortheile, wäge sie gegen einander ab, wäge den vollwichtigsten und genieße ihn mit gutem Gewissen; dein Herz gesegnet ihn dir!“

Mit dem Bewußtsein, in allen Fällen recht und nach bester Ueberzeugung gehandelt und wenigstens das Beste ehrlich gewollt zu haben, kann man sich in allen Situationen des Lebens mit den Worten **Goethe's** beruhigen und trösten:

Hast du deine Pflicht gethan,
Dann sei alles, Seufzen — Klagen,
Auch für heute abgethan!

15.

Selbsterkenntniß.

„So Mancher klagt und sagt, daß ihn die Welt verkennt,
Doch kann er sagen wohl, daß er sich selber kennt?
Kennst du dich nicht, woran erkennst du mein Verkennen?
Wer nicht verkannt seyn will, muß erst sich selbst erkennen!"
Rückert.*)

Diese Sentenz enthält eine tiefe Wahrheit, und gleichsam den Schlüßel jeder weiteren moralischen Erkenntniß. Wenn man unter Selbsterkenntniß die richtige Kenntniß des eigenen Charakters, seiner Neigungen, Wünsche und Begierden, seiner Geistesfähigkeiten sowohl, als seiner physischen Beschaffenheit versteht, so ist ein solches Bewußtsein seiner selbst ein solcher richtiger Ueberblick über die eigenen Vorzüge und Fehler, selbstredend die einzige vernünftige und rechtliche Basis für die Beurtheilung Anderer und für die Erkenntniß des Guten und Bösen überhaupt, worüber **Hofmeister** sehr treffend bemerkt:

„Wir lernen mehr an uns selbst als an Andern, und was wir an Anderen beobachten, wird uns erst klar durch den Vergleich mit uns selbst",

welcher Gedanke sich in dem bekannten Distichon **Schiller's** wiederholt:

Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz!

Man erzählt sich von **Socrates**, daß, als ihm die Inschrift des delphischen Apollotempels: Erkenne dich selbst! in die Augen fiel, er hievon auf das Mächtigste ergriffen worden sei, und der tiefe Sinn dieser Worte in ihm **die** Ueberzeugung wach gerufen habe, welche er sofort zu dem Hauptsatze seiner Lehre erhob:

---

*) Fried. v. Rückert's Weisheit des Brahmanen. Leipzig. 1836–39.

Mensch, kenne dich selbst,
Das ist der Mittelpunkt aller Weisheit!

Es ist allbekannt, auf welche Weise er mit seinen Schülern Gegenstände des Wissens behandelte und sie durch allmählige Selbsterkenntniß zur Beantwortung ihrer eigenen Fragen leitete.

Wenn man den Satz genauer erwägt, so tritt seine innere Wahrheit immer klarer vor die Seele.

Der Mensch muß in der That erst sich selbst erkennen, seine Anlagen und Fähigkeiten vorerst geprüft haben, bevor er sich ihrer bedienen kann; er muß seine Fehler und Mängel erst erkennen, sich ihrer deutlich bewußt werden, bevor er den Vorsatz einer Besserung fassen kann, wie man überhaupt erst wissen muß, wo und in welcher Weise Hülfe nöthig ist, bevor man sie überhaupt leistet: er hat erst dann ein selbstständiges Urtheil des Guten und Bösen über Recht und Unrecht, wenn er über diese Begriffe erst mit sich selbst im Reinen und durch die Stimme der Vernunft und die Belehrungen der Moralgesetze zur deutlichen Erkenntniß derselben gebracht worden ist; er wird überhaupt nur dann im Stande seyn, seine eigentliche Bestimmung als Mensch zu erfüllen, nämlich in seiner geistigen und sittlichen, so wie physischen Vervollkommnung vorwärts zu schreiten, wenn er durch Erkenntniß seiner selbst sich zugleich der Mittel bewußt geworden, welche ihn dazu zu führen geeignet sind.

Aus allem dem mag der Nutzen erhellen, welchen die Selbstkenntniß in sich selber trägt, und der noch durch die Beförderung der Humanität vermehrt wird, mit welcher wir dann dem Nebenmenschen begegnen.

„Wer fleißig sich selber studiert, wird auch gegen andere Menschen billig werden. Eigene Verirrungen machen ihn tolerant gegen fremde Fehler, eigene Leidenschaften nachsichtiger gegen fremde. Abgelegte Vorurtheile erwecken in ihm die Be-

gierde, sie auch bei Andern zu beseitigen, denen bisher vielleicht nichts als Gelegenheit gefehlt hat, ihrer los zu werden. Aber so wird der nie denken, der sich selbst nicht kennt!"

Angesichts dieser unbestreitbaren Vortheile drängt sich nun die Frage auf, auf welche Weise man zu dieser so nützlichen Selbstkenntniß gelangen könne, welche bei den fortwährenden Beirrungen und Selbsttäuschungen durch unsere Schwächen und Fehler und den schmeichelhaften Einflüsterungen unserer Selbstliebe nicht so leicht, als man glauben sollte, zu erreichen ist. Ein religiöses, nicht überall verbreitetes Werk enthält hierüber eine so treffliche Erklärung, daß ein wörtliches Citat hieraus wohl als die befriedigendste Antwort auf jene Frage gelten kann.

„Zur Selbstkenntniß gelange ich vor allem durch Beobachtung der menschlichen Natur überhaupt und meiner Eigenen insbesondere. Noch besser aber durch strenge Wachsamkeit auf meine Gesinnungen und Handlungen. Um aber hiebei ganz unparteiisch zu seyn, kann ich gar nichts besseres thun als — mich selbst als einen fremden Menschen betrachten.

Uebermannt mich z. B. der Zorn und meine Heftigkeit, tobt und rast wie ein Gewittersturm über Andere hin, so will ich mich nur, wenn ich erst ruhig geworden bin, an die Stelle meiner Umgebung denken, und das eigene Bild wie das eines fremden Menschen betrachten.

Wird mir dieses Bild gefallen? Werde ich sagen: Siehe das ist ein verständiger liebenswürdiger Mensch! Werde ich denken: mit dem möchtest du dein ganzes Leben zubringen, den möchtest du zum Freund, zum Vater, zum Gatten — oder ist es ein weibliches Wesen: zur Freundin, zur Mutter, zur Geliebten, zur Gattin? Oder wenn mich Stolz, Hochmuth, Eitelkeit und Herrschsucht erfaßt, und ich den Nebenmenschen gekränkt, gedehmüthigt, in den Staub getreten, und ich, nachdem ich zur Besinnung kam, mich nun so handelnd als eine zweite Person denke, werde ich mich da von diesem Bilde meiner selbst ange-

zogen fühlen? Oder wird sich nicht vielmehr mein Inneres gegen mein eigenes Bild empören? Muß ich dann nicht, während glühende Schamröthe meine Wangen deckt, gestehen: Du warst recht unliebenswürdig, du mußt dir ja auf solche Art Feinde machen. Und wenn mich einmal in böser Stunde der finstere Geist treibt, Uebles von dem Nachbar, dem Freunde, der Freundin, oder auch selbst nur von dem Feinde zu reden, und ich besitze in besserer Stunde die Geisteskraft, mich als zweite Person zu denken, wie ich mit boshafter Geberde das Gift der Verläumdung in fremde Ohren träufelte — o so muß mich ja ein wahrer Abscheu vor dem eigenen Bilde erfassen und der Entschluß in der Seele reifen, mich nie wieder so herabzuwürdigen!

Oder wenn ich herrisch und launisch gegen Untergebene, kalt gegen Leidende, geizig und hart gegen Arme bin, und ich denke mich an die Stelle derselben und beschaue mich in dem Spiegel des Geistes, werde ich nicht gleichfalls beschämt vor diesem Bilde meiner selbst zurückbeben?

Doch genug hievon. Greife Jeder in die eigene Brust und schaue sich als Fremden an — und Jeder wird gewahren, was es heißt: Erkenne dich selbst!

Aber es liegt mir auch noch ein anderer Weg offen, zur Selbstkenntniß zu gelangen, und dieß ist durch sorgsame Vergleichung zwischen mir und Andern, die besser — vollkommener sind, als ich. Und welch unermeßliches Feld dehnt sich hier vor meinen Blicken, von der Gegenwart bis in die fernste Vergangenheit!

Die Sonne dieser edlen Vorbilder ist allerdings für uns Christen — der Meister — der große Weise von Nazareth **Jesus Christus.** Aber mit ihm führt uns die Geschichte noch viele andere Größen auf, die uns als erhabene Beispiele voranleuchten und durch Vergleichung mit uns zur Selbst-Erkenntniß führen können. Ich habe ja selbst ein solches Vorbild in dem unsterblichen Socrates hervorgehoben — ein Bild,

das wahrlich meiner Nachahmung würdig ist. *) Indessen ist es nicht nöthig, nur nach den erhabenen Erscheinungen der Vergangenheit zu blicken; es wäre namenlos traurig, wenn nicht auch vortreffliche Menschen unter uns wandelten.

Ich will nun einmal nicht auf die Fehler, sondern auf die guten Seiten Acht haben, welche diejenigen haben, die mit mir leben. Da werde ich genug des Guten und Nachahmungswerthen entdecken und dabei noch den großen Vortheil haben, durch das mancherlei Gute, das ich an meinen Nebenmenschen finde, milder im Urtheile zu werden und so würde, so wahr Himmel und Erde sind — unsere Welt zu einem Paradiese werden, wenn jeder einzelne Mensch, gleich Griechenlands erhabenstem Denker, unabläßig der inhaltsschweren Inschrift des delphischen Tempels eingedenk wäre:

Erkenne dich selbst!"

*) „Denke oft zurück, was in diesem oder jenem Falle wohl Socrates und Plato gethan haben würden, und du wirst nicht fehl greifen."
(Epictet's Handbuch.)

Capitel III.

Allgemeine Menschenschicksale.

16.

Ueber Schicksal, Geschick, Verhängniß des Menschen.

„Der Eigensinn des Schicksals ist der Bildner
Der Menschen und Beschränker seines Glücks."
Syrus.

Eine gewisse unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereignisse und Begebenheiten in der Welt war das, was schon die Alten Schicksal — Fatum hießen.

In Bezugnahme auf den Menschen kann man „das Schicksal die Summe der Veränderungen nennen, die sich mit dem Menschen zutragen."

Es scheiden sich nun die Ansichten, ob diese Veränderungen durch ein alles mit absoluter Nothwendigkeit bestimmendes Gesetz herbeigeführt, oder ob der Mensch dieselben durch Benützung seiner Vernunftkräfte und die Freiheit seines Willens selbstständig zu lenken im Stande ist.

Man hat behauptet, daß nachdem man im ganzen Umfange und in der gesammten Thätigkeit der Natur überall ein feststehendes Gesetz beobachtet habe, nach welchem alle Veränderungen zur Erscheinung kommen, diese Erscheinungen **nothwendig** aus früher **vorhandenen und nun wirkenden Ursachen sich eben so** und nicht anders entwickeln mußten,

indem sie nur das große Gesetz der Ordnung und der obgleich langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung im ganzen Umkreise der Natur und im großen Gange der Dinge erfüllen und erfüllen müßen, obgleich diese Entwicklungen in der kleinen Spanne Zeit eines Menschenlebens nicht immer erkannt oder erlebt werden.

Wie z. B. **Seume** sagt:

Das Urverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
Durch lange Folgen von Nothwendigkeit,
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders angereiht: —

Man hat daraus ferner gefolgert, daß der Mensch, so wie jedes andere Geschöpf nicht außerhalb der Natur stehen könne, sohin diese überall beobachtete Gesetzmäßigkeit natürlicher Ursachen und Wirkungen in derselben, uns zu der Annahme berechtigt, daß der Mensch wohl in keinem Ausnahmsfalle begriffen seyn, sondern diese Gesetzmäßigkeit sich eben so gut auf ihn, und zwar nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht und zwar darum erstrecken müße, weil einerseits der Geist eben so wenig außer der Natur gedacht werden kann, anderntheils derselbe nur *durch seine Verbindung mit Körpern seine Wirkungen äußert*. Diesem gemäß würde sich die geistige und körperliche Beschaffenheit des Menschen als die *nothwendige* Wirkung bestimmt vorhergehender Ursachen darstellen, und dadurch sein ganzes Leben und Schicksal prädestinirt seyn, ein Umstand, der uns als willenlose unverantwortliche Werkzeuge einer höheren Macht erscheinen läßt.

Eine andere Ueberzeugung vertheidigt die Freiheit des menschlichen Willens und der hieraus hervorgehenden Hand-

lungen als Ausflüße einer Geisteskraft, die in sich selbst ihre Begründung habe, Gutes und Schlimmes wohl zu unterscheiden wisse, freie Wahl hiebei, aber auch nach den Vorschriften des Religions- und Glaubensgesetzes völlige Verantwortlichkeit hiefür zu übernehmen habe — sohin also die selbstständige willkürliche Gestaltung seines Schicksals durch den Menschen selbst, wobei freilich der oft eiserne Zwang äußerer Verhältnisse, der Einfluß der Erziehung, die Einwirkung besonderer Lebensumstände, selbst, wie schon häufig beobachtet worden, physische Beschaffenheit nicht außer Acht zu lassen sind. Diese Meinung vertritt z. B. **E. Rächler**: *)

Des Menschen Glück, die Loosung seiner Tage,
Bestimmet ewig ihm sein eigenes Herz,
Das Schicksal hält nur die gerechte Waage,
Es füllt sie an mit Freude und mit Schmerz.
Die Blüthen winken, er darf sie ergreifen,
Und die er wählet, wird zur Frucht ihm reifen.

Welche von diesen beiden Ansichten auch die richtige seyn mag, immer liegt doch dem denkenden Menschen die Aufgabe näher, sein Geschick überhaupt mit Würde zu tragen, als sich über das Wesen und die Grundbedingungen desselben in Untersuchungen abzuquälen, deren Endresultat dennoch immer ein Glaubenssatz ist, weil der Mensch in der That über die Wesenheit seines Schicksals am allerwenigsten **wissen** kann.

So heißt es z. B. schon bei den Alten:

Keiner, o Kyrnos schafft sich selbst so Schaden als Vortheil,
Sondern die Götter verleih'n beides der Menschen Geschlecht.
Was auch immer ein Sterblicher thut, nie weiß er im Herzen,
Ob es ihm endet zum Glück, oder ihm Feindliches bringt.

*) Elise Rächler, geb. Ehrhardt, talentvolle deutsche Schriftstellerin, † 1828 zu Nordhausen. Die Wunderblume, poet. Erzählung in 6 Gesängen. 3. Gesang. (In Urania pro 1820.)

Oftmals meint er Böses zu thun und schaffet das Gute,
Meinet er Gutes zu thun, bringet er Böses hervor,
Auch wird Keinem zu Theil von den Sterblichen, was er begehret,
Sondern mit mächtigem Damm wehrt die Unmöglichkeit ihm;
Nichts weiß sicher der Mensch, doch wähnet er Vieles vergeblich,
Aber der Himmlischen Sinn endiget Alles nach Lust! —

Theognis.

Zur Lösung dieser Aufgabe nun, Alles, was das Schicksal bringt, mit der Ruhe und Würde einer vernünftigen Resignation hinzunehmen, weder im Glücke übermüthig zu werden, noch im Unglücke zu verzweifeln, führen zunächst drei Wege. Der Eine ist das Vertrauen zu Gott als dem Lenker aller Dinge, der kindlich fromme Glaube an eine speziell mit dem Geschicke des einzelnen Menschen sich befassende Vorsehung, welche ihn auf oft wunderbaren Wegen und durch unbegreifliche Mittel aber dennoch zu seinem Heile führt, woraus jener Muth, jene Kraft und Stärke des Gefühls erwächst, das wir nicht selten in Tagen des Unglücks an gläubigen Seelen bewundern müßen. Der zweite Weg, welcher sehr wohl neben diesem ersteren verfolgt werden kann, der aber jenem, den der Haufe gewöhnlicher Menschen zu verfolgen gewohnt ist, gerade entgegen läuft, ist: Geringschätzung, oder besser gesagt richtige Schätzung dessen, was die Menge als die einzig wünschenswerthen Güter dieser Welt, Reichthum und Besitz, Rang, Ehren, Privilegien u. a. Vorzüge lobpreist, sehnlich begehrt und anstrebt oder schmerzlich bejammert, wenn sie selbe verliert — und Hochhaltung aller Güter und Eroberungen des Geistes, als die einzig wahren Güter dieses Lebens — also fortwährende Ausbildung der Vernunft durch die eifrige Pflege der Wissenschaft, Aufklärung und Richtigstellung der Begriffe, Fortschritt in Erkenntniß großer Wahrheiten, fester Glaube an eine bessere edlere Bestimmung, als sie der Mehrzahl der Menschen zum Bewußt-

sein zu kommen scheint — mit einem Worte *Hochschätzung und Verehrung dessen, was die Menge gering achtet.*

Wer durch eine richtige Schätzung jener Dinge, aus deren Gewinn oder Verlust man gewöhnlich das „Glück" oder „Unglück" ableitet, seine angenehmen, namentlich aber (was weit öfter vorkommt) seine unangenehmen Empfindungen zu bekämpfen, d. i. zu berichtigen weiß, der tritt mit Seelenruhe und Geistesklarheit jeder Schicksalsfügung entgegen, besonders wenn er dabei *durch ein reines vorwurfsfreies Gewissen unterstützt wird.* Selbst in jenen Fällen, wo er eine Schicksalsfügung wirklich als ein Unglück für ihn erkennen muß, wird ihn das Bewußtsein, in keiner Weise ein solches *verdient* zu haben, mit Muth und Stärke erfüllen, es zu ertragen.

Der Unglückliche, der mit Muth sein Unglück
Trägt, gegen das Schicksal selbst erscheint er
Wie ein Sieger. Ich *bin*, so spricht er . . .
Größer als du bist! — — Balde.*)

Der dritte Weg endlich ist der vollständige Stoicismus, der sich aus dem Glauben an eine unausweichbare *Nothwendigkeit*, an ein im Voraus für den einzelnen Menschen bestimmtes und aus bestimmten gegebenen Ursachen sich entwickelndes Schicksal folgert, die schweigende Unterwerfung unter den eisernen Gang einer höheren Schicksalsfügung, *welche übrigens keineswegs eine Gottlosigkeit, eine völlige Irreligion, eine Lossagung von den moralischen Pflichten, sohin eine Zügellosigkeit der Leidenschaften nothwendig in sich schließen muß.*

*) Jakob *Balde*, Mitglied der Gesellschaft Jesu, Hofprediger zu München, † 1668. Lateinische Gedichte, übersetzt in Herder's Terpsichore. Lübeck, 1796.

6*

Eine solche Anschauung tritt uns in dem römischen Philosophen **Seneca** entgegen, der geradezu behauptet:

„Ein Geschick leitet uns, und es hat bei unserm Eintritt in die Welt die erste Stunde entschieden, wie viel einem Jeden zugetheilt seyn soll. Eine Ursache steht unter dem Einflusse der andern, und die Angelegenheiten des Einzelnen und des Ganzen hängen in langer Folgenreihe zusammen. Darum muthig Alles ertragen, weil Alles nicht, wie wir wähnen zufällig eintritt, sondern sich folgt!“

Dieselbe Ansicht scheint auch **Herder** zu theilen, wenn er in Erinnerung an die Lehre Epictet's sagt:

Ein Thor der klagt stets Andere an,
Sich selbst anklaget ein halb schon weiser Mann,
Nicht sich, nicht And're klagt der Weise an.

Die bessere Ueberzeugung jedes Einzelnen wird unter diesen Wegen wählen, um den in dem Gewirre dieses buntbewegten Lebens so sehr nothwendigen Anhaltspunkt zu gewinnen, dessen beste Stütze aber, man mag nun über die Fügungen des Schicksals so oder so zu denken veranlaßt oder gewohnt sein, immer Rechtschaffenheit und Humanität bleibt.

17.
Besitz und Verlust, Wechsel und Vergänglichkeit alles Irdischen.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."
Schiller.

Es hat wohl keinen Menschen gegeben, der nicht schon irgend einen Verlust zu beklagen gehabt, und nicht die Wahrheit der Thatsache empfunden hätte:

„daß man den Werth und das Bedürfniß einer Sache nicht eher fühlt, als wenn man Gefahr läuft, dieselbe zu verlieren oder sie bereits verloren hat,"

wie denn auch **Hofmeister** „den Verlust mit Recht den besten Beweis für den Werth des Besitzes nennt."

Die Möglichkeit eines Verlustes aber ist bei der fortwährenden Beweglichkeit menschlicher Schicksale so nahe gerückt, das obwaltende Gesetz der Vergänglichkeit, des beständigen Wechsels alles Bestehenden erfüllt sich so oft in den Begebnissen unserer Tagesgeschichte, daß man sich nicht genug über die Kurzsichtigkeit so mancher Menschen wundern kann, welche, weit entfernt jenem Naturgesetze gehörige Beachtung und Würdigung zuzuwenden, und aus ihm Warnung im Glücke, Trost im Unglücke zu entnehmen, vielmehr allen ihren Freuden und Leiden beständige Dauer beimessen, sich selber nahezu für unvergänglich halten, wenigstens selten oder niemals an ihr eigenes sterbliches Loos denken oder denken mögen, und nicht selten in der leidenschaftlichen Verfolgung ihrer augenblicklichen kleinlichen Interessen den nichtswürdigsten Dingen den größten Werth beilegen. Es ist nun des Jammers und der Klage kein Ende, wenn der Abgott ihrer Zeitlichkeit, den Gesetzen seiner inneren Natur gemäß,

in den Staub zurücksinkt, aus dem er hervorgegangen, oder sich ein Verhältniß nach dem nämlichen Gesetze der Vergänglichkeit löst, das gleich Anfangs wohl beachtet, und später niemals hätte vergessen werden sollen.

Dieses unumstößliche Gesetz irdischer Vergänglichkeit wird aber der denkende Mann immer vor Augen haben und das „Glück" seines Erdendaseins niemals auf ein solches zerbrechliches Fundament bauen, wenigstens, sich seiner Zerbrechlichkeit wohl bewußt, von dem Aufhören seiner Existenz nicht überrascht seyn und darüber in Verzweiflung gerathen, wenn wir auch nicht von Jedermann die stoische Ruhe des griechischen Weltweisen **Anaxagoras** erwarten können, der bei der Nachricht von dem Tode seines Sohnes gelassen erwiderte:

„Ich habe es vorher gewußt, daß ich etwas *Sterbliches* erzeugt habe."

Es hat darum einen unbestreitbaren Vortheil, sich mit dem Gedanken der Hinfälligkeit aller Dinge, als deren schönstes aber auch empfindlichstes Bild ein Schriftsteller die Blumen bezeichnet, recht vertraut zu machen, und sich stets des Gesetzes zu erinnern, nach welchem Allem, was existirt, eine bestimmte Zeitdauer zugemessen ist, nach deren Ablauf es aufhören muß, in seiner bisherigen Form zu existiren!

Eine solche heilsame Lehre stellt der englische Dichter **Young** in seinen Nachtgedanken auf:

„Der Spinne dünnster Faden ist ein starker Strick gegen das zarte Band, welches den Menschen mit seiner irdischen Glückseligkeit verknüpft, es bricht von dem geringsten Hauche der Luft",

und wem wären wohl die Worte **Schiller's** unbekannt:

In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglück's tückische Nähe,
Nicht an die Güter hänge dein Herz,

Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz;

So ruft uns auch der philosophische Schriftsteller **Eberhard** die wohl zu beherzigende Warnung zu:

Die Freud' ist ein flüchtiges Kind,
Das nur im Fluge die Erde berührt,
Sie gleicht einer Blüthe, die pfeilgeschwind
Der nächste Zephyr verweht und entführt.
Halte fest das Schöne, das dich ergötzt,
Das die Götter gnädig dir spenden,
Doch wisse, das Schöne wird leicht verletzt
D'rum halt' es mit schonenden Händen,
Und hänge an nichts dein liebendes Herz,
Als ob es ewig dein Eigenthum bliebe,
Ach nur zu oft ist der bitterste Schmerz
Das Kind der zärtlichsten Liebe!

Wenn nun auch in Hinsicht auf dieses allgemeine Schicksal irdischer Unbeständigkeit der gewöhnliche Mensch in „dem eisernen Muß eine Schatzkammer von Beruhigungsgründen“ finden lernt, so stellt sich dem aufmerksameren Beobachter in Hinblick auf das, was die Menschen Glück nennen, diese Veränderlichkeit sogar als eine Bedingung der Menschennatur und ihrer Genußfähigkeit dar (was auch der verwöhnte Weichling dagegen sagen mag) und kann ihm aus diesem Grunde um so mehr zum Troste dienen.

Lichtenberg hat behauptet, „daß ein Glück schon allein durch seine lange Dauer verliere,“ und **Goethe** sagt:

Alles läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von lauter schönen Tagen,

was **Kosegarten** in dem Satze näher erläutert:

„Unsere eingeschränkte Natur kann keine ununterbrochene Glückseligkeit ertragen. Geregnet muß es haben, wenn uns die

Sonne recht lieblich scheinen soll; gestürmt muß es haben, wenn uns die Stille recht wohl thun soll, und nur durch einen Zusatz von Bitterkeit gewinnen die Leckerbissen des Lebens ihren wahren Hochgeschmack!"

Diese Erfahrung läßt sich in der That stündlich machen und psychologisch merkwürdig bleibt in dieser Richtung der s. g. Spleen der Engländer, der in den meisten Fällen nichts anderes als reiner Ueberdruß, Ekel und Uebersättigung an den Glücksgütern dieser Welt und dem ewigen Einerlei ihres Genusses ist und so manchen schon bis zum Selbstmorde trieb.

Nicht anders verhält es sich auch mit den rein geistigen Genüßen, die noch öfter einen Ruhepunkt erheischen, soll nicht alsbald eine Erschöpfung eintreten, welche die Fähigkeit zu genießen mindert oder ganz aufhebt.

So ist der Mensch überall an das Gesetz der Veränderlichkeit gebunden, das überhaupt in der ganzen Natur beobachtet wird; nirgends ist Stillstand in ihr, überall Bewegung, Entstehen, Wachsen und Wiedervergehen, um in neuen Formen wieder zu erscheinen!

Schreiber *) bemerkt darum ganz richtig:

Es liebt die Menge der Gewohnheit Schranken,
Die Hoffnung, daß es bleibe wie es war,
Wenn Zeiten wechseln, alte Formen wanken,
Erschrecken sie und träumen von Gefahr.
Doch in der steten Ruhe der Gedanken
Stellt sich nicht Kraft, nicht Glück, nicht Leben dar!"

Erwächst nun für den Glücklichen, wenn er dabei ein vernünftig denkender Mann ist, aus der Erkenntniß dieser Naturnothwendigkeit genügender Grund, um mit würdevoller Resignation jene Wechselfälle des Erdenglückes zu ertragen, die seine Gefühle schmerzlich berühren, so tröstet hingegen

*) Chr. Schreiber, sächs. weimar'scher Oberpfarrer und Superintendent zu Lengsfeld. Gedichte. Berlin, 1806.

dieses nämliche Gesetz des Unbestandes, der steten Veränderlichkeit alles Bestehenden, auch den Unglücklichen, der in dem tröstenden Glauben:

Daß sein freundlicher Gefährte, —
Hoffnung — doch zum Ziele führt,
Und der Wechsel dieser Erde
Auch den Leidenden berührt,

Geduld und Kraft zum Ertragen und Ausharren gewinnt, bis auch ihm die wandelbare Gunst des Schicksals bessere Tage bringt. Es ist ein altes Sprüchwort: „Auf Regen folgt Sonnenschein", und ein anderer Satz lautet: „Das Beste am Uebel (freilich auch das Uebel am Besten) ist — seine Veränderlichkeit!"

Darum sollte man in allen Fällen des Lebens der goldenen, so oft wiederholten Lehre eingedenk seyn: „Im Glücke nicht übermüthig werden, im Unglücke nicht verzweifeln"; und sinnig und schön sind die treffenden Worte des griechischen Dichters **Simonides** *) aus einer seiner Elegien:

Keines der Güter verbleibt bei den Sterblichen dauernd und immer,
Wahrlich ein treffliches Wort, sagte der chiische Mann. **)
So wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen!
Viele vernahmen das Wort, doch mit den Ohren allein,
Wenige nahmen im Herzen es auf, stets gängelt die Hoffnung
Alter und Jugend und wächst wurzelnd im tiefen Gemüth.
Strahlet dem Sterblichen noch die erfreuliche Blüthe der Jugend,
Denkt er mit flatterndem Sinn' Vieles so nie sich bewährt.
Nicht auch denkt er daran, daß Alter und Tod ihm bevorsteht,
Krankheit kümmert ihn nicht, fühlt er sich eben gesund.

---

*) Simonides aus Keos lebte um 500 v. Chr., einer der bedeutendsten griechischen Lyriker.

**) Homer.

Kindisch traun ist solch' ein Gemüth, das nie sich erinnert,
Wie so dürftig und kurz Jugend und Leben uns ist.
Auf denn! Freund, dieß denkend, erfreue dich! bis zu des Lebens
Gränze gewähre dem Geist seines Verlangens Genuß!

Diese Anschauung, die sich aus der täglichen Beobachtung des Menschenlebens und seiner wechselnden Schicksale nährt, ist ohne Zweifel sehr geeignet, den Menschen auf eine höhere Stufe der Weisheit und damit zur Würdigung irdischer Glückseligkeit zu leiten, aber eine noch freundlichere Einwirkung auf das Gefühlsleben bei Betrachtungen dieser Art ist mit dem Glauben an eine waltende Vorsehung verbunden, die alle Wechselfälle dieses Erdenlebens mit einem bestimmten Zwecke verknüpft und nicht Alles einem sinn- und zwecklosen Zufalle überläßt — ein Glaube, den Niemand schöner als unser herrlicher **Schiller** in den Worten aussprach:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche schwanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob Alles im ew'gen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

18.

Trennung und Wiedersehen.

„Man kommt, man sieht, man lernt sich kennen,
Sich lieben und dann — sich trennen!"
* * *

Bei dem ewig wechselvollen Schicksale eines Menschen-Lebens kommt wohl nichts häufiger vor, als die Veränderung in den verschiedenen Verbindungen und Beziehungen zu Andern. Hier verursachen veränderte Verhältnisse, Zufall, Beruf, Interesse oder das unerbittliche Gesetz der Nothwendigkeit

eine Lösung liebgewordener Bande sowohl, als auch lästig drückender Verhältnisse, während man dort aus denselben Gründen in neue Verbindungen, neue Beziehungen mit den Menschen tritt, um auch diese im Laufe der Zeit wieder mit andern zu vertauschen. So bildet das Leben ein fortwährendes Sich=Finden, Trennen, zuweilen Wiedersehen, Wiederverlassen — ein Kommen und Gehen bis zum — letzten Abschiede für diese Erde. Am tiefsten wird von diesem allgemeinen Menschen=Schicksale das geistige Empfindungsvermögen berührt, das sich bei manchem Menschen in sehr hoch gesteigertem Grade äußert. Solche sensible Naturen fühlen um so tiefer und inniger bei unangenehmen Veränderungen ihrer gewohnten Verhältnisse, z. B. den Schmerz der Trennung, je fester das Band war, das sie an andere Menschen knüpfte, je inniger das Gefühl, das mit der ganzen Stärke, der solche Naturen fähig sind, den Gegenstand ihrer Neigung erfaßte, dem freilich aber auch der Enthusiasmus der Freude, das höchste Entzücken, der unermeßliche Jubel der exaltirtesten Empfindung gegenübersteht, wo derselbe Wechsel der Lebensverhältnisse ihnen nach langer Entbehrung, hoffnungslosem Harren, endliche Erfüllung ihrer Wünsche, Wiedersehen geliebter Menschen, Befriedigung ihres sehnsuchtsvollen Dranges gewährt, wie es denn überhaupt eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur zu seyn scheint, daß die höchsten Genüße, die höchsten Freuden erst dann in ihrer ganzen Stärke empfunden werden können, wenn das Erdulden ihrer Gegensätze diesen Genüßen vorausging. Dieser merkwürdige Eindruck, diese mächtige Wirkung, welche der Augenblick der Trennung oder der Wiedervereinigung auf jede nur einigermaßen zugängliche Natur ausübt, zieht wohl auch so manches Geheimniß, das man wohl verwahrt zu haben glaubte, in solchen Stunden an das Licht, wie **Jean Paul** bemerkt:

„Nur in den Minuten des Wiedersehens und der Trennung wissen es die Menschen, welche Fülle der Liebe ihr Busen ver=

barg, und nur dann wagen sie es, der Liebe eine zitternde Zunge und ein überfließendes Auge zu geben."

Es ist keineswegs überschwengliche Sentimentalität, wenn derselbe Schriftsteller im richtigen Verständnisse der Empfindungen eines weichen gefühlvollen Herzens ausruft:

„O die Berge, die Wälder, hinter denen eine geliebte Seele wohnt, die Mauern, die sie umschließen, schauen den Menschen mit einem rührenden Zauber an, und hängen vor ihm wie (bedeutungsvolle) Vorhänge der Zukunft und Vergangenheit!"

Wenn demnach der Eindruck einer solchen Aenderung bestandener Verbindungen auf ein feineres Gefühl ein tiefer und mächtiger ist, wenn es wahr ist:

„Daß alle unsere Verbindungen, wenn sie lange währen, etwas so Tiefes haben, ohne daß wir es wissen, ein so vertrauter Theil von uns selbst werden, daß wenn wir selbst von ferne mit Ruhe den Entschluß fassen, sie zu brechen, und mit Ungeduld die Zeit seiner Ausführung zu erwarten glauben, dennoch mit Schrecken erfüllt werden, wenn diese Zeit nun endlich gekommen ist, und sich demnach das Herz des Menschen so wunderbar zeigt, daß er mit Zerknirschung diejenigen verläßt, bei welchen er ohne alle Freude verweilte",

so ist an dieser eigenthümlichen Erscheinung, wie schmerzlich sie auch ein Menschenherz berühren mag, dennoch auch die gute Seite — d. i. den Nutzen zu betrachten, der mit ihr — wie mit allen s. g. „Schlimmen" in der Welt — verbunden ist, und der hier in der besseren Erkenntniß, die Quelle alles menschlichen Glückes, besteht.

Es liegt tiefe Wahrheit in dem Satze **Hofmeister's**:

„daß die Ferne eben so oft Aufschluß über die Nähe giebt, gleichwie die Nähe über die Ferne!"

welche Ansicht auch **Goethe** in den Worten ausspricht:

„Ach in der Ferne zeigt sich Alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt!"

Losgelöst von den bisherigen Verbindungen und Gewohnheiten, welche letztere namentlich einen großen Einfluß auf den Menschen ausüben, schärft sich unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf die neuen Dinge und Verhältnisse, die uns umgeben, und zwingt uns alle Augenblicke zum Vergleiche von Sonst und Jetzt — wir lernen richtiger schätzen, was wir unaufmerksam und gleichgültig genug vielleicht Jahre lang genossen, ohne eben besonderen Werth darauf zu legen, bis uns die Ferne, Trennung von dem Gewohnten, Entbehrung dessen, was wir nicht genug geschätzt, mit einem Male eines Besseren belehrt, und wir die Warnung **Goethe's** erst begreifen lernen:

Vielleicht wirst du erkennen, welche Lieb'
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt!

Und welche Probe ist Trennung für die Wahrheit eines liebenden Gefühls! Welche unwiderstehliche, stets wachsende Sehnsucht ergreift ein liebendes Herz, wenn es wahr und tief empfindet, nach der verwandten Seele, nach dem Wesen, dessen Existenz und Besitz bereits zu einer Bedingung unseres Glückes, unserer Zufriedenheit geworden ist, und mit dessen Verlust der Friede unserer Seele, das höchste Interesse, das wir am Leben hatten, unwiederbringlich dahinsank in die Nacht der tiefsten schmerzlichsten Entbehrung, der qualvollsten Verlassenheit!

Darum ruft **Haug** *) mit Recht aus:

Trennung facht die Flamme an,
Trennung ist's, die mehr als Amors Pfeile,
Mehr als Eidschwur ewig fesseln kann!

---

*) Joh. Chr. Fried. Haug, Hofrath u. Bibliothekar in Stuttgart, † 1829, einer der fruchtbarsten neueren Epigrammendichter.

dem sich **Larochefaucault's** *) seine psychologische Bemerkung anschließt:

„Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe und vermehrt starke, wie der Wind Lichter auslöscht und Flammen anfacht!"

Nichts ist rührender als der Bund zweier edler, geistig gebildeter und moralisch vortrefflicher Menschen, der, fest und unauflöslich für dieses Erdenleben geschlossen, jedes Geschick, jede Lage, jede Veränderung überdauert, den nichts erschüttern, kein Verhältniß berühren kann, der in unwandelbarer treuer Liebe in felsenfestem Vertrauen begründet, fortbesteht und enggeschlossen bleibt, wenn Meere und Länder auch die Personen trennen.

Da kommt es wohl vor, daß bei Trennungen solcher verwandter Seelen ihre Sympathien sich sogar auf leblose Gegenstände übertragen, die als theure Andenken, Symbole der Erinnerung, nunmehr den höchsten Werth erhalten, und deren Anblick die wehmüthigste Sehnsucht erregt, wie z. B. **Goethe** in einem zarten sinnigen Gedichte erwähnt:

Dem Scheidenden ist jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt,
Ein Zeuge bleibt's, wie sinnig wir gewandelt,
So wird ein Nichts zum höchsten Schatz verwandelt!

Von der letzten schmerzlichsten Trennung für dieses Erdendasein und den Trostgründen, welche in diesem Falle die Vernunft des Menschen geltend machen kann und muß, werden wir in einem Artikel des 9. Capitels (Ueber die Trauer um Verstorbene) ausführlich sprechen.

---

*) Francois Duc de Larochefaucault, Prinz von Marsillac, † 1680 zu Paris. Pensées maximes et reflexions, deutsch v. Fr. Schulz. Breslau, 1798.

19.

Die verschiedenen Lebensalter.

Stufenjahre des Menschenlebens. Jugend und Alter.

„In der Jugend ist jung seyn leicht,
Schwerer und schöner, wenn's Haar sich bleicht!"
F. Horn.

In dem unaufhaltsamen Fluge der Zeit entschwinden die Tage unseres kurzen Menschenlebens und reihen Erinnerung an Erinnerung an vergangene Zeiten, an Menschen und Erlebnisse, die um so schneller vorüberzuziehen scheinen, je älter man wird. Da ist die Jugend mit dem Zauber ihrer Einbildungskraft, mit ihren Genüßen, Spielen, Unterhaltungen, mit der Arglosigkeit des Gemüthes und seinen — Täuschungen, die Mitteljahre des Lebens mit der bereits beginnenden Abkühlung der Sinne, mit ihrem Kampfe der Meinungen und Parteien, mit den Mühen und Sorgen für die Existenz, mit ihrer nichts weniger als erfreulichen Korrektur früherer Ansichten und Illusionen — endlich das Alter mit der Summe seiner Erfahrungen mit seiner unbefriedigten Sehnsucht nach höherer Erkenntniß und endlich mit dem Nachlasse geistiger und körperlicher Kräfte! Betrachtet man die Stufenjahre des menschlichen Daseins, so wird man finden, daß die weise Fürsorge des Schöpfers jeder dieser Lebensperioden neben ihren Schattenseiten auch ihre Vorzüge zugewiesen, und den Menschen hiezu eingerichtet hat, sich ihrer zu bedienen.

So herrschet in der Jugend das Gefühl, in den späteren Jahren die Kraft und der Verstand, im Alter die Würdigung der Vernunft und der Erfahrung.

Mit freundlicher Erinnerung sehen wir auf die Gefühle unserer Jugendzeit zurück, die, wenn sie auch vielleicht meistens durch Unwesentliches erregt, oder durch spätere Erkennt-

niß sich als Täuschungen erwiesen, uns dennoch damals glücklich gemacht hatten; so genießen wir später mit besserem Bewußtsein die Güter des Lebens, unterscheiden den Werth vom Unwerth, den Gehalt des Lebens von seinen Aeußerlichkeiten, so betrachten wir im Alter mit ruhiger Geistesklarheit den Inhalt desselben und beurtheilen ihn, durch den reichen Schatz gesammelter Erinnerungen belehrt, vom Standpunkte der Erkenntniß.

Welch' ein großer Unterschied aber besteht zwischen den Eindrücken der Jugend und jenen des Alters, wie malt die erhitzte Phantasie das Bild des Lebens in einem 18jährigen Kopfe, und wie spiegelt es sich in seiner Wirklichkeit ab in dem Haupte eines Sechzigers!

Wohl hat **Schiller** so schön als sinnig gesagt:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still im geretteten Boot' treibt in den Hafen der Greis!

und überschrieb dieses Distichon so treffend mit den Worten „Erwartung und Erfüllung."

Dennoch aber möchte man sich unter gewissen Voraussetzungen bei Untersuchung der Frage, welche von den verschiedenen Lebensperioden die angenehmere sei, lieber für die späteren gereifteren Jahre, als jene der so hoch gepriesenen Jugendzeit erklären, was auch das Herz mit der ganzen Wonne seiner Gefühle dagegen einzuwenden haben mag, oder **Byron**, der behauptet:

— — — Alter spült
Fort Geistesglut wie's Kraft der Glieder bannt:
Des Lebens Zauberbecher funkelt nur am Rand!

Der Verstand ist es am Ende doch immer, der Recht behält, und dieser sagt uns in reiferen Jahren stets, daß Unerfahrenheit, Uebereilung und die Macht der Empfindung uns die Dinge in unserer Jugend nicht sehen und beurtheilen ließen, wie sie an und für sich waren, sondern wie sie un=

serer entflammten Phantasie und unseren heißen Wünschen entsprachen, und daß wir uns demnach in den meisten Fällen Täuschungen überließen, welche niemals nachhaltig glücklich machen können. Aus dieser Erkenntniß entspringt der Werth der später eintretenden, weniger von den Gefühlsregungen beirrten Verstandesherrschaft, welche von **Benzel-Sternau** *) in wenigen, aber vortrefflichen Worten also geschildert wird:

„Ein kräftiges Alter mit Kopfeshelle und Gewissensruhe ist die angenehmste Epoche des Lebens. Da sieht man fest zurück, der Täuschungen entledigt, ledig aller Hoffnungen, auf den bunten Regenbogen der Jugend. Das mühsame Klettern auf den Montblanc des irdischen Daseins ist vollendet, der Wanderer ruht auf der kalt scheinenden Zinne des Nachgenusses — **der Würdigung!** Das ist es, was man als einen großen Reiz des Alters gewöhnlich vergißt — ruhige Resignation. Denkt euch den Silberhaarigen oben auf dem Berge, um welchen Ströme brausen, Stürme sausen, Ungewitter zischen und empörte Elemente rasen! In diesen Strömen lag er ringend, mit diesen Stürmen kämpfte er, die Ungewitter sengten ihn, er wurde in der Gährung dieser Elemente umhergeschleudert! Jetzt fühlt er sich ruhig, sicher; ihm ist wohl überstanden zu haben, er freut sich des Kampfes, **begänne ihn aber um keinen Preis von Neuem,** er weiß jetzt die Beweggründe zu schätzen, die ihn hineinstürzten, mißt die Vergangenheit mit ruhigem Auge, sieht noch einmal zurück mit bewegter Seele, lobt sich den festen Boden, zu dem er gedieh und blickt dann erhaben und froh zu der Welt hinauf, die selbst auf dem erreichten Gipfel noch über ihm ist und zu der er bald aufsteigen soll!“

---

*) Kl. Chr. Ernst Graf von Benzel-Sternau, früher Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt, † 1850, höchst ehrenvoll bekannt als Schriftsteller. (Humoristische Schriften und Romane 2c.)

Man sieht aus dieser Schilderung, daß neben dem Genusse unerschöpfter Gesundheit und einem vorwurfslosen Rückblicke auf vergangenes Leben, die ungetrübt beibehaltene Klarheit und Frische eines von Jugend auf sorgsam gepflegten Geistes zur Bedingung eines solchen neidenswerthen Zustandes gemacht wurde, bei welchem selbstredend von der Herrschaft schmutziger Leidenschaften nicht die Rede seyn kann, über welche **Seume** als

> „mit dem Alter, das man doch für die weiseste Lebensperiode halten sollte, gewöhnlich verbunden"

so bitter klagt.

Menschen, welche gewohnt sind, nur den Eindrücken des Augenblicks zu leben und entweder so ganz und gar von ihren Berufsgeschäften ausgefüllt sind, daß sie keine Zeit zur Ausbildung ihres Geistes durch die reichen Mittel der Wissenschaft und Kunst finden können, oder andererseits durch ihren Hang nach materiellen Vergnügungen und Beschäftigungen mit Unnützlichem und Unwesentlichem diese Ausbildung versäumen, oder auch hiezu gar keine Anlagen und Fähigkeiten haben, werden eines solchen glücklichen Alters weit weniger genießen, in welchem allein der geistige Genuß den physischen Gebrechlichkeiten die Waage hält. Die ganze Schwere seiner Last wird aber das herannahende Alter Denjenigen fühlbar machen, welche durch thörichte Lebensweise frühzeitig das kostbare Gut ihrer Gesundheit verschleudert haben, in dem sie noch allein den einzigen Trost ihrer letzten Lebens-Jahre hätten finden können.

Ein Gedicht des griechischen Dichters **Solon***), das die allmählige Entwicklung menschlicher Stufenjahre (hier übrigens mehr in physischer Hinsicht) zum Gegenstande hat, möge diese Bemerkungen schließen:

*) Der berühmte Gesetzgeber der Athener, lebte 600 v. Chr.

Noch unkundig der Red', unmündig, treibt in den sieben
Erstlingsjahren die Reih'n sproßender Zähne das Kind,
Aber vollendete bald ihm die anderen sieben die Gottheit,
Thun Anzeichen sich auch werdender Jugend hervor,
Dann in der dritten umhüllt, wie die Glieder sich kräftig gestalten,
Flaum sein Kinn und er färbt dunkler den blühenden Reiz.
Kommen die sieben anjetzt zum viertenmal, dann ist der Mannkraft
Gipfel erreicht und es thun edele Thaten sich kund.
Doch in der fünften ist's Zeit, daß der Mann der Vermählung gedenk sei,
Und er ein Folgegeschlecht blühender Kinder erzeugt.
D'rauf in der sechsten erstarkt urkräftig des Mannes Gesinnung,
Und nicht mag er hinfort eitele Werke begeh'n.
Vierzehn Jahre hindurch, in der siebenten und in der achten
Reihe von sieben erhebt Red' ihn sodann und Verstand.
Auch in der neunten vermag er noch Einiges, aber ihn flieht schon
Zum großherzigen Thun Weisheit und Leibesgewalt.
Aber erfüllt zum zehntenmal sein siebentes Jahr wer,
Nimmer zu zeitig ereilt diesen das Todesgeschick!

20.

Gesundheit und Krankheit.

„Was hilft dir Reichthum, schönes Weib,
Und Ehr' und eitel Zier
Bist du erkrankt an Seel' und Leib?
Ich tausche nicht mit dir."

Alter Spruch.

Gesundheit — der Zustand, in welchem der freieste und ungestörteste Gebrauch aller Geistes- und Körperkräfte möglich ist, das behagliche Gefühl des Wohlbefindens, das unserem Empfindungsvermögen keinen Theil unseres Körpers besonders bemerklich macht, — wer hätte jemals den unschätzbaren Werth dieses größten aller Güter verkannt!

Wohl aber hat Mancher in dem fortdauernden Besitze guter Gesundheit (wie alles, was der Mensch täglich und immerwährend genießt, ihn gleichgültiger und unaufmerksamer auf den Werth des Besitzes macht) der nothwendigen Sorge für die Erhaltung dieses köstlichen Gutes vergessen, und im leichtsinnigen Vertrauen auf bisheriges Wohlbefinden, seinem Körper Zumuthungen auferlegt, die ihn vor der Zeit untüchtig machten und Störungen aussetzten, die immer mehr und öfter zur Erscheinung kamen, bis endlich der herrliche Schatz der Gesundheit, bereits halb oder ganz verschwendet, zum Bewußtsein eines solchen unweisen Menschen kam, den

„Krankheit nicht kümmert, fühlt er sich eben gesund,“

Simonides.

und der nun mit dem höchsten Gute des Lebens die Entdeckung bezahlt, die er viel wohlfeiler in der Beobachtung anderer Menschen hätte haben können, daß, wie unser liebenswürdiger Dichter Just. Kerner*) sagt,

„aus Büffelhaut und Eisenblech kein Menschenleib besteht.“

Nun folgt — zu spät — die Reue, die Einsicht von der Größe des Verlustes; aber unwiederbringlich bleibt das unersetzliche Verlorene, das jeden Tag im Preise steigt, je schmerzlicher es der Mensch entbehrt.

„Wer auf seinen Körper losstürmt, der verschwendet ein Gut, das oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben, und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettlerwaaren sind!“ Knigge. **)

*) Justinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsberg, berühmt durch seine tief gemüthvollen Dichtungen und interessanten Schriften über die Beziehungen der Geister- zur Menschenwelt.

**) Adolph Frhr. v. Knigge, hannöverischer Oberhauptmann und Scholarch der Domschule zu Bremen, † 1796, ein als praktischer Philosoph zu seiner Zeit sehr gefeierter Schriftsteller, besonders bekannt durch sein Werk: „Ueber den Umgang mit Menschen.“

Mäßigung! ruft uns oft und vernehmlich genug die innere Stimme zu, wenn die gemißhandelte Natur durch Erregung unangenehmer ja schmerzlicher Empfindungen in ihre Rechte, an das im vorne herein festgestellte Naturgesetz mahnt, das Niemand unbestraft überschreiten darf. Mäßigung ruft uns der Anblick der Wirkung fremder Sünden zu — wenn wir nur immer ein Ohr für diese Warnungsstimmen hätten!

Nicht ängstliche Sorge, die jedes Lüftchen scheut, jede Anstrengung und Uebung der Körperkräfte fürchtet — das wäre das andere Extrem — nur einen vernünftigen Gebrauch derselben, welcher den Körper nicht vor der Zeit abnützt und hinfällig macht, predigt uns die tägliche Erfahrung. Dasselbe gilt von dem Gebrauche unserer geistigen Kräfte, von welchen **Knigge** sich äußert:

„Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaft preisgiebt, oder die Segel des Geistes unaufhörlich spannt, der rennt auf den Sand, oder muß mit abgenutztem Fahrzeuge nach Hause laviren. Wer aber die Fakultäten seines Verstandes immer schlummern läßt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder unangenehmen Anstrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung verloren, wo es auf Kraft, Muth und Entschlossenheit ankommt."

Merkwürdig sind die Veränderungen in der geistigen Wesenheit des Menschen, welche im kranken Zustande seines Körpers nicht selten zur Erscheinung kommen; da wird der Sanftmüthige oft ungeduldig und heftig, der Zornige sanft und duldend, der boshafte oder egoistische Charakter wird milderer Gesinnung und humaneren Ansichten zugänglicher u. s. w.

Der große Seelenkenner **Shakespeare** sagt:

— — Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur, gebeugt, dem Geist gebietet,
Zu dulden mit dem Körper.
Die Kränklichkeit versäumt ja stets die Pflicht,
Die die Gesundheit übt!

Aber Alle wünschen und hoffen — Genesung, die, wenn sie wirklich eintritt, jenes wohlthuende Gefühl der wiederkehrenden Lebenskraft erzeugt, das **Jean Paul** eine Wieder-Geburt unserer Jugend nennt, nach welcher man die Erde und die darauf sind, mit einem neuen Herzen liebt.

Mit wie vielen Tausenden, ja wie gerne mit seinem ganzen Vermögen, würde ein Millionär dieses Gefühl der Genesung — seine Gesundheit wieder zurückkaufen, die nun unwiederbringlich dahin ist. Was helfen diesem Reichthum und Besitz, wenn er sie nicht genießen kann? Es giebt kein Uebel auf der Erde, kein Schicksal, kein Unglück, wofür nicht das Gefühl völliger Gesundheit Trost gewährt — das sollte man bedenken, wenn die Lippen von verzweiflungsvollen Klagen überströmen und der Anblick eines Blinden, eines Gelähmten, eines schon Jahre lang schmerzlich leidenden — vielleicht unheilbaren Kranken, uns aufmerksam auf unseren eigenen Zustand macht, den wir vielleicht einen Augenblick früher als den „unglücklichsten“ betrachteten.

Krankheiten sind Mahnungen an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Natur, und manchmal sogar nicht ohne Nutzen für unser moralisches Leben, wenn ein solcher Zustand, vielleicht der Rand des Grabes, an den wir gebracht sind, zur Einkehr in unser inneres Selbst ermahnt, wenn da so manches im andern Lichte erscheint, als wir es bisher gesehen, wenn Entschlüße zum „Bessermachen“, zu guten Handlungen daraus hervorgehen, wenn wir so recht eingesehen, wie nichtig und werthlos so Vieles uns im Angesichte des Todes erscheint, worauf wir im Leben so großen Werth gelegt.

21.

Ueber Tod und Sterben.

Trostgründe dafür.

„Wie lang der Mensch gelebt, erhellt an seiner Bahre,
Aus dem, was er gewirkt, nicht aus der Zahl der Jahre."
Seuffert.

Das große ewige Gesetz der Natur, nach welchem Alles was Leben und Odem hat, nach einer bestimmten Zeit von dieser Erde scheiden muß, erfüllt sich täglich vor unsern Augen. Bald da, bald dort greift der unerbittliche Tod in die Reihen unserer Nebenmenschen, hier ein theures Mitglied unserer Familie, dort einen lieben Freund, einen Bekannten zum Opfer fordernd, und berührt hiedurch das uns angeborne Gefühl der Selbsterhaltung auf eine bald mehr bald minder schmerzliche Weise. Diese täglichen Erlebnisse sollten billig für uns eben so viele Mahnungen an das auch uns unausbleiblich treffende Schicksal seyn; dem ungeachtet befaßt sich die größte Mehrzahl der Menschen, von denen gerade diejenigen

„dem Leben den höchsten Werth beilegen, die am wenigsten zu leben verdienen,"

mit nichts weniger gerne, als gerade mit dem Gedanken an den Tod, ja im Gegentheile sie fürchten sogar nur davon zu sprechen, und vermeiden sorgfältig jede Gelegenheit, die sie mit diesem unangenehmen Capitel in die geringste Berührung bringen könnte. Das geht nun ganz gut so, bis die so sehr gefürchtete Katastrophe endlich vor der Thüre steht, und nun mit einem Male alle Schrecken und Entsetzen der, für solche verwöhnte, unvorbereitete Gemüther, gräßlichen Stunde hereinbrechen und mit der peinlichsten markerschütternden Todesfurcht, die Unweisheit früherer Tage bestrafen, in denen die

Menschen, nur an dem Reiz des Lebens hängend, keine Zeit fanden, an das unausbleibliche Ende aller dieser Herrlichkeiten zu denken, niemals den Versuch machten, sich allmählig an den Gedanken zu gewöhnen, der ihnen nach einer einfachen Berechnung ihrer Lebensjahre doch nahe genug gerückt war.

Wir wollen in dem Folgenden versuchen, in wie ferne sich aus den Betrachtungen über das uns sicher erwartende Lebensende und aus einer vernünftigen Anschauung dieses Naturgesetzes überhaupt, Muth und Stärke des Geistes, Beruhigung und selbst Trost für jene von so vielen Menschen gefürchteten Stunden gewinnen lasse.

Nach dem ewig unwandelbaren Gesetze der Schöpfung ist Allem, was besteht, eine bestimmte Zeit der Dauer zugemessen, innerhalb welcher sich das Entstandene entwickelt und dem Zwecke seines Daseins entgegenreift, diesen auf seinem Kulminationspunkte erreicht, und von da ab unaufhaltsam seinem allmäligen Vergehen, d. i. der Auflösung in seine Bestandtheile entgegen geht, aus welchen sich dann wieder neue Schöpfungen entfalten.

Als ob wir hinzusterben nicht begännen,
Lang', eh' wir sterben! O! mit leiser Spur,
Allmählig unterjocht der Tod die Staubnatur,
Und was wir uns're letzte Stunde nennen,
Ist seines langen Sieg's Vollendung nur!

Haug.

Das ist vor Allem als unumstößliches Gesetz einer höheren Macht fest in's Auge zu fassen, und hieraus so recht die Thorheit zu erkennen, diesem Gesetze, das alle Geschöpfe dieser Erde befolgen müssen und (zum Theile vor unsern Augen) befolgt haben, in irgend einer Weise entgegen streben zu wollen. Aus der dem Menschen zugemessenen Lebensdauer ergiebt sich klar, daß das Leben lediglich nur als ein Darleihen der Natur auf eine

bestimmte Zeit zu betrachten ist, das wir bei Verfallzeit durch unser „Sterben" heimzahlen, wie schon **Lukrez** *) bemerkt hat:

„Keiner erhält das Leben zum Eigenthume, alle zum Nießbrauch!"

Diese Verfallzeit lautet aber bei den verschiedenen Menschen auch sehr verschieden, indem die Anzahl der Lebensjahre durch die physische Beschaffenheit der inneren Organisation und der Einwirkungen darauf in ähnlicher Weise bedingt ist, wie (um einen etwas trivialen Vergleich zu brauchen) das Körper-Gewicht des Menschen durch die Stärke seines Knochenbaues.

„So wenig es also," sagt der philosophische Kaiser **Marc Aurel** **) „den Menschen ärgert, daß er nur so viele Pfunde und nicht mehr wiegt, so sei er auch darüber nicht ärgerlich, daß ihm nicht länger zu leben bestimmt ist."

Aber abgesehen von dieser unerbittlichen Bestimmung über die menschliche Lebensdauer müssen wir uns, gesetzt es gäbe keine Beschränkung unserer Lebenszeit, doch vernünftiger Weise, wie **Dietls** ***) anführt, die Frage stellen:

„Was wollen wir denn immer hier? Ewig denselben Kreis von Schlafen und Wachen, von Essen und Hungern, von Arbeit und Ruhe durchlaufen? — Gewißheit von einem zukünftigen Leben macht uns den Tod sogar wünschenswerth!"

welcher Ansicht sich **Rousseau** mit der richtigen Bemerkung anschließt:

„Wären wir unsterblich (auf dieser Erde), so würden wir die elendesten Geschöpfe seyn. Es ist hart zu sterben, aber es ist

---

*) Der römische Dichter Lucretius Carus lebte um 95 v. Chr., hochberühmt durch sein didaktisches Gedicht: „Ueber die Natur der Dinge", vortrefflich übersetzt von Karl Ludwig v. Knebel. Leipzig, 1831.

**) Wir werden im 4. Capitel dieses Buches in dem Artikel über die Philosophie (Nr. 27) auf seine vortrefflichen Meditationen zurückkommen.

***) G. A. Dietls. Vertraute Briefe eines Geistlichen in Bayern an seinen Freund. München, 1786.

süß zu hoffen, daß man nicht immer leben, und ein besseres Leben die Mühe und Noth des gegenwärtigen endigen werde. Wer würde das traurige Geschick der Unsterblichkeit auf dieser Erde annehmen wollen? Welche Hoffnung, welcher Trost, welche Zuflucht würde uns übrig bleiben gegen die Ungerechtigkeit der Menschen? Frei leben und wenig auf menschliche Dinge halten, ist das beste Mittel sterben zu lernen."

Eben so **Young** *), der den Tod „des Lebens Krone" nennt, und der Meinung ist,

„daß, wäre der Tod versagt, der arme Mensch umsonst leben überhaupt Leben nicht Leben seyn würde, und sogar Thoren dann zu sterben wünschten."

In ähnlicher Weise hat auch der wackere **Franklin**, **) der mit der Schärfe des Verstandes ein menschenfreundliches Herz verband, zum Troste minder kräftiger Seelen ein ruhiges klares, rein objektives Urtheil über den Tod in folgenden schönen Worten abgegeben:

„Es ist der Wille Gottes und der Natur, daß wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das Jetzige ist mehr ein Raupen-Zustand, eine bloße Vorbereitung zum „Leben." Der Mensch ist dann erst vollständig geboren, wenn er todt ist! Warum sollten wir klagen, daß unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren worden, daß ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister! Der Huld und Gottes Güte danken wir es, daß uns die Natur so lange den Körper leiht, als wir uns durch denselben Vergnügen ver-

*) Edward Young, englischer Dichter, † 1765. Nachtgedanken (mehrfach übersetzt.)

**) Benjamin Franklin, der bekannte amerikanische Buchdrucker, Physiker und Staatsmann, † 1790. Hochverehrt und berühmt durch die Erfindung des Blitzableiters 2c., populäre Volksschriften, worunter „Die Sprüchwörter des alten Heinrich oder die Weisheit des armen Richard" (Philadelphia 1757); eine wahre Fundgrube ächter Lebensweisheit. Vergleiche auch Franklin's Leben und Schriften von Theod. Ruprecht, Leipzig, 1853, als besonders interessante Schrift.

schaffen, Kenntnisse erwerben, oder unseren Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wird er zu diesem Zwecke ungeschickt, so müssen wir es abermals als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daß für ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod!"

Man sieht aus diesen Ansichten, daß der Hauptbeweggrund der Resignation und der Versöhnung des Gedankens an das Lebensende, in dem Glauben an ein geistiges Fortleben, an ein Leben besserer Beschaffenheit beruht, das von den Mühen und Drangsalen des jetzigen befreit, die entkörperte Seele zu einem Zustande befriedigenden Wohl-Behagens, zu einem Hochgefühle beseligenden Bewußtseins führt, ein Glaube, der, wenn er auch in den verschiedenen Völkern und Zeiten in den verschiedenartigsten Modulationen auftritt, so allgemein seit der grauesten Vorzeit der Geschichte unter den Menschen verbreitet war und noch ist, daß man ihn füglich als einen von der Natur selbst in das Herz des Menschen gepflanzte Ahnung seiner künftigen Bestimmung betrachten kann.

Aber nun auch gesetzt, es fände eine solche Fortdauer nicht statt, so liegt in diesem Gedanken kein Grund zur Beunruhigung und Furcht vor dem Tode, wie aus den Worten des weisen Socrates entnommen werden kann, von denen uns **Plato** erzählt:

„Ich habe große Hoffnung, daß es mir gut gehen werde, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eines von beiden muß nothwendig seyn; entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung, oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen andern Ort. Wird nun alle Empfindung vernichtet, und ist der Tod dem Schlafe ähnlich, der zuweilen auch ohne Träume die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! welcher Gewinn ist es dann zu sterben; oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! Ist aber die andere Meinung wahr, und ist der Tod nur ein Auswan-

dern nach jenen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen, nun so ist es um so viel seliger für mich u. s. w.

und führt nun weiter die Freude des Wiedersehens seiner Lieben und das Vergnügen aus, mit den großen herrlichen Geistern der Vorwelt in Verkehr treten und seine Forschungen nach Wahrheit und Erkenntniß mit ungleich größerem Erfolge fortsetzen zu können.

Das muthmaßliche Loos der Menschen nach seinem Ende hat, als eine für jeden Denkenden äußerst wichtige und inhaltschwere Frage, eine lange Reihe von Betrachtungen und Abhandlungen herbeigeführt, welche selbstredend zwar eine appodiktische Antwort hierauf nicht zu geben vermochten, jedoch theils auf den Boden des Religionsglaubens fußend, theils durch die logische Schlußfolgerung analysirender Vernunft geführt, die Wahrscheinlichkeit einer Fortdauer dargethan haben, mehr aber noch als durch die Gründe spekulativer Philosophie, durch die innere laut sprechende Stimme des Herzens, dem Menschen das beseligende Gefühl tröstender Gewißheit erregten, es werde sein Glaube an ein Jenseits, an eine die Leiden dieser Erde lohnende Gerechtigkeit, an ein Wiedersehen seiner Lieben nicht zu Schanden werden!

Solche Betrachtungen stellt z. B. **Demme** *) an:

„Wie viele wohnten und lachten und weinten dort in jener Hütte, und haben nun ausgeweint und ausgelacht! Und gleiches Schicksal hat der Besitzer eines Palastes mit dem ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Geschick der Mann auf dem Throne mit dem Bettler am Strohlager! Und jene Knochen sind die Ueberreste eines Weibes, das mit ihrem Lächeln Männer zu Kinder machte! Was ist Ehre, Reichthum, Schönheit, was ist der Mensch!"

*) H. Chr. G. Demme, Generalsuperintendent in Altenburg, † 1822, als Romanschriftsteller, bekannt unter dem Namen Karl Stille. Der Pächter Martin und sein Vater. Leipzig, 1792.

Auch ich, ihr Todten, werde in Kurzem seyn, was ihr seid, aber noch stehe ich auf eurem Staube und blicke zum Himmel hinauf, danke Gott, und hoffe mit froher Zuversicht, daß das, was in mir ist und Gott denken kann, nicht werde zu Staub werden!"

So schwang sich **Heydenreich** *) mit wenig Worten auf die Höhe des Gedankens:

„Wo sind die zahllosen Millionen, die hier Hülle nahmen und Hüllen ablegten? Der Urstoff dieser Hüllen ist noch da, aber die Unsterblichen sind verschwunden! Der Urstoff hat sich gefügt zu neuen Formen, sich angeschlossen an andere Wesen der Erde, der Unsterblichen aber ist keiner noch wiedergekehrt. Wo ist das unentdeckbare heilige Land, welchem der Tod die Geister zuführt? Wo wandeln sie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdischen Fesseln?

Jenseits Raum und Zeit, da ist die Wohnung der Ewigen, dort wo keine Gränzen mehr sind, wo die Flügel der Zeit nicht hinbringen, wo — vermag ich es zu denken — kein Wo und kein Wann ist. Auch mich wirst du empfangen namenloses Jenseits und dürstend nach Unendlichkeit strebt dir mein ganzes Herz entgegen! Schön ist diese Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an, süß ist das Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt noch ein anderes Dasein. Bebe nicht, Herz, voll unermeßlicher Wünsche, daß dein Loos Geheimniß ist, daß tiefe Nacht vor dem Gebiete ruht, zu welchem schweigend die Zeit dich hinführen und dann auf ewig verschwinden wird. Bleibe dir selbst treu und Glaube und Hoffnung werden nie von dir weichen. Je mehr du mit dir selbst vertraut wirst, um so muthvoller gehst du den Geheimnissen deiner Zukunft entgegen."

---

*) K. H. Heydenreich, Professor der Philosophie in Leipzig, † 1801. Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer. Leipzig, 1796.

Mit dem schlagenden Raisonnement eines gesunden vernünftigen Urtheils führt **Hacker** *) noch ferner an:

„Kindisch sind die Klagen, welche feige Menschen über einen frühen Tod führen; es sind Klagen des Pöbels, der Alles nach der Elle mißt und nichts schätzt, was nicht groß und lang ist. Es ist eine Aufgabe für Meister, in wenig Raum viel zu fassen, und große Menschen haben gewöhnlich das Schicksal nicht lange zu leben. Großes Verdienst und langes Leben finden sich selten beisammen. Das Ende ist der Maaßstab eines Lebens; ist jenes schön, so hat alles Uebrige sein Ebenmaaß; die Dauer trägt nichts dazu bei, es mehr oder weniger glücklich zu machen. Ein großer Zirkel ist darum nicht runder als ein kleiner, die Figur macht alles. Weder die Menschen noch ihr Leben kann man mit der Elle messen.

Man ist unzufrieden, daß man die Welt verlassen muß. Warum? Du hast Alles gesehen, ein Tag ist dem andern gleich; es giebt kein anderes Licht, keine andere Nacht, keine andere Sonne, keinen andern Weltlauf, man sieht Alles in einem Jahre. — Nichts bleibt übrig als wieder von Vorne anfangen.

Vielleicht fürchtet ihr euch auch, daß ihr allein gehen müßt? Das ist eine große Schwachheit. Es sterben viele Menschen zur Stunde, wo ihr sterbt, jeder Augenblick fordert seine Beute. Uebrigens kommt ihr an einen Ort, wo ihr das Leben nicht zurückwünschen werdet. Warum solltet ihr es? **Wäre es möglich wieder zu kommen, man würde sich bedenken, und hätte man es gekannt, noch ehe man in die Welt kam, so hätte man es ganz verbeten.**

Sterben ist eine natürliche, nothwendige, vernünftige und gerechte Sache — es ist die Bedingung, unter welcher du geschaffen bist. Wer sich darüber betrübt, daß er sterben muß, betrübt sich darüber, daß er Mensch ist; denn jeder Mensch ist sterblich!

---

*) J. B. N. Hacker, Doktor der Philosophie und Pfarrer zu Zschepla, † 1817. Meine Vorbereitung zum Tode ꝛc. Leipzig, 1818.

Es ist vernünftig, daß du Andern Platz machst, weil Andere ihn auch dir gemacht haben. Hast du dein Leben benutzt, so bist du gesättigt und befriedigt, geh' also davon, wie man ein Freudenmahl verläßt, bei dem es einem wohlging. Hast du dein Leben verschwendet und ist es dir unnütz, was kann es dir verschlagen, wenn du es verlierst?

Von lebendigen Ahnungen und heißem Verlangen nach dem künftigen Leben durchdrungen, sahen große Männer den Tod als Gewinn an; sahen ihn als Samen eines besseren Lebens als die Brücke zum Uebergang in das lieblichste Land, als den Weg zu allen Gütern 2c. an; kein Wunder, daß sie von Todesfurcht frei und nach ihrem Ende verlangten!"

Es ist nun kein Zweifel, daß Betrachtungen dieser Art und überhaupt die öftere Beschäftigung mit dem Gedanken an den Schluß des irdischen Lebens und seine Zukunft allmählig einen stärkenden Einfluß, eine beruhigende Wirkung auf das Gemüth des Menschen ausüben, ihm die Vorstellung des ihn am Ende unvermeidlich treffenden allgemeinen Schicksals minder schreckend machen, ja sogar die Furcht vor dem Tode gänzlich benehmen können, wo der Glaube an ein besseres Leben, an eine Verwirklichung seiner so oft gehegten sehnsüchtigen Wünsche zur Ueberzeugung geworden ist, Hand in Hand mit einem rechtschaffenen Leben geht, das sich ein reines Selbstbewußtsein bis ans Ende erhält — wohl die schönste und beste Vorbereitung zum Tode!"

Es ist unglaublich, welche innerliche Ruhe und Zufriedenheit, welche innerliche Freiheit die Befreiung von den Fesseln der Todesfurcht mit sich bringt. **Bonstetten** *) nennt mit Recht nur

„den groß und glücklich, der den Tod nicht scheut und die mächtige Kunst versteht, als ein Mann zu sterben."

*) Kl. v. Bonstetten, früher Rathsherr zu Bern, Landvogt zu Nyon, † 1832 zu Genf. Schriften herausgegeben von Matthison. Zürich, 1793.

Nun giebt es aber viele Menschen, welche nicht sowohl wegen ihres Schicksales nach dieser Zeitlichkeit besorgt sind (darüber beruhigt sie theils die Schlüße der Vernunft, theils der religiöse Glaube), als über das Herannahen des Augenblickes selbst und ihre Empfindungen, die sie in diesem ernsten furchtbaren Moment haben werden.

Baggesen*) ist darüber der Meinung, daß

„der Verlust des Staubes unmöglich schmerzhaft seyn könne, oder der Mensch ist nichts als Staub,“

was allerdings als richtige Schlußfolgerung durch die physiologische Wissenschaft Bestätigung findet. Aber um dieß auch einem weiteren Kreise verständlich zu machen, hat wohl Niemand klarer, vernünftiger und für solche ängstliche Seelen beruhigender sich geäußert, als der berühmte Arzt **Hufeland**, dessen freundliche Worte gewiß Vielen zum befriedigenden Troste gereichen und mit denen wir diese Skizze am passendsten schließen wollen. Er sagt:

„Mancher fürchtet weniger den Tod als die Operation des Sterbens. Da macht man sich die sonderbarsten Begriffe von der letzten Todesnoth, der gewaltsamen Trennung der Seele von ihrem Körper u. a. m. Aber das ist alles ungegründet. Gewiß hat noch kein Mensch das Sterben selbst empfunden, und eben so bewußtlos wie wir in's Leben traten, eben so treten wir wieder aus.

Meine Beweise sind folgende:

Zuerst kann der Mensch keine Empfindung vom Sterben haben, denn Sterben heißt nichts anderes als die Lebenskraft verlieren, und diese ist es eben, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in demselben Verhältniß also, als sich die Lebenskraft verliert, verliert sich auch die Empfindungskraft und

*) Jens Emmanuel Baggesen, früher Professor der dänischen Sprache und Literatur zu Kiel, † 1826 zu Hamburg. Labyrinth. Reise durch Deutschland, Schweiz, Frankreich ꝛc. Aus dem Dänischen von Crämer. Altona, 1795.

das Bewußtsein, und wir können das Leben nicht verlieren, ohne zugleich und noch eher (denn es gehören dazu zartere Organe) auch das Gefühl des Lebens zu verlieren; und dann lehrt es auch die Erfahrung. Alle, die den ersten Grad des Todes erlitten (Ohnmächtige, Scheintodte) und wieder zum Leben zurückgerufen worden sind, versichern einstimmig, daß sie nichts vom Sterben gefühlt haben, sondern in Ohnmacht und Bewußtlosigkeit gesunken sind. Man lasse sich nicht durch die Zuckungen, das Röcheln, die scheinbare Todesangst irre machen, die man bei manchen Sterbenden sieht, diese Zufälle sind nur ängstlich für den Zuschauer, nicht für den Sterbenden, der nichts davon empfindet. Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher seyn können, sie genießt jede Freude mit Angst und Zittern, sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden kann, und so über die ewigen Besorgnisse, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. **Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht**, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenstimmung, um **glücklich und alt** zu werden!

Man denke sich überhaupt das Leben immer als das, was es ist, als einen Mittelzustand, der noch nicht selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, wie die tausendfachen Unvollkommenheiten desselben hinlänglich beweisen, als eine Periode der Entwicklung und Vorbereitung, als ein Fragment unserer Existenz, durch das wir blos zu andern Perioden übergehen und reifen sollen. Kann uns der Gedanke wohl schrecklich seyn, diesen Uebergang wirklich zu machen, aus diesem Mittelzustand, aus dieser räthselhaften, zweifelsvollen, nie ganz befriedigenden Existenz zu einer andern herauszutreten?

Ganz ruhig und furchtlos können wir uns dann wieder dem höheren Wesen überlassen, was uns ebenso ohne unser Zuthun auf diesen Schauplatz setzte und von ihm die fernere Leitung

unseres Schicksals erwarten. Auch wird der Gedanke an die Vorausgegangenen die Todesfurcht sehr mildern, der Gedanke an ein Wiedersehen unserer Lieben, die unseren Herzen nahe waren, und es noch immer sind!

Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt! Nur der ist in meinen Augen recht glücklich, der diesem unentfliehbaren Feinde oft recht nahe und beherzt in die Augen gesehen hat, daß er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Wie sehr täuschen sich diejenigen, welche in der Entfernung des Gedankens an den Tod, das Mittel gegen die Todesfurcht zu finden glauben. Ehe sie sich's versehen, mitten in der lachendsten Freude wird der Gedanke sie überraschen, und um so fürchterlicher überraschen, je mehr er ihnen fremd ist. Wer den Tod nicht fürchtet, der allein ist frei; es ist nichts mehr, was ihn fesseln, ängstigen oder unglücklich machen könnte. Seine Seele fühlt sich mit hohem unerschütterlichen Muthe, der selbst die Lebenskraft stärkt, und dadurch selbst ein positives Mittel wird, ihn zu entfernen. Noch hat diese Gewohnheit einen nicht unwichtigen Nebennutzen. Sie ist auch ein vortreffliches Hausmittel, tugendhaft und rechtschaffen zu bleiben. Bei jedem zweifelhaften Falle, bei jeder Frage, ob etwas recht oder unrecht sei, denke man sich nur gleich an die letzte Stunde des Lebens hin, und frage sich:

Würdest du da wünschen, so oder so gehandelt zu haben?

Eine Freude, ein Lebensgenuß, wobei man ruhig an den Tod denken kann, ist gewiß unschuldig!"

Anmerkung. Als eine ausgezeichnete Schrift über diesen Gegenstand ist besonders zu empfehlen: Seneca's Trostschrift an Polybius, einem Günstlinge des römischen Kaisers Claudius, wegen den Tod seines Bruders. Stuttgarter Sammlung. Seneca's Werke, 3tes Bändchen.

Capitel IV.

Geistige Bestrebungen des Menschen.

22.

Denken, Gedanken, Meditationen.

„Frei will ich seyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein.“
Goethe.

Denken ist die Fähigkeit, die Merkmale einer Sache zu einer Vorstellung mit einander verbinden zu können und das dem Menschen verliehene Ausbildungsvermögen dieser Fähigkeit wohl sein neidenswerthester Vorzug vor allen andern Geschöpfen.

Es entsteht aus den vereinten Funktionen des Verstandes und der Vernunft — nämlich aus der Fähigkeit, Ideen zu haben, und aus diesen Schlüße zu machen.

Wenn man gleichwohl über das wissenschaftliche Denken gewisse Bestimmungen aufgestellt und denselben als Grundgesetze allgemeine Gültigkeit zuerkannt hat,*) so hat man bezüglich der Materie des Denkens eine solche Vereinbarung bis jetzt noch nicht zu Stande bringen können, da jeder Gelehrte seinem eigenen oder einem fremden Systeme huldigend, die Sätze eines Anderen zu widerlegen oder wenigstens zu berichtigen suchte.

So weit die Geschichte zurückreicht, bestätigt sie überall den unerquicklichen Streit besonders der Philosophen aller Zeiten und

---

*) Kant's Tafel der Denkgesetze nach den Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität.

Länder, das Aufstellen und Verwerfen ihrer Systeme und Sätze über große die Menschheit berührende Fragen, aber auch damit das von jeher bestandene Streben nach Erkenntniß durch Ausbildung und Anstrengung menschlicher Denkkraft!

„Alles Gescheidte, sagt Goethe, ist schon einmal bedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken,"

welcher Meinung aber einer unserer neueren Schriftsteller nicht ist, der die Zahl der ausgesprochenen Gedanken groß, jene der verschwiegenen noch größer, aber jene der nicht gedachten am größten nennt! Und in der That beweisen die Anstrengungen und Eroberungen auf allen Feldern der Wissenschaft, die Erfindungen auf dem Gebiete der Industrie, überhaupt der historische Gang unserer Kulturentwicklung, welcher Ausdehnung und Ausbildung das Denkvermögen des Menschen fähig ist; es wird eben:

„Jeder neue Gedanke der Stammvater eines ganzen Geschlechtes von Gedanken!"

Die Fähigkeit des Denkens ist allerdings sehr ungleich vertheilt, und hängt ohne Zweifel selbst von der physischen Beschaffenheit des Gehirnes ab, wie die Thatsache zu beweisen scheint, daß die geringste Verletzung dieser Organe sogleich deprimirende Rückwirkung auf die geistigen Funktionen äußert.

Außerdem ist der Gedanke

„Eigenmächtig, frei, selbstständig, wirklich das freieste Wesen in der Welt, denn alles läßt sich eher erzwingen, als ein Gedanke!"
Hofmeister.

Eben so wenig steht es in unserer Macht, keine Gedanken zu haben, was unseren trefflichen Seume zu dem Ausspruche veranlaßt haben mag,

„daß wer das Wort Denkfreiheit erfunden habe, gewiß ein Dummkopf gewesen sei, der weiter keine Erfindung machen wird."

Je also nach der geistigen und körperlichen Beschaffenheit des Menschen und dem erreichten Grade der Ausbildung seiner Anlagen wird auch die Stufe seines Denkvermögens, desto schärfer und richtiger wird auch der Gedanke — diese „geistige That des Menschen" seyn.

In der Verbindung des Gedankens mit der Handlung spiegeln sich die Anlagen, der Charakter, die Geistesbildung, das Urtheil, mit einem Worte das ganze Wesen des Menschen ab, und **Goethe** hat

„Denken und Thun — Thun und Denken die Summe aller Weisheit genannt, welche von jeher anerkannt, von jeher geübt, aber nicht eingesehen von Jedem sei. Beides muß wie Ein- und Ausathmen sich im Leben ewig fort hin- und herbewegen; wie Frage und Antwort sollte Eines ohne das Andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz macht, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren oder wird bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Es ist übrigens eine betrübende Erscheinung, daß die Mehrzahl der Menschen sehr wenig aufgelegt ist, sich mit höheren Gedanken zu befassen.

Die Sorge um die tägliche Existenz, albernes Geklatsch, wichtige Abhandlungen über sehr unwichtige Gegenstände füllen die Menge ganz und gar aus und unbekümmert um eigentlichen Zweck und Bestimmung ihres Daseins, über die Beziehungen des einzelnen Menschen zum großen Ganzen, ohne Sinn für die Erforschung großer Fragen über Gottheit, Welteinrichtung und Natur, selbst ohne Interesse für das, was andere geistig strebsame Menschen Großes und Schönes hierüber gedacht, erforscht und in den geistreichsten interessantesten Schriften niedergelegt haben, leben sie Tag um Tag meistens nur ihren materiellen Genüßen und Beschäftigungen.

Es liegt dieß wahrscheinlich in der Organisation dieser Naturen, sie fühlen weder den Drang nach höherer Erkenntniß, noch das Vergnügen an derlei Spekulationen, und sehen wohl sogar einen in dieser Weise strebsamen Geist mit scheelen Blicken an, oder belächeln mitleidig den Sonderling, von dessen Genüssen sie freilich keine Ahnung haben, wobei übrigens allerdings zwischen ruhigen, vernünftig denkenden Köpfen, welche, ohne dadurch die Bedingungen des materiellen Daseins zu vergessen, in solchen Meditationen Genuß und Stärkung für die Aufgaben des Lebens finden, und jenen überspannten schwärmerischen Seelen zu unterscheiden ist, welche in maaßloser Ueberschwenglichkeit den Zerrbildern ihrer Phantasie nachjagen und in der Zerfahrenheit ihrer Geisteskräfte ihr verkehrtes Urtheil über Alles, was ihrer Meinung nach vom Uebel ist, in einem unberechtigten Weltschmerze zur Schau tragen, worüber dann allerdings auch der Weise mitleidig lächeln muß.

Die Resultate gesunder Denkkraft sind immer Beruhigung und Erstarkung des Geistes. Das Auffinden eines einfachen, aber weit tragenden Satzes, dessen Bestätigung die Erscheinungen des täglichen Lebens übernehmen, übt eine ungemeine Wirkung auf das Gefühlsleben aus, und je nach der Stufe der erreichten Erkenntniß wird man nach und nach die Dinge nach ihrem eigentlichen Werth zu taxiren und auf ihren richtigen Platz zu stellen wissen, der ihnen von der Vernunft von jeher angewiesen war, überhaupt um so weniger von geringen untergeordneten Dingen alterirt werden, je mehr man seinen Sinn auf das Höhere gerichtet hat. Unser liebenswürdiger Dichter sagt in seinen Sinnsprüchen:

In jenen Sphären, die dem Ideal geweiht,
Kann allerdings der Mensch nicht leben lange Zeit,
Doch auch die kurze Zeit gewähret Heil und Glück,
Denn frische Lebenskraft bringt Jeder mit zurück.

Seuffert.

Es ist übrigens Schade, daß die Leidenschaften — diese geschwornen Feinde der Vernunft — nicht selten in lebhaften excentrischen Naturen bereits erworbene bessere Erkenntniß, wenn auch nur für kurze Zeit, zu trüben vermögen und den Menschen zu Urtheilen und Handlungen hinreißen, deren Fehlerhaftigkeit er unmittelbar darauf erkennt, weßhalb die Angewöhnung ruhigen Denkens, Mäßigung des aufwallenden Gefühls, dem die Erinnerung an erworbene bessere Erkenntniß von selbst folgen wird, mit einem Worte Selbstbeherrschung eine der ersten Aufgaben eines Menschen ist, dem es in seinem Streben nach Erkenntniß, nach Vervollkommnung seiner selbst Ernst ist, der auch die erfreulichen Wirkungen einer höheren Anschauungsweise genießen will, auf daß er sich nicht alle Augenblicke an den spöttischen Satz **Goethe's** erinnert sehe:

„Verflucht, zu rechter Zeit fällt Einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hintendrein!

Aber auch selbst bei ungestörter Gemüthsruhe ist klare Anschauung, ruhige Ueberlegung die Probe herkömmlicher Urtheile mit der Sonde geschärfter Geisteskraft eine nicht gar sehr weit verbreitete Eigenschaft, und Wenige denken bei dem Gebrauche sogenannter ausgemachter Wahrheiten: Könnte denn dieses nicht auch ganz anders seyn? Muß ich mein eigenes Urtheil **unbedingt** einem früheren fremden unterwerfen?

Warum die unbeanstandete Erbschaft jener „ewigen Krankheit?"

Darum noch einmal, Denken und Thun, Thun und Denken, — denn:

Worte brauchen — ehe man ihren Sinn bedacht,
Hat manchen falschen Satz zum Axiom gemacht.

Seuffert.

23.

Geist, Geistesgaben, Genie.

Du Selbst in mir, Kraft edler fremder Art,
Wer hat zum todten Stoffe dich gepaart,
Wer diese Sinne mir entriegelt,
Du Eines, das die Welt, sich selbst sich offenbaret,
Wer mit der Geisterwürde dich besiegelt,
Du räthselhaftes Ich?
Was ist dein Wesen, wo dein Ursprung, sprich?
Bist du dem Staub' wie dieser Leib verwandt
Und zinsest wieder an den Staub
Nach der Veränderung Gesetzen, deinen Raub?
Wie oder Gott befreund't? Ist, wo in höhern Sphären
Die höhern Endlichen den Ungeschaff'nen ehren,
Sag' an dein schön'res Vaterland?

Mit diesen sinnenden Worten befragt **Conz** *) das räthselhafte Wesen in der Natur des Menschen, das man so verschiedenartig zu definiren versucht, und in seinen Wirkungen, d. i. Erscheinungen mit den verschiedensten Namen belegt hat.

Niemand hat den Geist — das belebende Prinzip in der Natur — als solchen gesehen, wohl aber in seiner Verbindung mit der Materie seine Erscheinung *empfunden*, daher sich niemals dasjenige, was Geist ist, beschreiben, weder malen, noch zeichnen, sondern nur in seiner Wirkung auf unser Gefühlsleben *empfinden* läßt.

Es ist, wie **Herder** sich ausdrückt, der Geist

„der *Ausdruck unsichtbar strebender Gewalt* im Gegenhalte zur Materie, welche *als solche* in todter Trägheit

*) Kl. Phil. *Conz*, Uebersetzer und Dichter, Professor der klass. Literatur zu Tübingen, † 1827. Gedichte: die Seele, Fragment eines größeren Gedichtes.

verharrend nur die organische Wohnung des Geistes oder das Werkzeug desselben ist, das er als ein mächtiger Künstler gebraucht."

Von diesem Standpunkte betrachtet schon **Aristoteles** den Geist des Menschen, den er als sein eigentliches Selbst ansehen zu können glaubt, und folgert daraus,

„daß ein dem Bedürfnisse und der Würde unseres Geistes angemessenes Leben das Beste und Vortrefflichste für den Menschen ist, weil er eben durch den Geist eigentlich Mensch ist!"

Welch' eine Wirkung müßte die Ausbreitung und Auffassung dieses Gedankens auf die gesammte Menschenwelt ausüben, wenn wir uns als Geister betrachteten, nur auf einige Zeit in diese Hülle des Körpers gebannt, nur abwesend von unserer eigentlichen Heimath und bestimmt zur unendlichen Veredlung. Wir würden mit dieser Erkenntniß, mit diesem lebendigen Gefühl einer höheren Bestimmung in unserer Brust weit edler, würdiger leben, eine viel anständigere Haltung beobachten, die Zumuthungen der Sinnlichkeit besser beherrschen, den Körper, so schön und sinnreich auch seine Einrichtung ist, dennoch nur als eine Schlacke betrachten, die wir bei unserer baldigen Heimkehr abstreifen, einer höheren Abstammung — eines höheren Zieles uns bewußt!

Wie viele denken aber daran und doch liegt der Gedanke nahe. Wie schön sagt der philosophische Pfarrer **Mutschelle**:

„Wenn der Mensch den gestirnten Himmel durchwandelt, so durchfliegt er Wunder mit einem Fluge, der selbst wunderbar ist, und indem er ihre Hoheit betrachtet, bestätigt er seine **eigene**. Er fühlt seine himmlische Abkunft und die Wahrheit, daß er über den Sternen daheim sei; die Erde versieht seinen Leib, der Himmel seinen Geist mit Speise!"

Und wahrlich, es giebt keinen erhabeneren Anblick als den des gestirnten Himmels, keinen, der geeigneter wäre, „die Seele von dem Schmutze des Erdenlebens zu reinigen," keinen, der mehr Trost und Hoffnung in der Ahnung einer besseren Welt in die so oft schmerzbewegte Brust des Sterblichen legen könnte!

Das ewige Walten und Schaffen des Geistes macht sich nicht minder in den gewöhnlichen Erscheinungen des Menschenlebens bemerklich. Mit welcher Freude begrüßt der Mensch irgend eine Erfindung, die er gemacht, eine Wahrheit, die er entdeckt, irgend ein Werk der Kunst oder Wissenschaft, das er ersonnen, um wie viel besser dünkt er sich zu seyn, als vorher, wie großes Uebergewicht fühlt die Bildung in vorgeschrittenen Lebensjahren in sich selbst, gegenüber der erst lernenden unerfahrenen Jugend. Es sind die Stufen der Vervollkommnung, des Fortschrittes unseres Geistes im Bereiche der Erkenntniß, deren wir uns deutlich bewußt sind.

Zwar meint **Cicero** schon,

> „daß Viele nichts mit dem Geiste sehen könnten, und alles mit dem Auge betrachten wollten,"

und unterscheidet eben von diesen

> „den hohen Geist, der das Gemüth von den Sinnen, die Gedanken vom Weg der Gewohnheit abzuziehen suche."

Hier stoßen wir auf die verschiedene Art und Weise, wie der Geist in Verbindung mit dem menschlichen Organismus zur Erscheinung kommt, d. i. auf die Geistes-Fähigkeiten des Menschen, die wir mit dem Namen Geistesgaben, Genie, Talente, Anlagen rc. bezeichnen. Je nach der Beschaffenheit der Wechselwirkung, in welcher Geist und Körper stehen, entwickelt sich auch die geistige Begabung des Menschen, ohne daß hierauf Unterricht und Erziehung eine andere Einwirkung haben kann, als von der ursprüng-

lich vorhandenen Beschaffenheit und Auffassungsfähigkeit des Menschen nothwendig zu erwarten war.

Die sorgfältigsten, aber erfolglosen Bemühungen in der Erziehung *), oder umgekehrt, die überraschendsten Resultate bei nur sehr dürftigem Unterrichte scheinen hiefür Bestätigung zu bieten.

Es giebt Menschen mit einer erstaunlichen Auffassungs-Fähigkeit, die Alles mit einer Schnelligkeit erlernen und späterhin mit einer Schärfe des Geistes zu denken und zu urtheilen wissen, die im grellen Kontraste mit der Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Begriffsvermögens Anderer steht, die zwar nicht selten durch großen Fleiß die mangelnde Elastizität ihres Geistes zu ersetzen suchen, aber nur mühsam oder überhaupt gar nicht jene Höhe im Gebiete des Denkens zu erreichen im Stande sind, welche jene im Fluge erobern.

Solche geniale Menschen, sagt **Jean Paul**, haben freilich „eben so viele Festtage als andere — Werkeltage" und vor allen anderen Menschen den Vorzug jenes wonnevollen geistigen Genusses, der stets mit den Höhen der Erkenntniß verbunden ist.

> „Neue kühne begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen,"

sagt **Fr. Jacobs**, jene bevorzugte **Naturen bezeichnend**, **in** denen sich Höhe der Intelligenz mit der Macht des Gefühls zu einem vortrefflichen Ganzen einigt und jene beneidenswerthe Begabung der Natur darstellt, welche unser sinniger und gemüthvoller Dichter **Em. Geibel** so schön besang: **)

> Vieles erlernest du wohl, doch nimmer erlernst du das Große,
> Und das Gewaltige giebt einzig der Strahl der Geburt.

---

*) Wir verweisen über diesen Gegenstand auf den Artikel: Erziehung und Unterricht im 11. Capitel (Nr. 76).

**) In seinen Juniusliedern: Buch der Betrachtung.

Wem an die Wiege der Gott nicht trat mit segnender Lippe,
Nach der Krone des Glücks streckt er vergebens die Hand.
Männliche Tugend erringst du dir selbst, unendliches Wissen,
Kaufst du mit Schweiß, es gehorcht deiner Bemühung der Stoff,
Aber die Blüthe des Seins, nenn's Schönheit, Genius, Liebe,
Nenn es Begabung — umsonst — wie der ambrosische Thau
Unerbeten fällt es herab auf die Stirn der Erwählten,
Daß sie in seliger Scham unter dem Lorbeer erglüht.

Solche Menschen verbreiten einen wunderbaren Nimbus um sich und über Alles, womit sie in Berührung kommen; die Herrschaft ihres Geistes fordert unwillkürlich Anerkennung, die ihnen auch, wenigstens im Stillen und selbst vom Neide, gezollt wird, denn

„ein geistreicher Mensch vergoldet und veredelt jeden Gegenstand durch seine Behandlung,“

„Adel der Gesinnung, Erhabenheit über die gewöhnlichen egoistischen Interessen der Menschen, über Gewinnsucht und Furcht, so wie Widerwille gegen Unterwürfigkeit und Sklaverei,“ bezeichnet **Garve** *) mit Recht als die Kennzeichen eines hohen Geistes, dem übrigens die Verhältnisse einen angemessenen Wirkungskreis gestatten müßen, wenn er nicht von den kleinlichen Plackereien und den Erbärmlichkeiten, die ihm Unverstand oder Bosheit zumuthen, und die ihm vielleicht die Nothwendigkeit der Existenz aufdrängen, verkümmern, nicht durch qualvolle Mißhandlung seines besseren Selbstgefühls sich in sich selbst verzehren will.

Zwar spricht schon **Seneca** darüber,

„daß ein tapferer Geist im Kampfe mit der Widerwärtigkeit ein anziehendes Schauspiel selbst für Götter sei,“

was für den Schauspieler selber weit weniger Trost seyn mag, als der Glaube an ein Urverhängniß aller Dinge, an

*) Christ. Garve, philos. Schriftsteller, † 1798. Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur u. d. gesellschaftl. Leben. Breslau, 1800.

das Gesetz von Ursache und ihrer nothwendigen Wirkung, dem Geist und Materie im gleichen Maaße unterworfen sind und das ihm auch sein Schicksal vorher bestimmte, dann der Gedanke an die Kürze des Lebens, wie bald der Streit der Meinungen und Parteien überhaupt zu Ende seyn, und nur dann die Stufe der erreichten Veredlung und Vervollkommnung des Geistes die Lösung der eigentlichen Lebens-Aufgabe des Menschen, nicht die erbärmlichen Alfansereien sozialer Beziehungen zur Geltung kommen werde.

Philosophie, die Lieblingsbeschäftigung jedes denkenden Geistes, muß hier ihre Triumphe feiern und über die Hindernisse hinweghelfen, welche der Materialismus des Lebens dem Aufschwunge eines freien Geistes entgegenstellt. Der Geist schafft indessen auf dieser Erde im Vergleiche mit den Gedanken an seine Unsterblichkeit nur kurze Zeit, was **Lichtenberg** in offenbarer Verkennung des großen Welt-Ganzen und des Zweckes, den die Gottheit mit ihren Schöpfungen verfolgt, beklagt, wenn er sagt:

„Mir thut es allemal wehe, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Erde hat dergleichen nöthiger als der Himmel!"

Wer mit großen Ziffern rechnet, wird die Thätigkeit des Geistes niemals nur in seinen einzelnen Erscheinungen und innerhalb der engen Schranken dieser Zeitlichkeit beurtheilen, sondern sein Gesammtwirken und Schaffen in dem großen Entwicklungsgange der ganzen Menschheit im Laufe der Aeonen betrachten und berechnen, so weit eigene Geistes-Fähigkeit hiezu ausreicht, und schon daraus den großen Zweck, die große Zukunft des Menschengeistes ahnen, wenn er schon auf dieser Erde die Bemerkung **Platens***) bestätigt findet:

Ein jedes Band, das noch so leise
Die Geister aneinander reiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
Durch unnennbare lange Zeit!

*) Aug. Graf v. Platen-Hallermünde, Dichter, † 1835 zu Syrakus.

24.
Vernunft-Herrschaft.

„Des Elend's erster Quell ist im Verstande,
Der fließt herab in's Herz, das überströmt
Von Handlungen, von bösen oder guten,
Nachdem der Urquell trüb ist oder hell."
Klopstock.

„Die Vernunft ist's, womit wir uns am Ende doch durchsetzen, die Handhabe, woran wir uns fest halten."

Das ist unbestrittene Wahrheit, nur wird sie manchmal erst spät — manchmal auch gar nicht — eingesehen.

Wenn man die Anschauungsweise jugendlicher Tage mit dem gereifteren Urtheile des erfahrenen, vernünftig und ruhig denkenden Mannes vergleicht, wenn man gelernt hat, den eigentlichen Werth der Dinge von ihrem Schein, den inneren Gehalt, von dem Gepräge zu unterscheiden, das nicht selten Meinung und Vorurtheil auf die unwesentlichsten Dinge drückt, dann sieht man ein, um wie viel man in seiner Erkenntniß vorgerückt, wie mächtig die Oberherrschaft der Vernunft auf das ganze Wesen des Menschen wirkt, und um wie viel größer der Vortheil für die selbstständige Entwicklung des Charakters ist, „etwas nach Prinzipien zu erkennen" (wie **Kant** die Vernunft erklärt), als sich in seinem Urtheile von den momentanen Eindrücken der Erscheinungen zufällig so oder so bestimmen zu lassen, ohne sich des Grundes und der Uebereinstimmung mit der zu feststehenden Grundsätzen gewordenen Erkenntniß bewußt zu seyn.

Es wird Niemand an dem Ausspruche **Kant's** zweifeln, noch sonst etwas Neues dadurch erfahren,

„daß die Vernunft das höchste Gut der Erde — der letzte Probirstein der Wahrheit ist,"

oder:

„daß der philosophische Geist, d. i. praktische Vernunft," wie Jacobi*) sagt — von jeher das Salz der Erde und darüber unter allen Völkern und zu allen Zeiten nur eine Stimme gewesen sei."

Und doch — warum sehen wir so viele Menschen unvernünftig handeln? Warum bestimmen noch immer Schwächen und Leidenschaften, deren hervorragendste der entschiedenste Egoismus ist, die Meinungen und Handlungen der Menschen, statt die Vernunft, deren Werth man doch — wenn auch nur dadurch anerkennt, daß sich Niemand den Mangel derselben ruhig vorwerfen läßt?

Es ist der Trieb der Sinnlichkeit, der Hang, so viel als möglich, wenn auch nur momentan, angenehme Empfindungen durch Befriedigung der Wünsche zu haben, gleichviel nun, wie theuer man selbst die Erfüllung seiner Wünsche bezahlt, oder wie hoch sie Andern zu stehen kommt. Es ist der ewige Krieg der Vernunft mit den Forderungen der Sinne und unseren großgezogenen Meinungen, welche durch entgegenwirkende Kräfte auf das Empfindlichste berührt werden. Aber ist ein Mensch, der nicht die Stimme der Vernunft, sondern nur jene seiner Leidenschaften hört, nicht sein eigener Sklave, und wie unverhältnißmäßig theuer bezahlt er oft ihre Befriedigung! Das wird meist zu spät in reiferen Jahren klar, wo die Vernunft in der Regel an Stärke gewinnt, was die Leidenschaft verliert. Deßhalb bezeichnet **Forster** mit Recht als das Ziel, wohin wir streben sollen:

„Uneingeschränkte Herrschaft der Vernunft bei unveränderter Reizbarkeit des Gefühls,"

fügt aber freilich hinzu:

„diese Vereinigung ist das größte bis jetzt noch nicht gelöste Problem der Humanität!"

---

*) Fr. H. Jacobi, deutscher Philosoph, Präsident der b. Akademie der Wissenschaften zu München, † 1819.

Aber Tugend ist es, sich diesem Ziele wenigstens so viel als möglich zu nähern, und überhaupt die Aufgabe eines vernünftigen Lebens, nicht den blind wüthenden Leidenschaften das Feld zu überlassen, **die nimmermehr Gutes schaffen**, sondern zum eigenen Vortheile die Waffen des Geistes, die Kraft besserer Erkenntniß gegen sie zu brauchen, **denn die Vernunft ist es, die am Ende dennoch Recht behält!**

Gleichwohl scheint aber dieser Kampf von den meisten Menschen gemieden zu werden. Falsche von Jugend auf gewohnte Begriffe über den Werth der Dinge — den die Weisheit ganz anders bezeichnet — Bequemlichkeit und Denkfaulheit machen die Mehrzahl der Menschen zu bedauernswerthen Sklaven manch unwürdiger Neigung, wie denn überhaupt die Anzahl der Vernünftigen stets in der Minorität war, wie **Schiller** behauptet:

Mehrheit ist Unsinn,
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen!

Auch **Seume** klagt:

„Ich bin fest überzeugt, wo zehntausend rein aufgeklärte, fest ehrliche, nichts fürchtende, entschlossene Männer wären, würde die Wiege des Universalreiches der Vernunft seyn! Aber wo sind hundert, wo nur zehn — und welche Stufe zu zehntausend!"

und ein andermal:

„Die meisten Menschen haben überhaupt gar keine Meinung, viel weniger eine eigene, viel weniger eine geprüfte, viel weniger vernünftige Grundsätze."

In wie vielen Fällen hat er Unrecht? Man sollte meinen, daß einerseits eine einfache vernünftige Einrichtung des eigenen Lebens, wozu man nur die deutlichen Winke der Natur zu beachten braucht, und eine ruhige vernünftige Anschauung und Behandlung der äußeren Lebensvorkommnisse,

welche zuvörderst den veranlassenden Grund der Erscheinung untersucht und nach den Gesetzen der Vernunft würdigt, so augenscheinliche Vortheile vor der gewöhnlichen Behandlungsweise darböte, die meist nur auf Befriedigung sinnlichen Reizes und die Meinung anderer Leute gründet, daß man nur bei einigermaßen vorgeschrittener Erkenntniß dieser Wahrheiten über den einzuschlagenden Weg keinen Zweifel haben könne. Nichts desto weniger sehen wir alle Tage Menschen, welche unter den unausbleiblichen Folgen eines unvernünftig angewendeten und behandelten Lebens leiden, ihren Zustand bejammern und beklagen, der doch eine nothwendige Folge ihrer eigenen Thorheit ist.

Wie sehr richtig bemerkt **Lichtenberg**:

„Die Vernunft straft da, wo sie herrscht, nur mit den natürlichen Folgen des Vergehens, oder mit Belehrung, wenn Belehren Strafen genannt werden kann";

aber wie straft die Thorheit — das Laster — der Leichtsinn?

Darum sollte man bei allen Handlungen der weisen Lehre eingedenk seyn:

„Die Vernunft ist unser Schutzgeist! Befrage sie und denke an's Ende und du wirst nimmermehr Uebles thun!"

die übrigens schon **Theognis** in seinen vortrefflichen Weisheitssprüchen ausgesprochen hat:

Wem der Verstand nicht lenket den Trieb, der wird aus dem Unheil Kyrnos, und Tiefen der Schuld nimmer erheben das Haupt!

25.

Aufklärung, Fortschritt, Erkenntniß.

„Die Wahrheit ist in Gott, uns bleibt das Forschen."
J. v. Müller.

Aufklärung — Verwandlung der Dunkelheit in Klarheit — ist nach **Kant** der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.

„Unmündig ist der, welcher unvermögend ist, sich seines Verstandes ohne fremde Führung zu bedienen. Selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen: Sapere aude, habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen, ist also der Wahlspruch der Aufklärung!"

Wie Wenige haben aber diesen Muth? In unserem Zeitalter industrieller und geistiger Bestrebungen, das überall die Schlagworte: Aufklärung, Fortschritt, Forschung, Erkenntniß an der Stirne trägt, ist es eigentlich weniger um die Aufklärung im wahren Sinne, um die Wahrheit, um ihrer selbst willen zu thun — der größere Theil begrüßt sie nur als Mittel zur Erreichung materieller Vortheile, ist und wird gebunden durch soziale, religiöse und politische Rücksichten aller Art, durch die Furcht den eigenen Interessen zu schaden, wenn er die Meinung Anderer alterirt, äußert sich höchstens vorsichtig über die Eroberungen auf dem geistigen Gebiete, des **Goethe**'schen Wortes eingedenk:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Andere sind im vorneherein indifferent gegen alle Bestrebungen der Art, zu phlegmatischen Geistes, um aus ihrer materiellen Ruhe sich erheben zu wollen.

„Die Meisten wehren sich, so lange sie können, den Thoren, den sie im Busen hegen, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugestehen, die sie zur Verzweiflung bringt,"

wie **Goethe** gleichfalls sehr treffend bemerkt.

Es ist eine längst beobachtete Wahrheit, daß die allmälig fortschreitende Erkenntniß auf den einzelnen Menschen nur in dem Maaße Eindruck und Folge haben wird, als es der höhere oder niedere Grad seines Auffassungsvermögens gestattet und die Beschaffenheit seiner Seelenkräfte in ein günstiges oder nicht günstiges Affinitätsverhältniß zu dem neuen Gedanken tritt, und so kommt es denn, daß die wahre eigentliche Aufklärung der Geister langsam, sehr langsam voranschreitet, wie schnell und groß die Eroberungen auf dem materiellen Gebiete der Industrie und des sozialen Lebens auch seyn mögen.

Welcher Gewinn aber erwächst dem Einzelnen aus den ernsten Bestrebungen zur Läuterung und Vervollkommnung seiner Kenntnisse, seines Urtheils, seiner Anschauungen!

Man sollte sich nicht schlafen legen, sagt **Lichtenberg** in seinen Aphorismen,

„ohne sagen zu können, daß man an dem Tage etwas gelernt habe. Ich verstehe darunter Fortrücken der Gränzen unserer wissenschaftlichen oder sonst nützlichen Erkenntniß, Verbesserung eines Irrthums, in dem wir uns lange befunden haben, Gewißheit in manchen Dingen, worüber wir lange ungewiß waren, Erkenntniß von Wahrheiten, die sich sehr weit erstrecken. Die Beschäftigung des ganzen Tages sollte dahin abzielen!"

Was wir übrigens als das wünschenswertheste Ziel der Aufklärung halten müßen, bezeichnet uns **Spinoza** mit der Aufgabe:

„**Die Dinge nach ihren ersten Ursachen zu erkennen**“, zu welcher er noch zwei Punkte, nämlich:

„**Die Leidenschaften zu zähmen**“ (also die Haltung der Tugend zu erlangen) und

„**Frei und mit gesundem Körper zu leben**“,

als „Alles“ bezeichnet, was wir schicklicher Weise begehren können.

In ähnlichem Sinne spricht sich der geniale Geist **Forster's** über die Aufklärung aus:

„Wenige fruchtbare Wahrheiten, der reine Ertrag des äonenlangen Kampfes der Vernunft gegen Irrthum, Wahn und Betrug genügen dem gesammten Menschengeschlechte als die Grundpfeiler ihrer Sittlichkeit, vorausgesetzt, daß sie nicht unverstanden und unbenützt das Ohr allein berühren und von der Zunge mechanisch und gedankenlos wiederholt, sondern mit eines Jeden eigenem Fassungsvermögen aufgenommen und seiner Empfindung gleichsam eingeimpft werden. Wer kennt aber nicht dagegen den ungeheuren Wust, die Ammenmährchen und kindischen Widersprüche in der Anwendung der Begriffe von Ursachen und Wirkung statt einer gründlichen Anleitung zur Kenntniß der umgebenden Natur! — Vorschriften und Formeln zum Auswendiglernen, statt eines zur Erfahrung und Uebung sanft erregten Bewußtseins, ausgelernte Stellungen und Töne, grobe Taschenspielerkünste, freche Heiligung lebloser Fetische, widersinnige Vorstellungen aller Art, Unterdrückung der Vernunft durch den selig gepriesenen Glauben an Unsinn, Unmöglichkeit und Lüge, statt eines einfachen und erhabenen Sinnes, der über die Gränzen der Menschheit und ihres Erkenntniß-Vermögens hinaus ewige Wesenheit, Wahrheit und Güte ahnt und sich ihnen anzuschließen sucht: Diese Werkzeuge künstlicher Unwissen-

heit trugen die Erzieher des Menschengeschlechtes zusammen, ihrer bedienten sie sich, um wo möglich allen Menschen einerlei Oberfläche und Glätte zu geben, da doch das Naturgesetz, das sie unwissend verkennen oder wissentlich übertreten, keine andere Bildung als jene gestattet, die in jedem einzelnen Menschen von innen heraus nach Maaßgabe seiner eigenthümlichen Kräfte geschieht."

Die Aufklärung — Läuterung der Geister — geht übrigens wie alles in der Welt ihren gesetzmäßigen Gang, und wenn **Friedrich** II. klagt,

„daß der menschliche Geist schwach sei, daß mehr als 3/4 der Menschen zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren seien und von ihnen der Weise verabscheut wird, der ihnen Licht verschaffen will,"

so kann man sich mit der Prophezeiung trösten, die schon **Horaz** aussprach:

Was heute Wohllaut, wird dem Ohr als Mißton klingen,
Wenn andere Zeiten einst auch andere Regeln bringen.

Bemühungen Einzelner aber, zur Aufklärung des menschlichen Geistes beizutragen, sind um so ehrenvoller und anerkennungswerther, je mißlicher und unangenehmer das Geschäft ist, den Kampf mit Vorurtheilen und Interessen zu bestehen, der sich unabweislich an diesen Versuch knüpft. Hierüber äußert sich der philosophische Schriftsteller **Snell**: *)

„Wenn ein Mann von hellem Geiste und edlem Herzen den schönen rühmlichen Vorsatz faßt, für seinen Theil Alles, was in seinen Kräften steht, zu thun, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, die Summe des Glückes auf Erden zu vermehren und des Elendes weniger zu machen, wer zählt dann die Schwierigkeiten, die der edle

---

*) Chr. Wilh. Snell, moral.-philos. Schriftsteller, Gymnasialdirektor zu Weilburg, † 1834.

Menschenfreund zu überwinden, wer die Gefahren, denen er Trotz zu bieten hat? Deßhalb werden Tausende bei wirklich reinen und starken Regungen für das Gute und Edle abgeschreckt, wichtige Versuche zur Vervollkommnung der Menschen zu machen."

Auch **Schiller** ist der Meinung:

Für Regen und Thau und für's Wohl der Menschengeschlechter
Laß den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern so heut!

Und in der That, man möchte eher geneigt seyn, hierauf Verzicht zu leisten, wenn man die verschiedenen Wirkungen in Betracht zieht, welche Aufklärungsversuche theils für den Unternehmer selbst, theils aber auf die Menge, resp. auf deren verschiedene Auffassungsfähigkeit machen.

Niemeyer*) äußert sich hierüber:

„Nicht selten ist das Einem Thorheit und Aergerniß, was dem Andern Weisheit heißt, und die besten Menschen aller Jahrhunderte waren oft für einen Theil ihrer Zeitgenossen Steine des Anstosses. Aber dieses gehört zu dem Gange der Vorsicht. Der, welcher handelt und wirkt, ist für nichts verantwortlich als für die Absicht, der Erfolg ist außer seiner Macht; der Funke, den er aus dem Feuersteine schlägt, um seinem Nachbar Licht zu verschaffen, kann auf seiner Seele nicht brennen, wenn der unvorsichtige Nachbar ein Feuer damit anzündet, das ihm und Anderen das Haus verzehrt."

Darum hat es auch manche helle Köpfe gegeben, die von der Undankbarkeit ihrer Bestrebungen überzeugt, sich in ruhiger Resignation von diesem Geschäfte zurückzogen, und die Zahl jener denkenden Geister vergrößerten,

„bei welchen jeder Tag die Zahl der Dinge vermehrt, über welche man kein Wort mehr verlieren mag",

---

*) Aug. Herm. Niemeyer, Theolog, Pädagog und geistl. Liederdichter, Consistorialrath zu Magdeburg, † 1828. Berühmt durch seine verdienstvollen pädagogischen Schriften.

und ein neuerer Schriftsteller hat den Zeitpunkt allgemeiner Aufklärung in den der allgemeinen Verbreitung der Humanität mit den Worten gesetzt:

Wenn die Lieb' die letzte Schranke,
Die der Wahn erbaut, gefällt,
Tagt der Eine Gottgedanke
Der befreiten Menschenwelt!

26.

Einige Worte über menschliches Wissen und wissenschaftliche Bestrebungen.

Zu lernen findet stets, wer Lernbegierde hegt,
Es wird der Lehrbrief uns erst auf den Sarg gelegt!"
Seuffert.

Wissen und vernünftiger Genuß der Wissenschaft, das allein heißt geistig leben, alles andere ist nur organische Vegetation. Darüber sind die Gebildeten aller Nationen einig. Schon **Sokrates** behauptete: Es giebt nur ein einziges Gut für den Menschen — die Wissenschaft — und nur ein einziges Uebel — Unwissenheit — ein Satz, dessen Beweis aus der näheren Untersuchung der Thatsachen hervorgeht, daß Wissen und Können (es mögen nun darunter höhere oder ganz gewöhnliche Dinge verstanden werden) die einzigen Förderungsmittel der geistigen und körperlichen Existenz des Menschen sind, ohne welche er unter das Thier herabsinken würde, daß alles Große, Schöne und Herrliche, was jemals der menschliche Geist geschaffen, nur die thatsächliche Anwendung seines Wissens, seines höheren Erkennens war, gleichwie alles Ueble, Böse, Rohe rc. ent-

schieden nur die Frucht seiner niederen Bildungsstufe*), seines Mangels an höherer Erkenntniß und besserer Ueberzeugung, d. i. — seiner Unwissenheit — war.

Gleichwohl scheint dem Menschen, wenn ihn auch sein Wissen veredelt und seine Erkenntniß erweitert, was das Wissen in höherem Sinne anbelangt, innerhalb der Gränzen seines Erdenlebens nur die Forschung, nur die dunkle Ahnung eines höheren Zieles, nicht aber Erreichung desselben, nicht Befriedigung seines nach Wahrheit und Erkenntniß ringenden Geistes gegönnt zu seyn, denn der Denker fühlt nur zu gut, daß Alles, was der Mensch hier lernen kann, sich nur innerhalb der unverrückbaren Gränze eines Elementarunterrichtes bewegt, welcher nur seinen Durst nach Erkenntniß vermehrt — daß „alles unser Wissen nur Stückwerk ist", und alles endlich mit der Ueberzeugung endet, die **Goethe** in seinem Faust ausspricht,

„daß wir nichts wissen können," **)

*) Man wende hier nicht ein, daß ein geistig sehr hoch stehender Mensch deßhalb sehr wohl ein schlechtes Herz haben und viel Böses thun könne. Der raffinirte Bösewicht ist dennoch unwissend, weil er die Segnungen der Tugend nicht kennt, nicht weiß, worin das eigentliche Glück des Menschen, seine hohe Bestimmung besteht und diese in der Befriedigung niedriger Leidenschaften sucht, nichts von Menschenwürde, nichts von den erhabenen Lehren der Weisheit, nichts von dem Unwerthe der Dinge weiß, die ihn zum Laster reizen. Der wahrhaft Weise ist niemals ein Bösewicht.

**) Es ist kaum nöthig anzuführen, daß dieses „nichts wissen" im höheren Sinne genommen, eigentlich nur die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens in Ansehung der Erklärung der Grundursachen aller Dinge bezeichnet, wobei ein (vielleicht vollständiges) Wissen aller Wirkungen sehr gut bestehen kann. So z. B. weiß der Astronom die Gesetze der Bewegung der Himmelskörper, der Chemiker die Affinität der Elemente, der Physiolog die Funktionen der einzelnen Körpertheile, der Psycholog die Grundkräfte der Seele, so weit die Wissenschaft darin vorgeschritten ist, wohl zu unterscheiden — ohne jedoch das Wesen und die Eigenschaft jenes alles belebenden, alles in Bewegung setzenden, mächtig wirkenden Lebenshauches — des letzten Grundes aller dieser Erscheinungen anders, als auf dem Gebiete des Glaubens erklären zu können.

womit sich auch bekanntlich schon der weise **Socrates** entschuldigte. Darum ist das Resultat der höchsten Gelehrsamkeit nur das klare erschütternde Bewußtsein unserer Schwäche, dem ein neuerer Schriftsteller in dem Satze Ausdruck giebt:

„Unser Wissen ist überall nur ein relatives, nur die Beziehung unserer Organisation zu den Gegenständen — unsere Wahrheit nur ein — Fürwahrhalten!“

Man sollte nun glauben, daß die hieraus hervorgehende Ueberzeugung: die enggezogene Grenze menschlichen Wissens sei nun einmal eine Bedingung seiner endlichen Natur, für den Menschen eine Art von verdrossener Ermüdung zur Folge haben würde, da er einsehen muß, daß ihn keine Anstrengung seiner Geisteskräfte weiter als zu der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen bringt, die er auf die Auflösung jener großen einzig interessanten Fragen über die Grundursachen aller Dinge verwendet; nichts desto weniger ist sich

Der Mensch in seinem dunklen Drange
Des rechten Weges wohl bewußt!

und verfolgt ihn fortwährend durch eine innere Stimme — durch einen wunderbaren Drang der Seele hiezu angereizt, so weit es ihm seine eingeschränkte Natur erlaubt.

Kann er das letzte Ziel auch nicht erreichen, so findet er auf dem Wege dahin so viel des Schönen, Lehrreichen, Nützlichen, die Natur entwickelt vor dem erstaunten Forscherblicke des Menschen so viel Großes und Herrliches, eine solche weise Gesetzmäßigkeit ihrer Einrichtungen, daß der Mensch Angesichts dieses beständigen Fortschrittes seiner geistigen Erkenntniß, welchen seine Kulturgeschichte nach allen Richtungen nachweist und im Gefühle seines nimmer ruhenden, immer vorwärts strebenden Geistes — gerade hiedurch den Werth, selbst dieses eingeschränkten Wissens hoch zu

schätzen weiß und es überall zu fördern sucht, weil er hierin, wie schon Eingangs erwähnt, die Grundbedingung seiner Existenz und damit seine eigentliche Lebensaufgabe erkennt.

Erworbene Kenntnisse sind ein Schatz, der unverletzlich, unverlierbar seinem Eigenthümer in allen Fällen verbleibt, während äußere Glücksgüter nicht selten treulos entfliehen; gründliches Wissen läutert das Urtheil, besiegt Täuschungen und Vorurtheile, rechtfertigt jede Handlung vor der Vernunft und giebt dem inneren Menschen Haltung und Stärke. Dagegen aber spricht **Krummacher** mit Recht gegen das Schein- und Viel-Wissen,

„das aufbläht und Aufgeblasenheit ist nicht Wachsen und Gedeihen, sondern Krankheit. Ein einfacher Regentropfen läßt sich zu einer großen Blase ausdehnen und es spiegeln sich darin alle Farben des Regenbogens, aber nur als Tropfen erquickt und ernährt er die Pflanze. Das einfache Wissen und Können ist viel höher als Vielwisserei und vielerlei Können!“

Neigung, Talent und Beruf beschäftigen den Menschen mit diesem oder jenem Zweig des Wissens, über welche alle aber als

„die Mutter aller Wissenschaften,“ als „die Wissenschaft aller Wissenschaften“

sich das Studium der Philosophie*) erhebt, worunter nicht allein die Beschäftigung mit den Fragen des höheren Denkens, mit der Untersuchung sogenannter transcendentaler Wissenschaft gemeint ist, die nach dem Urtheile des gemeinen Mannes nur den „Gelehrten“ interessirt, sondern die durch ihre Hülfswissenschaften gebotene, jedem, auch dem geringsten Stande so nothwendige Anleitung, richtig zu denken und zu urtheilen, d. i. die Entwicklung der Fähigkeit, aus dem Gegebenen vernünftige Denkschlüße bilden

*) Wir werden im folgenden Capitel davon näher sprechen.

zu können. Es ist überflüßig, von dem Nutzen zu sprechen, den in jedem Lebensberufe, in allen Verhältnissen ein gebildetes, sich seines Grundes bewußtes Urtheil der Unwissenheit gegenüber voraus hat, wenn auch damit nicht als eine Nothwendigkeit erklärt werden will, daß jeder Taglöhner sein Gymnasium absolvirt haben muß!

Besonders hoch hält **Lichtenberg** die Astronomie,

„worin vielleicht das Wenigste durch Zufall entdeckt worden ist, wo der menschliche Verstand in seiner ganzen Größe erscheint und wo der Mensch am Besten lernen kann, wie klein er ist!"

worin ihm gewiß Jeder, der Sinn für Schönes und Erhabenes besitzt, beistimmen wird*).

Was für ein Beruf nun auch den Menschen beschäftigt, jederzeit wird der Gebildete die Kunde des Alterthums hoch in Ehren halten und mit dem Gefühle geistiger Befriedigung, das den Genuß alles Schönen, Großen und Herrlichen zu begleiten pflegt, die Hinterlassenschaft griechischer Kunst und Wissenschaft oder römischer Kraft und Gediegenheit durchmustern und überall ihren mächtigen Einfluß auf das geistige Leben der späteren Zeiten bis auf unsere Gegenwart erkennen. Abgesehen von den noch heut zu Tag mustergiltigen Schöpfungen griechischen Kunstgeschmacks und römischer Gesetzgebung, welch' eine Fülle des Schönen und Vortrefflichen bietet die Literatur der Alten einem gebildeten Geiste, als seine gediegenste köstlichste Nahrung!

---

*) Sehr humoristisch ist die Tafel menschlicher Erkenntniß, die nach demselben Schriftsteller „Einer" folgendermaßen eingetheilt haben soll:

a) Brod und Ehre: Jurisprudenz, Medizin, Theologie.

b) Brod und keine Ehre: Advokatie, Oekonomie, Anatomie, Rechnen und Schreiben.

c) Ehre und kein Brod: Poesie, schöne Literatur, Mathematik und Philosophie.

d) Kein Brod und keine Ehre: Metaphysik, Logik, Kritik,

wogegen sich übrigens Manches einwenden ließe.

Welch' eine Kraft und Fülle der Gedanken in einfacher und dennoch vortrefflicher Form bieten die Dichterwerke der Griechen, wie viel Belehrung und Genuß die Schriften griechischer Philosophen und Geschichtsschreiber, welche Erhabenheit und Gediegenheit der Gesinnung liegt in den hinterlassenen Aufzeichnungen römischer Bürgertugend und Vaterlandsliebe u. s. w. *)

Wahrlich es wird Niemand, der auch nur einigen Sinn für Schönes, Großes und Edles besitzt, ein Werk jener Klassiker der Alten aus der Hand legen, ohne geistig erhoben, ohne von hoher Achtung für ein Volk erfüllt zu seyn, das solche Zeugnisse seiner Geisteskultur aufzuweisen vermag, ohne auch in seinem Herzen jenen Lehrern und Mustern unserer heutigen Bildung ein Denkmal der Liebe und Verehrung zu errichten. **) So erholte sich **Seuffert** an den markvollen Schriften der Alten von so mancher Verstimmung, die ihm Neuere zugefügt haben mochten, indem er sagte:

Die Gegenwart, erregt von ungelösten Fragen,
Erfüllt die Seele mir mit tiefstem Mißbehagen,
Zur Vorwelt zieht's mich hin zu euch, ihr großen Alten,
Ihr sollt't das Herz gesund, den Muth mir stark erhalten!

*) Wir werden darüber ein Mehreres im letzten Artikel (Nr. 30) dieses Capitels „Ueber Lesen und Lektüre" sprechen.

**) Wir sprechen hier nur von den Lichtseiten des klassischen Alterthumes, ohne darum die Vorwürfe zu vergessen, welche der Geschichtskenner mit Recht so manchen seiner Kulturzustände machen kann.

27.

Philosophie.

„Eine einfache gute Philosophie hält und trägt uns aufrecht durch das ganze Leben hin!"
Hofmeister.

Man versteht unter Philosophie jene Wissenschaft,

„welche dem Menschen von allen seinen Ueberzeugungen eine möglichst befriedigende Rechenschaft giebt, ihm die nothwendigen Gesetze lehrt, nach welchen sich über die höchsten Gegenstände menschlicher Erkenntniß vernünftig nachdenken und gefundene Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen läßt. Sie sucht zu dem Bedingten und Gegebenen, von dessen Wirksamkeit wir Gewißheit haben, die obersten und unbedingten Ursachen zu finden, um dadurch das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins zu lösen; sie ist also Wissenschaft der Wahrheit!"

Was Wunder also, wenn die Gebildeten aller Zeiten und Nationen eifrig dem Studium dieser Wissenschaft oblagen, welche durch die Würde und Erhabenheit ihres Gegenstandes allerdings mehr als jede andere geeignet war, den Menschen aus dem Kreise materieller Beschäftigungen und alltäglicher Bemühungen für seine Existenz zur Erkenntniß eines höheren Interesses zu leiten, auf Zweck und Bestimmung seines Erdendaseins aufmerksam zu machen, ihm die Geistesschätze zu erschließen, welche die spekulative Wissenschaft durch die Bestrebungen ausgezeichneter Männer aller Zeiten und Länder errang und mit dem so eroberten Reichthume geistiger Erkenntniß im Vergleiche zu dem eigentlichen Werthe der irdischen Dinge, den philosophischen Geist, d. i. die praktische Vernunft schätzen zu lernen, die **Jacobi** mit Recht „das Salz der Erde" nennt.

Man hat von jeher vielseitige Wege eingeschlagen, dieses höchste Ziel menschlicher Erkenntniß zu erreichen, aus den vorhandenen Wirkungen (Thatsachen) zurück auf die veranlassenden Ursachen zu schließen, den Zusammenhang der sinnlichen und moralischen Natur des Menschen zu erkennen, die vielen unerklärlichen und räthselhaften Vorkommnisse dieses Erdenlebens als nothwendige Erscheinungen und Entwicklungen aus gegebenen, zur planmäßigen Reife des großen Ganzen gehörenden Bestimmungen zu betrachten, die wahrscheinlichste Ansicht über Zweck und Zukunft des menschlichen Daseins aus Gründen der Vernunft (soweit dieselbe hiefür zureichend ist) aufzustellen und so dem Grundgedanken dieser Erdenschöpfung — der Grundursache alles Vorhandenen, so nahe als möglich zu kommen.

Diese verschiedenen Wege oder sogenannte philosophische Systeme, deren Erfinder sich freilich untereinander mit der äußersten Heftigkeit bestritten und verfolgten, beweisen den in den Menschen gepflanzten Drang nach höherer Erkenntniß und können als bloße Mittel für den Zweck, wenn sie auch bisher noch nicht zu einem, das Bedürfniß der Vernunft sowohl als des Herzens völlig befriedigenden Endresultate geführt haben, das eigentliche Wesen der Philosophie nicht herabsetzen, deren Aufgabe — wenn sie auch nicht durch menschliche Geisteskraft vollständig zu lösen ist, dennoch das größte, erhabenste, schönste Ziel aufstellt, nach welchem der Menschengeist ringen kann, weßhalb auch **Schiller** mit Recht bemerkt!

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig besteh'n!

Andererseits sind die Schätze der Wissenschaft und Geistesbildung, um welche die Menschheit durch diese Forschungen, durch die Versuche schon, der Wahrheit näher zu kommen, seit den Zeiten des Alterthums bereichert

wurde, nicht zu vergessen und der mächtige Einfluß zu würdigen, den dieselben auf den geistigen sowohl als materiellen Entwicklungsgang der Menschen geäußert haben, obwohl **Börne** in letzterer Hinsicht die etwas sarkastische Bemerkung nicht unterlassen konnte,

„daß die Philosophen nicht mehr als die Schmiede seien, welche den Pflug verfertigen und noch gar Vieles geschehen müße, bis man das Brod an den Mund bringen könne,"

und ein andermal sagt er:

„Selten bewohnt der Architekt ein Haus, das er selber gebaut — er gleicht modernen Philosophen!"

Es ist nun nicht zu läugnen, daß bei diesen Forscher-Versuchen auch mitunter viel offenbar Unrichtiges oder Dunkles und Verworrenes aufgestellt und behauptet wurde, daß man mit apodiktischer Gewißheit Dinge demonstriren wollte, welche nie und nimmermehr zu demonstriren sind,

„mit Worten trefflich stritt, ein System bereitete, Worte brauchte, wo Begriffe fehlten,"

wie **Goethe** so treffend sagt, die man später, von der überzeugenden Widerlegung analytischer Untersuchungen besiegt, als Irrthum einsehen mußte, der aber für die Erforschung der Wahrheit sehr unerquicklich war und ihren Schleier nur um so dichter machte.

Das konnte nun allerdings die betreffende philosophische Lehre in Mißkredit bringen, nicht aber die Philosophie selbst, die erhaben und groß als die „Wissenschaft aller Wissenschaften" fortwährend ihr Ziel im Auge behält, sollte auf dem Wege dahin auch hundertmal geirrt worden seyn.

So groß und mannigfaltig übrigens auch das Gebiet der Wissenschaft ist, so scheint dennoch für die höheren Regionen derselben eine gewisse Gränze gezogen zu seyn, über welche in Wahrheit bis jetzt noch keine spekulative Bestrebung

herausgekommen ist. Das fühlt der kühnste Denker am deutlichsten, und ist auch wahrscheinlich der Sinn des berühmten Nescio des **Socrates**, der aus dem Umstande, daß die Grundursache aller Dinge dem Menschen unnahbar ist, daß er mit aller Anstrengung seiner Geisteskräfte nicht wissen lernt, wo der Keim der Schöpfung, was der Zweck und ihre Bestimmung ist, sondern nur daran zu glauben sich genöthigt sieht, den Schluß zog, daß er darum eigentlich nichts wisse; eine Erkenntniß, welche übrigens eine größere Summe des Wissens voraussetzt, als man vielleicht glauben sollte.

Das reichhaltigste und interessanteste Feld spekulativer Philosophie ist nnd bleibt immer der Mensch und seine Beziehungen zu der Natur. Diese nun kennen zu lernen und daraus Schlüße zu ziehen, bedarf es einer langen scharfen Beobachtung, bei welcher man sich

> „durch die ersten schmerzlichen Entdeckungen, die man in der Menschenkunde macht, nicht abschrecken lassen darf und um Menschen überhaupt kennen zu lernen, das Mißvergnügen besiegen muß, das sie uns verursachen, wie der Zergliederer den Ekel besiegt, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen,"

weßhalb es für einen angehenden Philosophen eine der ersten Regeln einer glücklichen Lebensweisheit ist:

> „Alles für die Menschen zu thun und nichts **von** ihnen zu verlangen," **Hofmeister.**

was bei dem bekannten Grundcharakter des Menschen schon eine bedeutende Dosis Selbstverläugnung voraussetzt.

Aber auch noch Anderes ist zu bedenken, ob eine Menschenseele so viel sittliche Kraft besitzt, um jene das Gefühl zum Theil deprimirenden Wahrnehmungen aufzunehmen, die sich auf dem Wege zur Wahrheit unwillkürlich aufdrängen, ob sie sich fähig fühlt, eine Täuschung, bei der sie aber bisher glücklich war, gegen eine unerquickliche Wahrheit einzutauschen,

ob nicht in demselben Maaße das Herz verarmt, als sich der Verstand bereichert, was **Schiller** in dem bekannten Ausrufe anführt:

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!

Noch deutlicher warnt derselbe in dem schönen Gedichte:

Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie theuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst? —
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wo sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n?
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind' in dir selbst männlich entgegen zu geh'n?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe! bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand ehe der Schlund dich verschlingt!
Manche gingen nach Licht und **stürzten in tief're Nacht nur;**
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin! —

In Rücksicht darauf würden die Bedingungen, unter welchen überhaupt philosophische Forschungen eine ersprießliche, das Wesen der Menschen veredelnde und den Verstand wie das Herz befriedigende Einwirkung haben, immer dahin lauten: Bildungsfähigkeit des Geistes in höherem Sinne und ein

tüchtiger streng moralischer Charakter, oder mit andern Worten: Gesunder Menschenverstand gestützt auf ein redliches Herz; wohl die beste Philosophie für dieses Erdenleben!

Man war von jeher bemüht, jene Wahrheiten, welche der Forschergeist der Gelehrten auf dem philosophischen Gebiete errang, in Lehren der Weltweisheit als Anhaltspunkte und zum Gebrauche im praktischen Leben wiederzugeben und so dieselben einem größeren Kreise nützlich zu machen. Hierin machten sich namentlich die Schriften der Alten bemerklich: Welch ein köstlicher Schatz der Lebensweisheit, um nur einige wenige zu nennen, in den Gesprächen des **Plato**, in den ethischen Abhandlungen des **Aristoteles**, in **Xenophon's** Erinnerungen an **Sokrates**, in **Seneca's** und **Plutarch's** vortrefflichen Schriften, dann in den Episteln des **Horaz** u. a. m. enthalten ist, welchen Genuß die kurzen zum großen Theile schlagenden Antworten und Tendenzen der alten Weltweisen, die uns **Diogenes Laertius** aufbewahrte*), die s. g. goldenen Sprüche des **Pythagoras**, dann jene des **Theognis** und **Syrus** und ferner die köstlichen Meditationen des römischen Kaisers **Marc Aurel****) u. s. w. gewähren, darüber ist die ganze gebildete Welt einig, und es wäre nur zu wünschen, daß diese herrlichen Geistesblüthen in ihrer Beherzigung und Anwendung öfter und mehr praktische Früchte trügen, als dieses durch Lob und Bewunderung allein möglich ist.

Außerdem finden sich in den Werken neuerer Schriftsteller über praktische Philosophie theils größere Abhandlungen, theils kleinere Aphorismen und Sentenzen, welche mit zu der genußreichsten Lektüre eines um seine Geistes- und Herzens-

*) Eine kleine Sammlung derselben ist dem gegenwärtigen Werke als Anhang beigefügt.

**) Meditationen des römischen Kaisers Marc Aurel, übersetzt von C. Schneider, Breslau, 1857, ein vorzügliches, auf die großartigste Anschauung stoischer Philosophie, verbunden mit den Gefühlen der reinsten Humanität, beruhendes Werkchen, das der allgemeinsten Verbreitung empfohlen zu werden verdient.

Bildung sich bemühenden Menschen gehören.*) Hieher sind z. B. auch die vortrefflichen Lebensregeln **Platen's** zu rechnen, deren eine man vorzüglich im Auge behalten sollte:

„Lebe den Pflichten, die dein Beruf dir auferlegt, aber vergiß dabei nie, daß du hauptsächlich für deine Ausbildung als Mensch zu sorgen hast!“

Wenn man nun aber nach dem eigentlichen Kern aller dieser philosophischen Bestrebungen und nach dem Nutzen fragt, der für den einzelnen Menschen daraus hervorgeht, so kann man hierauf in ersterer Beziehung aus **Hofmeister's** Aphorismen antworten, daß die Philosophie die beiden Haupt-Aufgaben dieses Lebens zu lösen strebt, nämlich

„das Einzelne in ein Ganzes zu bringen, und das Ganze in seine Theile zu zerlegen,“

was nichts anderes heißt, als dem Menschen einen möglichst klaren Ueberblick über das Wesen und den Zusammenhang der wichtigsten sowohl als der gewöhnlichen Verhältnisse seines Lebens zu verschaffen, und

„für alle moralischen und philosophischen Gesetze die allein richtige Consequenz zu bilden, indem sie dieses und jenes Leben als ein innig zusammenhängendes Ganze betrachtet“,

was **Platner****) in dem schönen Satze wiederholt:

„Das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes und den Tod aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit betrachten, das ist die Summe der wahren Philosophie!

*) Hieraus ist als eines der vortrefflichsten Werke dieser Art: Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände rc., zusammengetragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker. Von J. A. Nevror und J. H. Wyttenbach. Jena, 1799, Hempel'sche Buchhandlung, als eine ausgezeichnete Sammlung wahrhaft Geist und Herz erquickender Urtheile und Ansichten ganz besonders zu empfehlen.

**) Ernst Platner, Professor der Medicin zu Leipzig, † 1818. „Philosophische Aphorismen“. Leipzig, 1776—82.

Was den Nutzen anbelangt, der aus einer solchen geläuterten Lebensanschauung für den Einzelnen erwächst, so besteht derselbe, insoferne er nach dem Vorhergehenden überhaupt noch näher zu bezeichnen nöthig ist, im Allgemeinen in der ruhigen Reflexion menschlicher Zustände und Verhältnisse und der damit zusammenhängenden Fragen auf den unbefangenen, jedes Vorurtheils entledigten Geist, dann in der Sicherheit und dem erhebenden Gefühle, das mit der Würde ächter Philosophie unzertrennlich ist und die uns **Lukrez** in seinem Buche über die Natur der Dinge so schön schildert:

Süß ist's, Anderer Noth bei tobendem Kampfe der Winde
Auf hochwogigem Meer' von fernem Ufer zu schauen,
Nicht, als könnte man sich am Unfall And'rer ergötzen,
Sondern, dieweil man es sieht, von welcher Bedrängniß man frei ist!
Süß auch ist es, zu schau'n die gewaltigen Kämpfe des Krieges
In der geordneten Schlacht, von eig'nen Gefahren gesichert;
Aber süßer ist nichts, als die wohlbefestigten heitern
Tempel innehaben, erbaut durch die Lehre der Weisen;
Wo du hinab kannst seh'n auf Andere, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen und fehlen,
Streitend um Geist und Witz, um Anseh'n, Würden und Adel,
Tag und Nacht arbeitend, mit unermüdetem Streben,
Sich zum Gipfel des Glücks, empor sich zu drängen zur Herrschaft!
O unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
In welch' finsterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dieß Leben verbracht, der Moment! —

In spezieller Hinsicht haben jene einzelnen philosophischen Systeme da, wo sie Aufnahme fanden und zur Grundlage individueller Lebensanschauung geworden sind, durch Feststellung der Begriffe, bestimmte Bezeichnung des Standpunktes und konsequente Durchführung des hieraus sich folgernden Urtheiles sehr viel zur Beseitigung schwankender Behauptungen, zweifelhafter Definitionen und damit zur wissenschaft-

lichen Aufklärung und Befestigung des individuellen Charakters beigetragen.

So z. B. hat einmal ein Philosoph, um die Wirkung und den praktischen Nutzen seiner Philosophie befragt, folgende Antwort gegeben:

„Ich muß vor Allem die unerschütterliche Ruhe und Gelassenheit hochpreisen, mit welcher ich nun die Einrichtungen der Welt betrachten kann.

Ich halte vor Allem die Ueberzeugung fest, daß Alles, was besteht und ist, nothwendig eine Ursache haben müsse.

Ich habe mich nun an den Gedanken gewöhnt, alle Erscheinungen dieses Lebens als Wirkungen aufzufassen, welche durch eine bestimmte vorhergehende, moralisch oder physisch wirkende Ursache bedingt sind, aus welchen sie sich nothwendig eben so und nicht anders entwickeln mußten.

Diese Ansicht gründet in dem überall nnd stets beobachteten gesetzlichen Vorgange in der Natur, nach welchem noch immer dieselben Ursachen auch die nämlichen Wirkungen gehabt haben.

Ich glaube deßhalb, daß alle Erscheinungen nur das große vom Schöpfer aller Dinge aufgestellte Gesetz der Ordnung und in ihr jenes einer obgleich langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung im ganzen Umkreise der Natur — im großen Gange der Dinge — erfüllen, obwohl diese Entwicklungen in der kleinen Spanne Zeit eines Menschenlebens nicht immer erkannt oder erlebt werden.*)

Ich erkenne hieraus klar, welche Thorheit in dem unmächtigen Bestreben liegt, die einzelnen Erscheinungen des Lebens nach den Wünschen meiner unzulänglichen, stets dem Eindrucke des Augenblickes unterworfenen Seelenkräfte umgestalten zu wollen, wenn ich einmal eingesehen habe, daß Alles nach einer weisen

*) Wir haben diese Ansichten bereits im 3. Kapitel über das Schicksal (pag. 79) angeführt.

gesetzmäßigen Ordnung und nach dem ewig unabänderlichen Willen einer höchsten Intelligenz geschieht, welche die Welt regiert.

Das mildert auch mein Urtheil über die Menschen und ihre Handlungen und erleichtert meinen Umgang mit denselben, wenn ich von der Höhe rein objektiver Anschauung die einzelnen Menschen lediglich nach der erreichten Stufe des ihnen möglich gewordenen Bildungsgrades, überhaupt nach ihren Eigenschaften beurtheile und nicht nach den angenehmen Empfindungen, die sie mir machen sollen.

Diese Anschauung führte mich von selbst auf die nothwendige Bedingung für die ungetrübte Heiterkeit meiner Seele — unbedingte Selbstbeherrschung, aus welcher mit den mehr vorschreitenden Lebensjahren und der damit geminderten Einwirkung physischer Ei flüsse allmählig jenes beseligende Gefühl ruhiger Resignation hervorging, das sich nun auf die großartigste Anschauung der Dinge und deren Entwickiungsgang im Laufe der Aeonen gründet, und das den Philosophen — wie Aristipp *) einst geantwortet — im Gefühle der Würde seiner Wissenschaft, auch wenn man alle Gesetze aufhöbe, fortfahren läßt, auf die nämliche Art zu leben.

Wer sich — fuhr der Philosoph fort — überhaupt mit hohen, weit umfassenden Betrachtungen abgibt, mit großen Ziffern und Verhältnissen rechnet, z B Jahrtausende nur als einen kleinen kaum nennenswerthen Zeitraum im Laufe der Ewigkeit betrachtet, die Größe des Erdballs auf jene einer kleinen Kugel im unendlichen Universum zurückführt — wie klein und winzig muß dann alles Uebrige erscheinen!

Ich habe auf diesem Wege - schloß derselbe seine Rede — endlich die Dinge nach ihrem objektiven Werth schätzen und sie an ihren von dem Urtheile einer gesunden Vernunft von jeher angewiesenen richtigen Platz zu stellen gelernt, woraus

---

*) Aristipp aus Cyrene lebte um 380 v. Chr., Stifter der Cyren. Philosophen-Schule.

mir endlich jene auf dem Gleichgewichte meiner Seele beruhenden angenehmen Empfindungen erwuchsen, deren höhere oder niedere Summe ich von jeher für den höheren oder niederen Grad menschlicher Beglückung gehalten habe!"

Wir müssen kompetenterem Urtheile überlassen, wie viel Wahrheit oder Irrthum in dieser Anschauung liegen mag, welche so mancher anderen Ueberzeugung direkt entgegen tritt. Jedenfalls scheint hiebei das Bedürfniß des Herzens — dem die erhebende menschenfreundliche Lehre **Christi** in tröstender beruhigender Weise Rechnung trägt — ohne alle Berücksichtigung zu bleiben.

28.

Ueber Kunst und Künstler.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein! —
Schiller.

Wenn uns das unerquickliche Einerlei des Alletaglebens, die Sorgen und Mühen um die materiellen Bedingungen unserer Existenz müde gemacht, wenn wir Erholung nnd Aufmunterung bedürfen, mit erneuter Kraft die nimmer ruhenden Wechselfälle des Lebens zu ertragen, so finden wir diese am reinsten, am besten in dem frohen Genuße der Natur und der Kunst.

Wie ein Trunk aus krystallheller Quelle den müden dürstenden Wanderer erquickt, so erfrischend, so genußreich ist für den denkenden Menschen die geistige Befriedigung, das angenehme Gefühl des Schönheits-Eindruckes, das ihm ein Anblick der ewig herrlichen Natur, oder ein Produkt edler Kunst gewährt.

Dieses Gefühl ist einem jeden Menschen angeboren, nur kommt es in sehr verschiedener Stärke zur Erscheinung. Ganz wird es kaum bei einem Menschen fehlen, und sollte es sich nur durch eine ganz geringe Theilnahme an den rohesten Anfängen — an den unbedeutendsten Spuren einer Kunstwirkung äußern.

Während der Auserwählte,

„dem die Muse der Kunst den weihenden Kuß auf die Stirne gedrückt,"

im Vollgenuße des feinsten Geschmackes, der höchsten Schönheit schwelgt, erfreut den gewöhnlichen, noch rohen Menschen dennoch ein — schlechtgemaltes Bild, ein paar Verse, die barbarischen Töne einer Dorfmusik u. s. w., er unterscheidet die „schönere" Waare bei seinen Käufen von der „häßlicheren", je nachdem ihm etwas „schön" vorkommt ꝛc. Die Kunst übt also, mehr oder minder wirkend, ihren mächtigen Einfluß auf alle Menschen aus, und eine lange Reihe von Schriften und Abhandlungen jeder Art über die Kunst und ihre Wirkungen im Allgemeinen, so wie spezielle Untersuchungen über die Wesenheit ihrer Objekte beweisen bei allen Nationen — in allen Ländern das überwiegende Interesse der Menschen an der Kunst.

Es liegt nicht in der Absicht dieses Buches, der Unzahl solcher Abhandlungen noch eine neue anzufügen, wohl aber mögen einige Aussprüche vorzüglicher Schriftsteller in ihren Werken — über das Wesen und die eigentliche Aufgabe der Kunst und des Künstlers — als genußreiche, geistig anregende Urtheile angeführt werden, die beinahe alles enthalten, was sich über diesen Gegenstand Vortreffliches sagen läßt.

Zuerst über das Wesen der Kunst spricht sich **Schmid-Phiseldeck***) in seinen ästhetischen Briefen aus:

*) Konrad Friedr. v. Schmid-Phiseldeck, k. dänischer Konferenzrath zu Kopenhagen, † 1832. Briefe ästhetischen Inhalts ꝛc. Altona 1797.

„Die Kunst unterscheidet sich vom Handwerk. Dieses wird nach einmal festgesetzten Regeln so ausgeübt, daß nach der ersten Erlernung keine weiteren Seelenkräfte dazu erforderlich sind, wobei daher Alles auf maschinenartigen Fleiß ankommt, der eben darum auch nicht in sich selbst Befriedigung findet, sondern blos um des damit verbundenen Lohnes willen geübt wird. Freie Kunst dagegen nennen wir die, die blos um ihrer selbst willen aus natürlicher Neigung zur Sache selbst, als Geisteswerk, nicht aber als blos körperliche Arbeit betrieben wird. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß es nur auf den Mann ankommt, der sich einer gewissen Beschäftigung gewidmet hat, um jede, auch die edelste Kunst, zum Handwerk herabzuwürdigen. Außerdem findet sich noch ein merklicher Unterschied zwischen mechanischen und schönen Künsten. Erstere ist vorzüglich auf das Nützliche gerichtet, und erhält ihren Werth durch die Brauchbarkeit ihrer Werke zu bestimmten Absichten. Dagegen nennen wir schöne Kunst, wenn sie durch eine sinnlich vollkommene Darstellung die Erregung des Wohlgefallens am Schönen zur unmittelbaren Absicht hat. Diese Absicht, unseren ästhetischen Sinn durch Darstellung des Schönen zu erwecken, und zu befriedigen, uns aus dem engen Kreise des Bedürfnisses unserer rohen Natur in eine Welt des geistigen Genusses zu versetzen und einen Himmel in uns zu erschaffen, in dem die zarte Blume der veredelten Menschheit allein gedeihen kann, wird nun auf verschiedene Weise erreicht, weil durch verschiedene Sinne der Mensch von der Natur zum Empfange eines geistigen Genusses ausgestattet ist. So wirkt die Dichtkunst und die Beredsamkeit durch Worte, die lebendigsten Zeichen der Empfindung und Handlung, die bildende Kunst durch wirkliche Darstellung des schönen Lebens in körperlichen Stoff (Malerei, Bildhauerkunst), die Musik durch Töne, welche die Naturempfindungen wecken und das Spiel der Empfindungen veranlassen, dem die in Freiheit gesetzte Seele, Alles um und neben sich vergessend, in süßen Träumen so gerne nachhängt.“

Diesem folgt Professor **Heydenreich** *) über die Frage, ob unbedingte Nachahmung der Natur das oberste Prinzip der Kunst sei? Dieses verneint derselbe,

„da bei jedem Werk der Kunst der Künstler für den Geschmack schafft und bildet, welcher somit auch volle Befriedigung fordern darf, d. i. daß das Werk alle Eigenschaften besitze, welche sich vereinigen müssen, um dem menschlichen Geist den höchsten, reinsten, vollendetsten Schönheitsgenuß zu gewähren, der durch Form und Gestalt als freie Produkte menschlicher Erfindungs- nnd Einbildungskraft für menschliche Geister bewirkt werden kann.

Der Geschmack kann die Theile der wirklichen Natur nicht als zunächst für sein Vergnügen gebildet betrachten, wohl aber muß er jedes Werk schöner bildender Kunst aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Er fordert also von dem Genie (dem Künstler) mehr als von der Natur und aus dieser gerechten Forderung des Geschmackes entspringt der **oberste Grundsatz** für alle schöne bildende Kunst:

„„Bildung von sichtbaren Formen für den höchsten vollendetsten reinsten Schönheitsgenuß, dessen der Mensch bei der größten möglichsten Vervollkommnung seiner zum Genuße des Schönen zusammenwirkenden Vermögen fähig ist,

Bildung von Formen **wie sie die Natur selbst hätte bilden müssen, wenn Befriedigung des Geschmackes des Menschen durch ihre Gestalten ihr ausschließender Zweck gewesen wäre!**““ —

Eine gewiß sehr kurze und inhaltsreiche Definition der eigentlichen Aufgabe der Kunst, welche sich vollständig klar zu machen eine wesentliche Bedingung bei Beurtheilung von Kunstwerken seyn muß, und deren sich bei weitem nicht alle, welche

*) Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie. Leipzig, 1796.

Kunstwerke betrachten und beurtheilen, bewußt seyn mögen, wie manche zum Theile selbst alberne Aeußerungen beweisen.

Goldene Worte hat ferner unser unsterblicher **Schiller** über die Aufgabe des Künstlers und die einzige würdevolle Art ihrer Lösung gesprochen, die sich jeder Künstler tief in's Herz schreiben, immer vor Augen halten sollte:

„Der Künstler verwahrt sich vor den Verderbnissen seiner Zeit, wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glücke und nach dem Bedürfnisse. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblicken gerne ihre Spuren drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier heimisch ist, die Sphäre des Wirklichen, er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in den Spielen seiner Einbildungskraft und in dem Ernste seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. — —

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit anzuvertrauen. Viel zu ungestüm um durch dieses ruhige Mittel zu wandeln, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt es, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen (zum Künstler), dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. —

Wenn nun ein junger Freund der Wahrheit und Schönheit von mir wissen will, wie er dem edlen Triebe seiner Brust bei

allem Widerstande seines Jahrhunderts Genüge leisten könne,“ so werde ich ihm antworten:

„„Gieb der Welt auf die du wirkst die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rythmus der Zeit Entwicklung bringen.

Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du handelnd oder bildend das Nothwendige und das Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen muß das Gebäude des Wahns und der Willkühr — es ist schon gefallen — sobald du gewiß bist, daß es sich neigt, aber in den innern nicht bloß in den äußern Menschen muß es sich neigen. In der Stille deines Gemüthes erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinungen ergreife:

Und damit es dir nicht begegne von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen sicher bist Lebe mit deinem Jahrhunderte, aber sei nicht sein Geschöpf! Leiste deinen Zeitgenossen was sie bedürfen, nicht was sie lieben — denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.

Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch, ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen — endlich aus ihren Gesinnungen treiben.““

„Wo du sie findest umgieb sie mit edlen großen mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein der Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet! —“

Der große Kunstkenner **Winkelmann** bezeichnet als den höchsten Vorwurf der Kunst für denkende Menschen — den Menschen selbst, oder nur dessen äußere Fläche, welche aber für den Künstler eben so schwer auszuforschen sei, wie von den Weisen das Innere desselben — denn als das Schwerste (was es nicht scheine) die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaß fällt. Eben deßhalb, sagt derselbe ferner, sei das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer nnd allgemeiner als die Kenntniß des Schönen, und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff bestimmt werden könnte, so würde es doch dem, welchem der Himmel das Gefühl versagt hat — nichts helfen. —

Diese Definition erweitert **Heinse***) in seinem berühmten Roman „Ardinghello“ wenn er sagt:

„Das höchste Leben ist das schwerste in allen Künsten, sowohl in der bildenden als in der Poesie und Musik. Sturm in der Natur, Mord zwischen Mann und Mann, Seelen-Vereinigung zwischen Mann und Weib — Trennung &c. Das Todte kann auch der bloße Fleiß darstellen, aber das Leben nur der große **Mensch**!“ — —

Diese höchsten Aufgaben der Kunst mit feinem Gefühle, mit der Leichtigkeit und Sicherheit des angebornen Genie's zu lösen, ist nun allerdings nicht Sache eines jeden „Künstlers“, von denen viele berufen aber wenige auserwählt seyn

---

*) J. Jak. Wilhelm Heinse, deutscher Schriftsteller, Bibliothekar zu Mainz † 1803, sämmtliche Schriften herausgegeben von Laube. Leipzig, 1838.

mögen; diese wenigen aber sind beneidenswerthe Menschen, um des Schatzes des höchsten feinsten Schönheitsgefühles, um des geistigen Hochgenusses willen, der für sie aus ihrer Bildung ersprießt, und der anderen gewöhnlichen Menschen eben so unverständlich als unerreichbar ist! — In Bezug auf solche bevorzugte Naturen sagt die Dichterin **Louise Brachmann***):

Keinem gelang es der Sterblichen je, das Räthsel zu lösen,
Wie die innere Welt sich mit der äußern vereint.
Weise strebten vergebens darnach. In des höheren Denkens
Labyrinthe versank fruchtlos der forschende Geist.
Aber was keinem gelang, von allen Weisen der Erde,
Spielend löset die **Kunst** ihren Geweihten es auf! —

Weil nun aber ein Genie, ein durch und durch gebildeter Geist, eine seltene Vereinigung der vorzüglichsten Anlagen dazu gehört, um ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes zu schaffen, so bedingt eben darum auch das Urtheil über ein Kunstwerk — die Erkenntniß seiner Feinheiten — die Auffassung seiner einzelnen Schönheiten, die Wissenschaft seiner technischen Erforderniß u. s. w. — ein eben so gebildetes Auge, einen eben so reichen Geist, eine vielleicht eben so schwunghafte Phantasie, als jene von welchen das Kunstwerk Zeugniß gibt — welches Lamentabile aber schlägt **Goethe** in dieser Beziehung und gewiß nicht mit Unrecht auf:

„Wie schwer ist es, was doch so natürlich scheint, eine gute Natur, ein vortreffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesanges willen zu vernehmen, den Schauspieler als Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen!

Nun sieht man aber meist nur die Menschen die entscheidendsten Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es weicher

*) Gestorben 1822 zu Halle, auserlesene Dichtungen herausgeg. v. Schütz. Leipzig, 1824.

Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammenziehen, ein Gemälde soll lehren, ein Schauspieler bessern, und alles soll alles werden. Eigentlich aber weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören; alles reduziren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt, alles ist relativ, außer der Unsinn und die Abgeschmacktheit, der denn auch ganz absolut regiert! —

Einige sinnige Aphorismen, sowie einige Epigramme über Kunstwerke der Alten mögen zum Schluße dieser Mittheilungen über die Kunst noch angeführt werden:

Man weicht der Welt nicht sich'rer aus als durch die Kunst
Und verknüpft sich nicht sich'rer mit ihr als durch die Kunst.

Goethe.

Der Künste Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig zieh'n,
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt;
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn, schon gebildet, ihnen heiter Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegen strebt.

Goethe.

In wessen Herz die Kunst sich niederließ
Der ist vom Sturm' der rauhen Welt geschieden
Ihm öffnet sich, durchwallt vom süßen Frieden,
Im ew'gen Lenz ein stilles Paradies.

Schulze.

Umsonst hat nicht zum Schmuck, der Musen Chor
Den unfruchtbaren Lorbeer sich erwählt
Kalt, feucht und duftlos drücket er das Haupt
Dem er Ersatz versprach für manches Opfer.
Gar ängstlich steht sich's auf der Menschheit Höh'n,
Und ewig ist die arme Kunst gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Ueberfluß! —

Grillparzer.

Wenn wir über das Kunstwerk den Künstler vergessen können, dann ist dieser am feinsten gelobt. **Lessing.**

Wer eine Kunst treibt, und eine andere haßt, liebt keine von beiden, keine von allen.

Man lebt entweder für die Kunst oder von der Kunst. Beides zugleich ist nicht wohl möglich.

Das Lob der Andern ist für den Künstler der Antrieb zum Fortarbeiten; die Zufriedenheit mit sich selbst ein Signal zum Innehalten, denn nur die eigene Unzufriedenheit ist die Losung zum Höherstreben.

Hofmeister.

Wie flossen die Erstlinge griechischer Kunst so sanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthischen Jünglinge die Hand, als er das erste Schattenbild entwarf, Bewunderung des Helden rührte dem Künstler das Herz; als er die edle Gestalt in Metall oder Marmor verewigte. Dankbarkeit gegen die geahndeten besseren Wesen, womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyreum bevölkerte, schuf die erste Bildsäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menschheit. Zuletzt ergriff diese edle Schwärmerei das staunende Volk, es belohnte die Tugend seiner Feldherrn, seiner Gesetzgeber, Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen, es ließ den delphischen Tempel und das Pöcile von Polygnot verzieren und Phidias mußte ihm seinen Donnerer und seine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. **Forster.**

Mit welcher sinnigen Bezeichnung und Kraft des Ausdrucks die Alten ihre Kunstwerke zu beschreiben mußten, davon geben einige der griechischen Anthologie entnommene Epigramme Zeugniß.

Die Bildsäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter in Stein um,
Aber Praxiteles rief wieder zum Leben den Stein.

Der Stierkämpfer.

Wahrlich ein Wunder der Kunst! Wie der Mann hier spannend der Glieder
Kraft, den gewaltigen Stier drückt mit dem lastenden Leib!
Wie er die Sehnen bezwingt, am Genick' mit den Händen ihn festhält,
Hier mit der rechten am Horn, dort an den Nüstern ihn packt!
Sieh' schon schwindet dem Thiere die Kraft und es weichen des Nackens
Wirbel, gewürget von vorn, sinket er hinten zurück.
Traun wohl wähnest du leicht, als athme das Thier durch der Kunst Kraft
Hier in dem Erz', und vom Schweiß fließe der kämpfende Mann.

Olympischer Zeus.

Zeus kam selbst vom Olympos herab, dir zu zeigen sein Antlitz,
Phidias! oder du stiegst ihn zu beschauen hinauf.

Myron's Kuh.

Auch dich täuschet, o Bremse, die Kunst an den eherngegossenen
Starrenden Seiten der Kuh setzest den Stachel du ein.
Niemand möge dich tadeln darum. Leicht irrte die Bremse;
Da ja des Myron's Kuh selber die Hirten betrog.

Sappho's Bild.

Sinnend sitzest du da, du Biene süßer Gesänge;
Sehet, im Bildniß' noch trägt sie zusammen ein Lied! —

29.

Poesie.

„Poetischer Gehalt fußt im Gehalt des Lebens,
Es ringt, wem dieser fehlt, nach jenem Werth vergebens"
Seuffert.

„Poesie ist — nach Tieck's*) Definition nichts weiter als das menschliche Gemüth, in allen seinen Tiefen. — — — Je mehr der Mensch von seinem Gemüthe weiß, desto mehr weiß er von der Poesie! Ihre Geschichte kann keine andere seyn, als die des Gemüthes."

Wir möchten sie wohl noch näher, als den Aufschwung einer begeisterten Seele aus den Tiefen des Gemüthes in die Region des Schönen und der höheren Beschauung bezeichnen, als den Ausdruck des Schönheitsgefühls, das in jeder edleren Seele lebt, das aber nicht immer auch mit der Fähigkeit verbunden ist, die nothwendige Form zu finden, um das so Empfundene an's Licht treten zu lassen, worüber **Geibel** ganz richtig bemerkt:

Tief zu denken und schön zu empfinden ist Vielen gegeben,
Dichter ist nur, wer schön sagt was er dacht' und empfand! —

Diese doppelte Begabung ist es nun, was wir an dem Dichter verehren. Jeder Gebildete erfreut sich an der in so schöner Form hervortretenden Kundgebung eines sinnigen Gemüthes, schnell wird der Dichter zu seinem geistigen Freunde, und mit der freundlichen Neigung, welche verwandte Seelen verbindet, grüßen wir als längst Bekannte, als längst uns lieb und theuer gewordene Freunde, die Namen jener Dichter, deren edle Geistesblüthen uns so oft das Herz erfreut, uns zu edleren Gefühlen emporgehoben, uns die höhere Entwick-

*) Ludw. Tieck, Dichter, Novellist u. Kritiker, geh. Hofrath zu Berlin, † 1853.

lungsfähigkeit des menschlichen Geistes in dem Reiche des Schönen und Erhabenen gezeigt, und uns so durch geistigen Genuß für so manche Auflage entschädigt haben, welche der Materialismus des gewöhnlichen Lebens so oft zu seiner Bedingung macht. Deßhalb sagt **Hofmeister** sehr richtig:

„Die Dichter versetzen das Leben in die Poesie, poetische Menschen aber die Poesie in's Leben!"

Diesen Freunden einer besseren edleren Auffassung des Lebens stehen nun aber jene durchaus materiellen Menschen gegenüber, denen Sinn und Verständniß für höheres geistiges Leben fehlt, die, durch ihre grobsinnliche Natur in dem engen Kreis ihrer rohen Bedürfnisse festgehalten, keine Vorstellung von den Vorzügen, von dem geistigen Gehalte eines großen poetischen Gedankens haben, ja wohl selbst mit dem Lächeln unberechtigter Kritik, solche „Ueberspanntheiten excentrischer Menschen" betrachten, von deren hoher Begabung sie freilich keinen Begriff haben. —

Solchen Menschen ruft **Goethe** zu:

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei! —

Die zunehmende Aufklärung und Bildung, der die siegende Gewalt der Wahrheit allenthalben Bahn bricht, hat übrigens den Sinn für das Schöne in weitere Kreise getragen und damit die Anzahl Verehrer der Poesie mehr vergrößert, als früher, wo namentlich in den unteren Schichten des Volkes wenig oder gar keine Empfänglichkeit und Verständniß für Dichterwerke vorhanden war.

Jetzt sind die Heroen unserer poetischen Literatur in aller Munde, von den meisten gekannt, geliebt, und so für die Ausbreitung der Geisteskultur von höchstem Nutzen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Poesie noch eine höhere Aufgabe hatte, als nur den schöngeistigen Empfind-

ungen des Menschen Form und Ausdruck zu geben, und so als Bildungsmittel wirksam zu seyn, wo **Schiller** sich veranlaßt fand, aus der Fülle seines edlen menschenfreundlichen Herzens die Worte zu schreiben:

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Fruchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich im Siegesklange
An des Verfolgers feigen Ohr! –

Damit trat der Werth und die Bedeutung der Poesie in eine neue Phase, die um so merkwürdiger war, je tiefer sich ihr Eindruck auf die öffentliche Meinung kund gab, je mehr der von dem hell leuchtenden Glanze der poetischen Form umgebene Grundgedanke — der Kern der Wahrheit — den alle mit empfanden, im Tumulte politischer Aufregung hervortrat, oder seine innere Berechtigung, den rücksichtslosen Gewaltmaßregeln unkluger Geistesdespotie gegenüber, bestätigte, je mehr man dem Dichter beistimmen mußte:

Es ist das höchste von des Dichters Rechten
Daß er da redet wo die Menge schweigt! —

(**Körner.**)

Poesie, sie mag nun in der Fähigkeit bestehen, den Hochgefühlen des eigenen Herzens den besten Ausdruck zu geben, oder die höchsten edelsten Empfindungen eines andern, ihrem tiefinnersten Gehalt nach, aufzufassen und nach zu empfinden, bleibt immer eine glückliche Begabung, eine höchst werthvolle Eigenschaft bevorzugter Naturen, die den herrlichsten, schönsten geistigen Genuß sich und Andern gewährt, den inneren Menschen zu edleren Gefühlen erhebt, ihn bildet, läutert — bessert.

Was auch Schönes und Vortreffliches in Prosa geschrieben und gesprochen wurde, immer doch werden die Worte **Geibel's** eine Wahrheit bleiben:

Fließend Wasser ist der Gedanke
Aber durch die Kunst gebannt
In der Form gedieg'ne Schranke
Wird er blitzender Demant! —

30.

Ueber Lectüre und Leser.

Welchen Leser ich wünsche? den Unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.
Goethe.

Wir bezeichnen mit dem Namen Literatur die Summe jener schriftlichen Arbeiten und Erzeugnisse des Geistes, welche durch Verbreitung von Kenntnissen aller Art, und durch Darstellung des Guten und Schönen in der moralischen und physischen Welt die Herzens- und Geistesbildung anderer Menschen zum Zweck hat. Hieraus erklärt sich das hohe Interesse wohl von selbst, das alle gebildeten Menschen an den Erscheinungen der Literatur nehmen, denen es um Erweiterung und Vervollkommnung ihrer geistigen Erkenntniß zu thun ist. Die eingeschlagene Richtung hierin bestimmt, außer den Grundlagen sozialer Bildung überhaupt, der Geschmack, der Grad der Vorbildung, Anregung von Außen, das gesteigerte Interesse für Erreichung geistiger sowohl als materieller Zwecke. Es würde weit führen, in das Detail dieser literarischen Richtungen einzugehen und den Vor- oder Nachtheil dieser oder jener Bestrebungen auseinander zu setzen, nur mag wohl keine von allen eine so entscheidende Wirkung

auf das geistige Leben des Menschen, auf die Entwicklung seiner Fähigkeiten, auf seine geistige Gesundheit äußern, als jene, welche die Untersuchung der für die Menschheit wichtigsten Gegenstände, und daraus die Bestimmung des eigentlichen Werthes der Dinge zum Gegenstande hat — nämlich — die Philosophie! Nicht daß darunter jene dickleibigen Bände einer trostlosen Polemik über philosophische Systeme und verbale Spitzfindigkeiten und Begriffsbestimmungen zu verstehen sind, sondern jene Geistesprodukte einer freien Seele, die von dem göttlichen Funken der Humanität inspirirt, zu den, durch vieles Sinnen, Denken und Untersuchen endlich erreichten höheren Standpunkt der Erkenntniß, auch andere Menschen erheben möchte, um sie des wonnevollen Genusses einer geläuterten Lebens-Anschauung, die so manchen Wahn, so manches einseitige oder befangene Vorurtheil abstreift, theilhaftig zu machen. Werke dieser Art, sie mögen nun in rein objektiv-wissenschaftlicher, oder aber in poetischer Form verfaßt seyn, bergen einen köstlichen Schatz des Vortrefflichsten, was Menschen jemals gedacht, erforscht, für wahr gehalten, was sie erfreut, gestärkt, getröstet und zu besseren Menschen gemacht hat, und sind deßhalb von großem nachhaltigem Werthe — sind Werke, die man wieder und immer wieder lesen kann ohne zu ermüden, die einem immer besser gefallen je älter man wird, was **Lichtenberg** bekanntlich für ein sicheres Zeichen eines guten Buches erklärt, und denen die Maße jener Bücher gegenübersteht,

„welche nicht verdienten, daß man sie einmal las, weil man sie nicht mit Vergnügen zum zweitenmale lesen mag.“ —

Und hier nun leuchten uns vor allen die unsterblichen Werke der Alten entgegen, in denen wie **Schlegel** sagt:

„noch Jeder fand was er brauchte, vorzüglich sich selbst!“

In welcher gediegenen Form, Gewandtheit und gehaltreichen Kürze bringen sie das reine Gold des Gedankens zur Er-

scheinung — wie belehrend und erkräftigend ist eine solche Lectüre für ein empfängliches Gemüth! Nicht daß man in einseitiger Ueberschätzung der griechischen und römischen Literatur, auf die Verdienste der neuern vergessen, in gewissen Fächern den offenbaren Fortschritt derselben verkennen, und den hohen Geistesgenuß läugnen wollte, den die deutschen, englischen und französischen Klassiker jedem Gebildeten gewähren, aber immer bleiben doch die Alten die Lehrmeister der Neuern, der unerschöpfliche Born edler Geistesbildung und das Studium ihrer Werke das Mittel zur Vervollkommnung unserer Kenntnisse und Entwicklung eigener Fähigkeit. — In allen gelehrten und ungelehrten Abhandlungen über Gegenstände höherer Bedeutung glänzen die geist- und kraftvollen Stellen aus den Werken der Alten als Citate zum Beweise der Anerkennung ihrer Autorität, und klassische Bildung hat man von jeher nur das Resultat antiker Studien genannt.

Besonderes Verdienst gebührt übrigens jenen Männern, welche durch gute Uebersetzungen die Schätze der alten Literatur jenen Lesern zugänglich machen, die durch anderweitigen Beruf oder Lebensverhältnisse nicht Gelegenheit fanden, sich so genau mit den antiken Sprachen vertraut zu machen, um die Werke der Alten im Original lesen zu können, die aber dennoch Strebsamkeit des Geistes und Empfänglichkeit des Herzens genug besitzen, um die edle Schönheit und Tiefe eines griechischen oder die Kraft und Gediegenheit eines römischen Klassikers zu genießen und zu bewundern.*) —

*) Außer der rühmlichst bekannten Sammlung von Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter und Prosaisten von Tafel, Oriander und Schwab (Stuttgart bei Metzler) möge hier noch auf ein neueres Unternehmen dieser Art durch die Hoffmann'sche Verlagshandlung in Stuttgart aufmerksam gemacht werden, das unter dem Titel: „neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker von den berufensten Uebersetzungen verdeutscht", erschien und in der Beilage der Allgem. Zeitung vom 26. Mai 1858 Nr. 146 warme Empfehlung fand.

Dadurch pflanzt sich auch in weiteren Kreisen das ruhmvolle Gedächtniß an jene Heroen geistiger Bildung von Geschlecht zu Geschlecht in den Herzen der Menschen durch ihre Werke fort, wenn längst auch keine andere Spur ihres Erdendaseins vorhanden ist:

Also stützt sich nicht Platons Ruhm und der Ruhm des Homero's
Auf Denksäul' und Gebild, sondern auf Weisheit allein.
Glückliche deren Gedächtniß im Schutz tiefsinniger Schriften
Ruhet und nicht am Besteh'n eiteler Bilder nur hängt! (Agathias.)

Ein anderes Denkmal, das die Zeitgenossen ohnehin nicht sowohl den Gefeierten, sondern sich selbst zur Kunde der Nachkommen setzen, daß sie seinen Werth sehr wohl erkannt haben, ist auch im Grunde überflüssig, wie **Lichtenberg** auch ganz richtig bemerkt,

„daß ein Schriftsteller der zu seiner Verewigung eine Bildsäule nöthig habe, auch dieser nicht werth sei." —

Ein vortreffliches Werk bleibt das schönste und beste Denkmal eines Menschen,

„Wenn er längstens nicht mehr, zeigt es noch rühmlich von ihm!"

Betrachten wir nun aber das größere Lesepublikum, wie wenig ist diesem mit so ernster inhaltsschwerer Lectüre gedient, für die es weder Sinn noch Verständniß hat. — Es wendet sich beinahe grundsätzlich von den mustergiltigen Meisterwerken der fremden wie der eigenen Literatur ab, um seinen hausbackenen Geschmack durch den Inhalt der Leih-Bibliotheken zu befriedigen, die in ihren abgedroschenen Romanen, Ritter- und Gespenstergeschichten oder sonstigen beliebten „Unterhaltungsschriften" eine Lectüre bieten, welche die Bemerkung **Lichtenberg's** veranlaßt haben mag:

„Es gibt wirklich viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen!" —

Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von den gewöhnlichen Produkten jener Dutzend-Roman-Fabriken und

andern hier noch beizurechnenden Machwerken die Rede seyn kann, die ihren Weg leider nur zu leicht in die untern und mittleren Schichten des Volkes finden, nicht aber von jenen nicht selten mit großer Menschenkenntniß und geistvoller Behandlung des Stoffes verfaßten, historischen oder Tendenz-Romanen, von welchen einige, namentlich in der Gegenwart, so viel Aufsehen gemacht haben und durch die Klarheit und Korrektheit ihrer Charakterzeichnungen und konsequente Durchführung irgend eines interessanten Motives, dem Leser eine angenehme Unterhaltung, ja sogar Belehrung verschaffen können. Es ist abermals wieder **Lichtenberg**, der bei der Wahl der Lectüre den Rath gibt:

„Laß dich nicht von deiner Lectüre beherrschen, sondern herrsche über sie! —

was den freilich schon ein gebildetes Urtheil und eine Selbstständigkeit des Geistes voraussetzt, die nicht jeder Leser besitzt. Es kommt eben alles auf den Grad der anderwärts erworbenen Bildung an, wie viel und ob der Leser aus seinem Buche Nutzen oder Vergnügen ziehen wird, sicher ist es aber, daß, wie **Hofmeister** sagt,

„entweder das Buch oder der Leser geistlos ist, wenn der Letztere das Erstere verschlingen kann.

Woher kommt es, fragt **Börne**, daß Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? und gibt hierauf die fein-satyrische, den Dichter sowohl als das Publikum treffende kritische Antwort:

„Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorleglöffeln zu essen — —“

Im Allgemeinen mag wohl bei der Wahl einer Lectüre der Grundsatz gelten können, alles Schaale, Geist- und Inhaltslose, alles woraus man weder Vergnügen noch Nutzen, d. i. Bereicherung seiner Kenntnisse, ziehen kann, überhaupt jedes Buch, das uns am Schluße das Gefühl der Gleich-

gültigkeit zurückläßt — unbedingt zu verwerfen, (worunter die Mehrzahl der Romane, die **Kant**

„als die Träume eines Andern, die unvernünftigste Belästigung des Gedächtnisses"

nennt, zu zählen seyn werden) und sich lediglich jenen Werken zuzuwenden, welche durch ihren, sei es zum Nutzen oder nur Vergnügen, geistig anregenden Inhalts — bleibendes Interesse — einzuflößen vermögen und uns als treue Freunde noch in spätere Jahre begleiten, durch ihren Umgang früheren Genuß erneuernd.

Da kommt nun aber der große Menschenkenner **Goethe** und stellt die Behauptung auf:

Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies doch nur jeder
Aus dem Buch' sich heraus und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften der Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden,
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder, war er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.
Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gerne was unsere Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung, was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner, doch eilet
Unser befreites Gemüth gewohnte Bahnen zu suchen.

Was hält uns ab, ihm Recht zu geben?

Capitel V.

Zur allgemeinen Charakteristik der Menschen.

31.

Allgemeiner Charakter des Menschen.

Die Menschen sind nicht immer was sie scheinen, aber selten etwas Besseres."
Lessing.

„Ueber nichts wird flüchtiger geurtheilt, als über den Charakter des Menschen und doch sollte man in nichts behutsamer seyn. Bei keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter ausmacht, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen und die Guten verlieren."

Dieser Ausspruch **Lichtenberg's** verweist den Beurtheiler auf einen höhern Standpunkt und empfiehlt eine Untersuchung des Zusammenhangs der in dem Menschen liegenden Seelenkräfte und Eigenschaften, deren Wirken auf Denken, Empfinden und die daraus hervorgehenden Handlungen, wir die Kundgabe eines Charakters nennen. Wer längere Zeit unter Menschen mit der Absicht gelebt hat, ihre hervorragendsten Eigenschaften zu studiren, auf die am häufigsten vorkommenden Meinungen, Urtheile und Handlungen ein aufmerksames Auge zu richten, und sich hieraus ein Urtheil über die Beschaffenheit ihres eigentlichen Wesens, gleichsam über den Kern der Menschennatur zu bilden, der wird, zumal wenn ihm ein

gewisses Alter bereits dem Bereiche der Illusionen entrückt und derselbe durch längere Erfahrungen gelernt hat, den eigentlichen Werth der Dinge zu schätzen und damit jenen der menschlichen Handlungen **aus ihren Beweggründen,** nicht nach dem Effekte zu beurtheilen, ein nicht sehr erfreuliches Resultat seiner Forschungen erhalten, und nach und nach zu der Ueberzeugung kommen, daß, in so ferne die **Menschheit** zur allmähligen geistigen Entwicklung, Veredlung und Vervollkommnung bestimmt ist, dieser Entwicklungs-Gang ein für unsern Maaßstab außerordentlich langsamer ist, und die Menschen im Ganzen, soweit uns darüber geschichtliche Nachweise zugänglich sind, auf dem Wege zur Vervollkommnung vorerst nur eine sehr kleine Strecke zurückgelegt haben müssen, wenn man nach der seit Jahrtausenden unveränderten Herrschaft menschlicher Leidenschaften und Laster, nach den steten, meistens unglücklichen Kämpfen einzelner aufgeklärter wirklich tugendhafter Menschen mit der Dummheit oder Schlechtigkeit der Mehrzahl, überhaupt nach den Resultaten urtheilen darf, welche Aufklärungs- und Veredlungs-Versuche in einer für unsere Anschauungsweise überlangen Reihe von Jahren gehabt haben.

Der hervorragendste Zug des menschlichen Charakters ist der **Egoismus,** d. i. im weiteren Sinne der dem Menschen eingeborne Trieb der Selbstsucht, welche soviel als möglich angenehme Empfindungen für sich fordert, dagegen so wenig als möglich thut, sie bei anderen zu erregen.

Wir finden diese Eigenthümlichkeit im Großen wie im Kleinen, zu allen Zeiten, mehr oder minder scharf ausgeprägt. Aus ihr gingen die Begriffe von gut und bös, von Lohn und Strafe, alle gesetzlichen Bestimmungen hervor; der ganze Haushalt der Menschen beruht darauf.

„Zwei große Kräfte, sagt **Pope,** sind die Obwaltenden in der menschlichen Natur, die Eine — Selbstsucht die uns treibt, die Andere — Vernunft, die uns hält; beide wirken zusammen das

Ganze zu bewegen und zu regieren; aus der Art ihrer Zusammenwirkung entsteht Gutes und Böses."*)

Schiller behauptet:

Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt; es liebt ein Jeder nur
Sich selbst; unsicher und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte.
Nur die Natur ist redlich!

und spricht damit das Nämliche aus, was **Seume** in seinem Gutachten über Menschen sagt:

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft.
Oft herrscht Vernunft, noch öfter Leidenschaft;
So sind sie seit 6000 Jahren,
Den Strom der Zeit hinabgefahren,
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft!

*) Gutes und Böses werden, strenge genommen, immer relative Benennungen bleiben. Aus der Zusammenwirkung zweier oder mehrerer Ursachen kann eigentlich nur immer eine weitere Wirkung — eine Thatsache entstehen, die der Mensch nach seinen dabei entstehenden angenehmen oder nicht angenehmen Empfindungen beurtheilt und sie im ersten Falle gut, im letztern schlimm nennt. Es ist klar, daß zwei verschieden begabte und in ihrem Charakter entgegengesetzte Menschen hierin auch entgegengesetztes moralisches Urtheil haben werden.

Ich spreche hier von der natürlichen Auffassung dieser Begriffe, nicht von den, durch religiösen Glauben und dem Sittengesetze der Moral und der Tugend, die das allgemeine Urtheil civilisirter Nationen zur geltenden Regel erhob, längst festgesetzten allgemeinen Begriffen, die sich übrigens doch nur auf den bekannten Hauptsatz zurückführen lassen:

„Was du nicht willst, daß man dir thu'
Das füg' auch keinem Andern zu."

Spinoza sagt über denselben Gegenstand: Ein Ding allein betrachtet wird weder gut noch böse genannt, sondern bloß in Bezug auf einen Andern, dem es förderlich ist, um das zu erreichen was er liebt und umgekehrt. Deßhalb kann ein Ding in verschiedener Beziehung zur selben Zeit gut und böse genannt werden. Eines ist für einen gut — das Nämliche für einen Andern schlecht; vieles Andere ist gut, was nicht für Alle gut ist, — manches ist weder gut noch schlecht ꝛc. —

Der scharfsinnige **Klinger***) führt die allgemeine Phrase, daß der Umgang mit den Menschen den Charakter abschleife, auf ihren eigentlichen bestimmteren Ausdruck zurück.

„Die Furcht, unserem Interesse zu schaden, macht uns behutsam.

„Nicht die Welt, der Egoismus um der Vortheile in der Welt, ist der Schleifstein, an dem sich die rauhen Ecken der Menschen abreiben, weil sich sonst die scharfen Seiten gegen sie selbst wenden würden."

Egoismus ist das vorherrschende Prinzip der meisten menschlichen Handlungen, der, so lange er nicht alterirt wird, so ziemlich im Hintergrunde bleibt, aber dem schärferen Auge des aufmerksamen Beobachters sogleich entgegentritt, wenn man das „Glas" — wie **Jean Paul** den Menschen vergleicht,

„das anfangs glatt geschliffen und stumpf ist, auf einmal zerbricht — dann wird es verflucht schneidend und jeder Splitter sticht.

Wer mit ruhigem Blick die Handlungen der Menschen nach ihren Beweggründen und Zwecken überschaut, die Verschiedenartigkeit der moralischen Beschaffenheit der Seele, die der Mensch als Keime seiner innern, eben so gut, wie seiner äußern (körperlichen) Organisation bereits mit zur Welt bringt, und welche nun auf diese Handlungen einwirken, ferner den Einfluß erwägt, den hiebei ohne Zweifel sogar die physischen Zustände, Wirkungen des Blutes und der Nerven haben**) und die Unmöglichkeit eingesehen hat, das

*) Fr. Max v. Klinger, dramat. Dichter, russ. Generallieutenant, † 1831. Eine wahrhafte treue Schilderung menschlicher Charaktere entwirft derselbe in seinem interessanten Buche „Reisen vor der Sündfluth (sämmtl. Werke: Königsberg 1815. 6. Band.)

**) „Mensch, du elender Sklave deines Blutes, wie magst du nur stolz sein? „du armes Schifflein auf diesem rothen Meere, steigst und sinkst, wie es den lau„nischen Wellen beliebt, und jede Blutstille spottet deiner Segel und deines „Steuers! Der Puls ist der Hammer des Schicksals, womit er Könige und Helden „schmiedet, Ketten für Völker und Schwerter sie zu befreien und große und kleine „Gedanken und scharfe und stumpfe Empfindungen. Du König im Purpur„Kleide, wer vermag dir zu widerstehen? Börne.

Innere eines Menschen eben so wenig umgestalten zu können, als einem ausgewachsenen Fruchtbaume eine andere Frucht als die bisher getragene abzuzwingen, dem wird es klar, werden, daß der ganze Charakter des Menschen auf seinen innerlichen und äußerlichen Anlagen, auf der Beschaffenheit jener Urfaser beruht, deren **Diderot** in seinem Neffen Rameaus erwähnt*), daß diese sich nur nach Maaßgabe ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit entwickelt, daß die Erziehung, überhaupt die äußere Einwirkung nur die Entwicklung dieser bereits vorhandenen Anlagen befördern oder hemmen, niemals aber dieselben ausrotten oder verändern könne, und daß der Grundton aller menschlichen Charaktere ein von der Natur eingepflanzter Selbsterhaltungstrieb und der Hang nach angenehmen Empfindungen sei, der sich in den mannigfachen Beziehungen der Menschen und ihrer Zustände untereinander als Egoismus, Selbstliebe, Erwerbssinn, Kampfsinn, Furcht, Eitelkeit, Stolz, Habsucht und Geiz, Herrsch- und Genußsucht, und wie die hunderte von Namen alle heißen, die man den Ausflüßen dieser Grundeigenschaft beilegen kann, in offener und versteckter Weise und tausendfachen Nüancirungen kund gibt. In richtiger Erkenntniß dieser Haupteigenschaft der menschlichen Natur behauptet daher **Lichtenberg:**

*) Die Stelle heißt nach der Uebersetzung Goethe's: „Ist er (mein Sohn) „bestimmt, ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden, (nämlich „meine Bemühung „„die Wirkung der väterlichen Faser zu hemmen““) aber wollte „die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, so wäre die sämmt„liche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm sehr schädlich. Indem „die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie „durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend „gehen, wie man deren so viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten wie im „Bösen benehmen.“

In letzterer Beziehung stimmt Jacobs überein, der dieselbe Bemerkung macht, daß es so wenig Menschen gibt, die den Muth haben, groß im Guten oder groß im Bösen zu sein. Ein wenig Ruchlosigkeit mit ein wenig Religion, etwas Ehrbarkeit und etwas Liederlichkeit, ebensoviel Bosheit als Gutmüthigkeit, das ist ungefähr das Rezept, nach welchem die meisten menschlichen Charaktere gemischt sind.

„Daß man nur die Oberfläche der Leute auf seine Seite bringen, aber ihr Herz nur mit ihrem sinnlichen Vergnügen erhalten könne.“

Molière*) erklärt den Charakter des Menschen ebenfalls in der natürlichen Entwicklung seiner Anlagen, indem er sagt:

Natürlich ist dem Menschen
So wie das Gute auch der Sinn zum Bösen.
Ich mag des Menschen Bosheit, seine Tücke
Und Selbstsucht seh'n, oder seh'n des Geiers
Blutdürstige Mordlust und des Wolfes Gier,
Des Affen Hinterlist — mich kränkt der Eine
Nicht mehr nicht minder als der Andere!

und in kurzen treffenden Worten gibt **Schiller** denselben Gedanken in seinem Wallenstein wieder:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die inn're Welt sein **Mikrokosmus**, ist
Der Schacht aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Auch **Lichtenberg** spricht von einem gewissen „etwas“ was in dem Charakter eines jeden Menschen sitzt und das er gleichsam das „Knochengebäude des Charakters nennt, und dieses ändern zu wollen, für dieselbe vergebliche Arbeit hält, als einem Schafe das Apportiren zu lehren“, und stellt damit einen Satz auf, den die tägliche Erscheinung und deßhalb auch die daraus sich folgende Ansicht bestätigt, daß

„man nie durch Andere erst zu etwas gemacht werden könne, was man nicht schon vorher durch sich selbst war.“ —

*) Der berühmte französische Lustspieldichter † 1673 zu Paris.

Göthe faßt das Ganze in noch kürzerer Weise in dem Satze zusammen:

„Was nicht im Menschen ist, kommt auch nicht aus ihm.“

eine Wahrheit, deren Annahme die Beurtheilung einzelner Charaktere wesentlich erleichtert, weil

„wie die Natur dem geübten Beschauer in der kleinsten Pflanze ihre Größe und Fülle zeigt, auch der Mensch nicht vermeiden kann, selbst in der unbedeutendsten Handlung den Gehalt und die Richtung seines Innern dem aufmerksamen Kenner zu enthüllen.“ *Feßler.*

Im Allgemeinen mag wohl die Beobachtung der Leidenschaften mit zu den sichersten Mitteln zählen, den Charakter der Menschen zu erkennen. In allen Fällen, welche das Interesse des eigenen Ich in angenehmer oder unangenehmer Weise berühren, z. B. in Fragen sozialer Rangverhältnisse oder in Geldangelegenheiten tritt der Typus des eigentlichen Charakters hervor, auch will man in der Art und Weise zu lachen und in der Handschrift Kennzeichen des Charakters gefunden haben, die sich zwar nicht immer bestätigen.

Wenn **Göthe** behauptet, daß die Menschen durch nichts mehr ihren Charakter bezeichnen, als durch das, was sie lächerlich finden, oder **Lichtenberg** diesen am sichersten aus einem Scherz erkennen will, den ein Mensch übel nimmt, so glaubt **Hofmeister** mit **Jean Paul** übereinstimmend,

„daß im Urtheile über Andere, der Mensch sich immer sein eigenes spräche,“

d. i. seinen eigenen Charakter nie schärfer darstelle, als in der Manier einen fremden zu zeichnen. Derselbe sagt auch: daß in der Art und Weise, sich zu vergnügen, sich am bestimmtesten unser Geschmack und unser Charakter ausspräche. Diese Urtheile beweisen große Menschenkenntniß; nicht minder die feine Bemerkung daß man Menschen nach ihren Wünschen beurtheilen müsse, oder auch, wenn man sie am Busen

der Freude belauscht, dieses Hauptschlüssels zur Menschenkenntniß. — Das treffendste Wort aber hat unser wackere **Seume** gesprochen:

„Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen und was er dann ist, nur das ist er!

Einige weitere Aussprüche **Göthe's, Lichtenberg's, Zschokke's** u. a. mögen noch hier als eine Nachlese und Bestätigung des oben Gesagten Platz finden.

Es bildet ein Talent sich in der Stille
Und ein Charakter in dem Lauf der Welt.

An der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt sich erkennen, welchen Geistes er ist und ob er den eigenen Werth fühlt.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Biedermänner sind größtentheils elende Menschenkenner.

Willst du wissen, ob deine Freunde oder Feinde gute Menschen sind, so gib nur Acht, ob sie auch wohl fähig sind an die Herzensgüte anderer Menschen zu glauben.

Ein sicherer Weg zu einem guten Menschen ist das Vertrauen des Unglücklichen.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun, viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und jede Art von Glückseligkeit.

Man wird immer finden, daß diejenigen Menschen, die am wenigsten leisten, am meisten und schärfsten tadeln.

So karg die Menschen auch mit ihren Glücksgütern sind, so freigebig sind sie doch mit ihren geistigen Gaben.

Je gewöhnlicher die Menschen sind, um so mehr Aehnlichkeit haben sie mit ihren Mitmenschen.

Es hat noch niemals einen edlen Menschen gegeben, der nicht von seinen Mitmenschen auf die schnödeste Weise mißbraucht worden wäre.

Er war sonst ein Mensch wie ein anderer, nur mußte er stärker gedrückt werden, um zu schreien, er mußte zweimal sehen, um zu bemerken, zweimal hören, was er behalten sollte, und was Andere nach einer einzigen Ohrfeige unterlassen, unterließ er erst nach der zweiten.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Man nimmt in der Welt jeden, wofür er sich gibt, aber er muß sich auch für etwas geben, man erträgt den Unbequemen lieber, als man den Unbedeutenden duldet!

Ueber Vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Die Menschen sind stets anders nach Umständen und Verhältnissen, oder andere Umstände und Verhältnisse geben andere Menschen, sie denken, sprechen und handeln ganz anders, wenn sie nichts, etwas oder viel haben, wenn sie gehorchen müssen oder befehlen können, wenn sie Forderungen zu machen oder zu erfüllen haben rc. — — sie handeln gut und schlecht aus Eigennutz oder aus Schwachheit nach Maaßgabe der Kraft und Stärke der Triebe oder der äußern Lockung und Gelegenheit, — sie schließen immer von sich auf Andere, und trauen daher Anderen bald zu viel Gutes, bald zu viel Böses zu — sie werden gegen alles gleichgültig, dessen Besitz und Dauer ihnen gesichert ist oder scheint — sie plagen sich selbst oder Andere, wenn sie nicht geplagt werden — sie schreien immer über das Unrecht, was ihnen andere thun und sie thun gewöhnlich dasselbe, nur auf andere Weise, oder wür-

den es thun, wenn sie könnten, sie wollen einander immer die Wahrheit sagen, aber niemand will sie hören, noch weniger befolgen — sie gleichen in ihrer Thätigkeit den Maschinen, wenige handeln selbstständig, viele mit Andern, die meisten werden nur mit fortgetrieben — sie wissen, so gewiß als sie leben, daß sie jeden Augenblick sterben können, und dennoch leben sie in den Tag hinein als ob sie niemals sterben würden, — sie schätzen und bewundern stets und überaus das Glänzende und geräuschvolle Große mehr, als das stille wohlthätige Gute — sie hören sich gerne loben, wollen sich aber eben so wenig anstrengen, das Lob zu verdienen, als den Tadel zu vermeiden — sie sind stets mehr oder weniger von sich eingenommen und haben fast immer eine zu hohe Meinung von ihren Kräften, Eigenschaften und Verdiensten.*)

Wenn man die Resultate der Untersuchung über die Eigenschaften des menschlichen Charakters zusammenfaßt, und die eigentlichen Triebfedern der viel verzweigten, meistens unter dem Einfluße irgend einer Leidenschaft oder Neigung stehenden Handlungen erkannt hat, dem wird, wie **Schiller**

„sein Verzeichniß von Bösewichtern alle Tage kleiner, je älter er wird und das Register der Thoren vollzähliger und länger,"

und mehr das Gefühl des Bedauerns, mit der nun einmal so und nicht anders geschaffenen Menschennatur, als jenes der Verurtheilung der Schwächen, Fehler, Laster und Leidenschaften, wird in dem Innern eines denkenden Beobachters rege werden, zumal wenn er mit den Blättern der Geschichte in der Hand, die langsame Entwicklung der Kulturzustände und ihre Rückwirkung auf den allgemeinen Menschen-Charakter verfolgt und sich gestehen muß, daß in den für unsere Meinung ungeheuren Zeiträumen von etwa 3000 Jahren die Menschen sich, was ihre innere Natur betrifft, nur wenig oder gar nicht geändert haben, daß sie noch immer so egoistisch und leidenschaftlich und in der Mehrzahl albernen

*) Aus Münch's Kurzer Inbegriff philosoph. Vorkenntnisse ꝛc. Dresden 1857.

nur in den Zeitläuften wechselnden Begriffen unterthan, wie damals, sich noch immer untereinander hassen, verfolgen und todtschlagen, wie im klassischen Alterthume, kurz, daß Menschen

„sind, was Menschen immer waren,"

was auch die Zeit in den Formen geändert hat. Die Ansicht unseres geistreichen Dichters **Bodenstedt** mag wohl auch die der Denker aller Zeiten gewesen seyn:

Des Weisen Ruhe weckt des Thoren Wuth,
Denn alles was den Menschen ungewöhnlich,
Beherrscht sie oder reizt sie unversöhnlich
Und wenige nur sind wahrhaft groß und gut.
Der Menschen Mehrzahl bleibt stets in der Kindheit,
Leichtgläubig, kleinlich, offenen Aug's voll Blindheit.

32.

Einige Bemerkungen über Männer und Frauen.

Einen ergänzenden Theil der vorhergehenden Abhandlung über den allgemeinen Charakter der Menschen bilden die Aussprüche und Bemerkungen einiger vorzüglicher Schriftsteller über die Eigenthümlichkeiten der Geschlechter, welche zum Theil auf tiefe Menschenkenntniß und feine Beobachtung beruhen, und von welchen, aus einer Sammlung derartiger Aphorismen, folgende hier angeführt werden mögen:

Mann sein, heißt seelenstark wirken, umfassend schaffen, schützend erhalten, kraftvoll stützen; hier hast du seinen Beruf, Festigkeit ist sein Stab.

Der wahre Mann muß nie zwischen Untergang und wissentlichem Unrecht auch nur einen Augenblick wählen. Die Eiche steht fest auf ihrem Platze bis sie entwurzelt wird. Er bricht lieber über die

Welt den Hals, als er von ihr den auf richtiger Ueberzeugung gewurzelten Kopf sich brechen ließe. Der Mann muß Schierling trinken und in Lava baden können, wenn es gilt; der edle Mann vergißt sich um für Andere und für's Gute zu handeln und zu leiden. Aber die Männer gleichen nur zu oft dem König im Schachspiele, der meist nur geht, wenn ihn das gebotene Schach treibt und matt wird, wenn ihm Niemand hilft. Hoher stolzer Sinn ist des Mannes edelster Schmuck, Edelsinn, der das Niedere, Gemeine, Schmutzige verwirft — zwar nicht schwärmt, die Welt nimmt, wie sie ist, aber sie beherrscht und sich nicht nach ihr modelt! — **Benzel Sternau.**

Die Männer sind heftig und denken immer nur das Letzte,
Und ein Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege!
Aber ein Weib ist geschickt auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

Göthe.

Der wahre Muth, der aus Kraft des Charakters entspringt, Besonnenheit und heller Blick in der Gefahr, bleibt immer die Krone des Mannes. *

Männer sehen auf das, was man von ihnen denkt, Weiber, was man von ihnen sagt. **Hippel.**

Früchte verlang ich vom Mann und Blumen begehr ich vom Weibe,
Ford'r ich von diesem Gemüth, ford'r ich von jenem Verstand.

Gebauer.

Gute Weiber gönnen einander Alles, ausgenommen Kleider, Putz, Männer und — Flachs. **J. Paul.**

Ein Mann
Der Beste selbst gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit und macht sich noch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich,
Allein ein Weib bleibt stets auf einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie, im Guten, wie im Bösen. **Göthe.**

Die Weiber sind noch zehnmal listiger und falscher gegeneinander, als gegen die Männer; diese aber gegen sich fast noch redlicher als gegen jene. J. Paul.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht behält, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl, damit macht sie 20 Jahre all ihr Geräthe und Gerede wohlriechend. Börne.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine gar wunderbare Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle; hat man die steilsten Einwendungen erstiegen, und glaubt, jetzt wäre alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sei. Börne.

Es gibt Weiber, die man erst lieben muß, um sie zu kennen, was sich sonst umkehrt. J. Paul.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denen ist am meisten d'ran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt wie eine Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht;
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Goethe.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, um das Böse nach Grundsätzen und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben. Börne.

Die Frauen halten immer denjenigen Mann für gescheidt, welcher das weiß, was sie bisher noch nicht gewußt haben. Hofmeister.

Es ist schwer, zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft ist, die Lichter putzen oder Weiber durch Gründe zu belehren. Alle zwei Minuten muß das Geschäft wiederholt werden und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht ganz aus. **Börne.**

Bist du der Juno Gast, so sei auf deiner Hut,
Sie thut Gewohntes nur, wenn sie dir Schlimmes thut.

Nach Virgil.

Verheirathete Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, stehen doch stillschweigend, und besonders gegen junge Mädchen im Bündniß. **Goethe.**

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern
Und ihr Leben ist ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für And're
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind, wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur im Andern;
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden, ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht, doch sollten sie dankbar es einseh'n.

Goethe.

Ob die Weiber so viel Vernunft haben als die Männer, mag ich nicht entscheiden, aber sie haben gewiß nicht so viele Unvernunft!

Seume.

Wenn einem Mädchen das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren gibt,
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht
Und unser Mädchen folgt ihr nicht

Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin,
So hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch, wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend,
Denn, wenn das je ein Mädchen thut.
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend!

Goethe.

Mächtig seid ihr — ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
Was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrscht und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.

Schiller.

Ihr strebt nach fernen Gütern
Und euer Streben muß gewaltig seyn,
Ihr wagt es für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten
Und wünschen, daß es uns beständig bleibe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, oie erkennen möchten,
Welch' einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In ihren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Das Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte,
Dann wäre uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann uns're goldne Zeit.

Goethe.

33.

Moralischer Zustand der Menschen.

„Traurig geht der Bösewicht durch's Leben,
Sein Genuß ist ein verwirrter Traum,
Seine Hoffnung eine welke Blume,
Seine Freude — ein entlaubter Baum!"

Witschel.

Der beobachtete täglich sich verschlimmernde moralische Zustand der Menschen, die sinkende Achtung von den Gesetzen,

„welche nur so lange respektirt zu werden scheinen, als der Gesetzgeber die Macht hat, ihre Uebertretung zu bestrafen,"

die Geringschätzung der Sitten und tugendhaften Gesinnungen überhaupt, die frühe Verderbtheit der Jugend ꝛc. im Gegensatze zu den frühern Zuständen, wo neben größerer Einfachheit ein weit besserer Sittenzustand geherrscht habe, ist in unsern Tagen eine stereotype Klage geworden.

Die Untersuchung ihrer Richtigkeit würde nun allerdings in diesen Blättern zu weit führen, nur so viel scheint sich

dem beobachtenden Menschenfreunde darzustellen, daß die Zunahme und Verbesserung des moralischen Zustandes der Menschen nicht gleichen Schritt mit der Zunahme und Verfeinerung ihrer Kultur hält, was man doch billig eben darum erwarten sollte.

Zunehmender Luxus, eingebildete Bedürfnisse, die ihren Grund in der Eitelkeit und der stolzen Erhebung, in dem „Zuvorthun" über Andere ihren Grund haben und denen die erfindungsreiche Industrie mit ihren Erzeugnissen des raffinirtesten Luxus, sibaritischer Bequemlichkeit und Verweichlichung (nebst allerdings vielen andern anerkennenswerthen nützlichen Produkten) getreulich die Hand bietet, ja, sie gewissermaßen hervorruft, haben von der einfachen Weise der Väter entfremdet und die Entwicklung des, wie es scheint, in dem Menschen liegenden Keimes der Selbstsucht so mächtig befördert, daß sie in der Wahl der Mittel, diesem Genüge zu thun, sich weniger als sonst von der Stimme der Vernunft, der Moral und von den Gesetzen leiten lassen wollen.

Diese Wahrnehmungen sind indessen durchaus nicht neu. Die Geschichte der Alten weist eben so, wie diejenige unserer Tage, ganz dieselben Erscheinungen nach. Entfernung von Tugend und Rechtschaffenheit, unpatriotische Gesinnungen, Ueppigkeit und Ausschweifung, Leidenschaften und Laster aller Art, welche sich in letzter Konsequenz beinahe alle auf egoistische Genußsucht, auf das zunehmende Bestreben, sich die angenehmsten Empfindungen, gleichviel auf welche Art und auf wessen Kosten zu verschaffen, in hundertfältiger Verzweigung zurückführen lassen, haben unsägliches Elend über die Menschen gebracht, ja sogar schon den Fall ganzer Reiche herbeigeführt, und die Menschen überhaupt auf ihrem Wege zur Vervollkommnung und Veredlung ihrer selbst nur sehr wenig vorrücken lassen, wie groß auch ihre Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie groß und glänzend auch ausnahmsweise die Beispiele ein-

zelner wahrhaft tugendhafter Menschen und ihrer Thaten seyn mögen.*)

Ohne auf die spekulativen Begriffsbestimmungen von gut und bös, Recht und Unrecht, Tugend und Laster und den Wechsel der Ansicht hierin einzugehen, welche sich in den verschiedenen Zeiten nnd Völkern und in den verschiedenen existirenden Religionen auch verschieden kund gab, und noch gibt, bemerken wir, wenn wir die Wirkung jener im Allgemeinen zum „Schlimmen" sich hinneigenden Richtung, auf den Menschen beobachten, gleichsam als eine Gegenwirkung derselben, die in jeder Menschenbrust wohnende Stimme des Gewissens, jenes unerbittlichen Richters unserer Handlungen, welche selbst in den tief gesunkenen Menschen niemals gänzlich schweigt, und mahnend auf ein besseres Etwas hinweisend, den Bösewicht ebenso beunruhigt, als Ruhe und Befriedigung in die Seele des Gerechten gießt.

Diese Stimme ist dennoch so eigenthümlich, so laut und selbst für den Ruchlosen so unbequem, daß es wie **Lichtenberg** meint,

---

*) Anmerk. Menschen, wenn auch nicht frei von Fehlern und Leidenschaften, welche am Ende doch eigentlich das Getriebe in Bewegung erhalten, aber wenigstens frei von den elendesten Erbärmlichkeiten und schmutzigsten Lastern und vor Allen frei von jener thierischen Stupidität und Rohheit, welche man bei dem großen Haufen nicht selten im höchsten Grade findet und die den Gebildeten bei dem Gedanken mit Scham und Ekel erfüllen, daß solche Menschen mit ihm den Gattungs-Namen Mensch theilen — gehören doch nicht so ganz in das Bereich des idealen Wunsches, weil kommende Jahrhunderte mit dem sich immer mehr ausbreitenden Einflusse der Wissenschaften und Kultur diese Zeiten einer allgemeineren Bildung dennoch mitbringen werden.

Die schöne Erde mit ihren Naturwundern könnte ein Paradies seyn, wenn, neben einer entschiedenen Besserung des moralischen Gehaltes der Menschen, die Bildung allgemein erst mit der Wissenschaft des Außergewöhnlichen, das ist, da anfinge, wo sie jetzt bei weitaus der größern Mehrzahl der Menschen endet.

„Wohl keinen Menschen gibt, der nicht, wenn er um 1000 Thaler willen zum Spitzbuben werden soll, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann bleibt." —

Derselben Einwirkung ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß der Uebergang vom Guten zum Schlimmen niemals plötzlich, sondern nach und nach geschieht. Zögernd nur und Schritt für Schritt weichend, verläßt der Mensch seine besseren Ueberzeugungen, oft nicht einmal die Größe der Gefahr kennend, in die er sich begibt. Leichtsinn, Uebereilung und die Aufregung unseliger Leidenschaften treiben so manchen in's Verderben, der sich dann schaudernd und reuevoll — meistens aber zu spät — in einer Lage erblickt, die er nimmer für möglich gehalten! Recht beherzigungswerth ist die Mahnung **Jean Paul's**:

„O wenn wir doch jede Sünde, zu der wir uns versucht fühlen, einige Tage vorher von einem wahren Schufte hätten begehen sehen, den wir anspeien! —

Ein altes Sprüchwort sagt ferner:

„Laße dich vom Teufel an einem Haar erfassen und du bist seyn auf ewig!" —

womit nichts weiter als die Folgen des ersten Schrittes zu schlimmen Handlungen bezeichnet sind, deren Fortgang zu hemmen, dann nicht einmal mehr in unserer Macht liegt, und die den Menschen in der Reihenfolge ihrer nothwendigen Wirkungen zu den unglücklichsten Consequenzen mit sich fortreißt. Darum urtheilt **Schiller** sehr richtig:

Vor großen Freveln gehen andre stets
Vorher, wer einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie Tugend hat das Laster seine Grade,
Nie sah' man noch unschuldige Schüchternheit
Zu wildem Frevel plötzlich übergeh'n.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann!

und in ähnlicher Weise sagt **Wieland** mit großer Menschenkenntniß:

„Der Uebergang von einer Stufe des Lasters zur andern ist unmerklich; es kostet unendlich mehr Mühe, sich zu der kleinsten vorsätzlichen Uebelthat zu entschließen, wenn es die erste ist, als das Aergste zu begehen, wenn man einmal die unglückliche Leichtigkeit, Böses zu thun, erlangt hat." — —

Allein mit leichtem Herzen geschieht eine schlimme Handlung gewiß nicht. — Selbst der verstockteste Mensch — der „hartgesottene Bösewicht" leidet unter einem unheimlichen Drucke, unter dem Eindrucke irgend einer entsetzlichen Leidenschaft, die ihn zu der bösen That treibt, deren „Fluch es eben ist", wie **Schiller** sagt:

„daß sie fortzeugend Böses muß gebähren"

Aber früher oder später erscheinen Stunden, wo die Schlangenbisse des Gewissens rege werden, die derselbe dann vergebens durch Trunk, Spiel und andere Ausschweifungen zu übertäuben sucht. Darum:

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen!

Schiller.

Die geistigen Anlagen des Menschen und das, was seine Erziehung aus diesen machen konnte, Beispiel und Ueberredung, die Macht augenblicklicher Verhältnisse, Temperamente und Leidenschaften wirken allerdings viel auf die Lebensweise und das Verhalten des Menschen ein. Nicht minder mag bei schlimmer Gemüthseigenschaft eine Beobachtung aufreizen, welche nur allzu oft gemacht und von **Sheakspeare** mit gewohnter Meisterschaft des Ausdruckes bezeichnet wird:

„Durch zerlumpte Kleider sieht man die kleinsten Laster — lange Röcke und Pelzmäntel verbergen alles! Beschlagt die Sünde mit Gold, so wird die starke Lanze der Gerechtigkeit brechen, ohne sie zu verwunden, kleidet sie in Lumpen, so durchbohrt sie ein Strohhalm!"

In ersterer Beziehung muß das moralische Gefühl oder wo dieses nicht vorhanden, die Furcht vor den Strafen religiöser*) und weltlicher Gesetze das Gegengewicht halten, in letzterer Beziehung die Anerkennung der Wahrheit, daß fremde Laster und Vergehen niemals unsere eigenen entschuldigen können, und daß, wenn auch menschliche Rücksichten nicht selten zu Ungerechtigkeiten verleiten, dennoch jede Uebelthat ihren Rächer findet, dessen Gerechtigkeit vielleicht nicht immer sichtbar, aber gewiß den Betreffenden empfindlicher ist, als wir glauben, nämlich die Folter des bösen Bewußtseins — das Laster selbst — das Spinozza so treffend die Strafe des Lasters nennt.

Frühe Geistesbildung, der Versuch in wie ferne wir fähig sind, die Eindrücke des Schönen und des Guten aufzunehmen; ein einfaches gesundes System der Lebensweisheit, das den Vorsatz an der Spitze trägt, in allen Fällen die möglichste Humanität zu üben, indem wir Anderer Fehler, im Bewußtsein unserer Eigenen, milde beurtheilen, die Einsicht von der Vergänglichkeit der Dinge und den üblen Folgen der Leidenschaften für uns und Andere, möchte vor Allem geeignet sein, unser besseres Selbst von den Einflüßen des Lasters und der Sünden zu bewahren, uns die Ruhe und den Frieden der Seele zu sichern, und uns so auf dem wüsten stürmischen Meere des Lebens flott zu erhalten, von welchem ein Schriftsteller ein sinniges Gleichniß aufgestellt hat:

*) Menschlichen Blicken vielleicht entgehst du, thuend was unrecht,
Aber den Himmlischen birgt selbst dein Gedanke sich nicht! —
(Lukianos.)

„Nicht das große weite Meer, sondern das Bischen Wasser im Innern des Schiffes bereitet diesem den Untergang. Nicht das in der Welt sich ausbreitende Laster, sondern was davon in den Raum deines Herzens eindringt, bringt dir Verderben! **Ed. Stern.**

Wer übrigens sich seines inneren moralischen Zustandes bewußt ist, wer einsieht, wie schwach der Mensch im Kampfe mit dem Sturme der Leidenschaft, mit der Ungunst der Verhältnisse, sogar mit den Einflüßen seiner physischen Beschaffenheit ist, dem werden daraus auch billigere, gerechtere Urtheile über seine Mitmenschen erwachsen und die freundlichen versöhnenden Worte **Herder's** zu Gemüthe gehen:

Gott sieht die Fehler und decket sie zu; der menschliche Nachbar
Sahe sie nicht und erzählt, was er nicht sahe, der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott von Menschen, was du weißt,
Niemand der Lästernden hätte vor Lästernden Ruh'! —

Capitel VI.

Psychologische Bemerkungen.

34.

Selbstbeherrschung, Resignation, Geduld, Entbehrung &c.*)

Wer Trotz dem Schicksal beut, ist in der Tiefe wund,
Resignation allein gibt festen Ankergrund.
Seuffert.

Es war von jeher Zweck und Aufgabe der Philosophie, die Wesenheit und den eigentlichen Werth der Dinge zu untersuchen und festzustellen, d. i. mittelst ihrer besseren Erkenntniß vom Standpunkte einer höheren Beurtheilung alle Beziehungen und Verhältnisse dieses Menschenlebens, die geistigen Erscheinungen wie die materiellen Dinge auf ihren inneren Gehalt zu prüfen und ihnen hiernach jenen Platz anzuweisen, der ihnen von jeher in den Augen der gesunden Vernunft gebührt, aber stets von der mangelnden Einsicht oder Leidenschaft der Menschen verrückt wird. — Mit jedem Grade erreichter höherer Erkenntniß ändert und berichtigt sich natürlich auch unser Urtheil, unsere Meinung von den Dingen,

„und nachdem es eigentlich nur diese ist, was unsere Leidenschaften entfesselt, (nicht die Dinge selbst),

so ist eine philosophische Anschauung, öftere Uebungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft, fleißiges Memoriren jener kernigen

*) Vergleiche den nachfolgenden Artikel Nr. 37 „Muth und Seelenstärke" dieses Kapitels und jenen Nr. 58 des 9. Kapitels über Genuß, Mäßigkeit und Unmäßigkeit ꝛc.

inhaltsschweren kurzen Sentenzen, in welchen die lichtesten Geister aller Zeiten die Summe ihrer besten Ueberzeugungen niederzulegen verstanden, das beste Mittel, eine solche auf bessere Erkenntniß beruhende Läuterung des Urtheils, und damit jene so vielseitig und dringend empfohlene Selbstbeherrschung und Geduld zu erwerben, die man allerdings bei so hundertfältigen Anlässen des Lebens bedarf, will man sich nicht wie ein Blatt im Spiel der Winde, machtlos jedem Sturme der Leidenschaften preisgeben.

„Nicht **Was**, sondern **Wie** man etwas erträgt, darauf kommt es an.“ (Seneca.)

Der eigentliche Kern aber, das Fundament, worauf das Gebäude dieser philosophischen Tugend ruht, ist nichts anderes als — Resignation — Entbehrung! —

Was sind Aufregungen der Leidenschaften, Ungeduld, Zorn, Uebereilung 2c. anders, als die Begierden nach Erfüllung eines Wunsches, oder der Unmuth über etwas Geschehenes, das wir anders, als es geschehen, gewollt, also in jedem Falle das Bestreben nach Befriedigung einer moralisch oder sinnlich angenehmen Empfindung? —

Darin steckt nun das Geheimniß, solche angenehme Empfindungen nicht immer und ohne Unterbrechung haben zu wollen, d. i. also solche auch ohne Unmuth entbehren zu können, weil man einsehen muß, daß viele Menschen und Dinge gemäß ihrer naturellen Beschaffenheit nicht einmal die Fähigkeit besitzen, uns angenehme Empfindungen machen zu können, im Gegentheil unsere Gefühle widerlich berühren müssen, wie z. B. ein ekelhafter Anblick — ein elender, boshafter, schlechter Mensch — Berührung einer Feuerflamme u. s. w., niemals anders als unangenehm und schmerzlich auf unser moralisches und sinnliches Empfindungsvermögen einwirken können.

Stähle den Geist an der Glut des Gefühls und genieß' im Entbehren,
Angstlos harrest du dann immer des fernen Geschicks,
Unglück mag es dir senden, du wirst wie ein Mann es bestehen,
Oder auch Freuden, du wirst, fromm, wie ein Kind, sie empfah'n.

Brinkmann.*)

„Nichts trägt schnellere und gewissere Zinsen," heißt es in **Bührlen's****) Lebensansichten, „als gewisse tägliche Selbstüberwindung," und **Voß** recitirt uns den kräftigen Satz:

Damit du nichts entbehrst, war Cato's weise Lehre,
Entbehre! — — —

wovon ersterer Satz mehr das moralische, letzterer mehr das materielle Gebiet berührt.

Wer die schlagende Wahrheit des Ausspruches, den schon **Epictet** gethan, daß nur immer die Meinung von den Dingen und nicht die Dinge selbst, auf unser inneres Gefühl und Urtheil wirken, richtig aufgefaßt hat und strenge festhält, der wird einsehen, daß es in den meisten Fällen nur bei ihm selbst steht, **nicht** so zu meinen,***) um sogleich daraus jene Kraft des moralischen Widerstandes, jene Selbstbeherrschung erwachsen zu sehen, die dem Manne ein

---

*) Karl Gustav Baron v. Brinkmann, schwedischer Staatsmann und Dichter † 1848 (Philosoph. Ansichten und Gedichte, Berlin 1801.)

**) Franz Ludwig Bührlen, Schriftsteller, Kanzleirath bei der Rechnungs-Kammer in Stuttgart. (Lebensansichten, Stuttgart, 1814.)

***) Man wird einwenden, daß das keine so leichte Sache sei, von Jugend auf eingewurzelte Begriffe, Ansichten und Meinungen jederzeit so umzugestalten oder abzuändern, wie es das System und die unveränderliche Gemüthsruhe des Weisen erheischt. Abgesehen von der Richtigkeit des Satzes, daß, wenn der Mensch bei seiner mit äußerster Leidenschaft vertheidigten Meinung beharrt, die Dinge, worüber er sich entflammt, deßhalb um nichts anders werden, ist erst noch die Frage, ob sich diese Meinungen, auf deren Grund man sich hin erhitzte, auch die wirklich richtigen sind, ob sich solche vor dem Forum der höheren Vernunft auch genügend rechtfertigen lassen, ferner ob der Gegenstand der Auf-

solches außerordentliches Uebergewicht, eine solche neidenswerthe Ruhe und würdevolle Haltung vor allen jenen gewöhnlichen Menschen gibt, die sich immer nur nach anderer Leute Meinung richten, oder für ihre eigene keine nähere Begründung, wenigstens keine richtige, zu geben im Stande sind.

Auf dem Bazar, wo der unzufriedene Thor bei dem Anblicke so vieler prachtvoller Luxusgegenstände seufzt:

Ach wie viel geht mir noch ab!

sagt ein **Socrates** mit stoischer Ruhe:

Wie viel bedarf ich nicht! —

Wie viele verkaufen Freiheit und Gesundheit in sklavischen Diensten, um sich für den so erworbenen Preis ihrer Arbeit in Besitz von Dingen zu setzen oder zu erhalten, die sie eigentlich nicht oder wenigstens nicht in dieser Menge und Qualität bedürfen, während sie bei geminderten Ansprüchen durch andere selbstständige Beschäftigung das unumgängliche Nöthige erwerben könnten. Sie sehen das auch vielleicht ein; aber die fremde Meinung, der Rang, der Titel, das Ansehen! und die eigene Ansicht, Eitelkeit und Bequemlichkeit! —

Andere sind Sklaven ihrer Leidenschaften, vergeuden in Spiel, Trunk und anderen unwürdigen Passionen Vermögen,

---

regung auch wirklich wichtig und erheblich genug ist, um darüber das Gleichgewicht der Seele und darum die äußere Haltung zu verlieren.

Aber selbst in wesentlichen Dingen wird man, wie alles in der Welt seine Kehrseite hat, nirgends einen Trost, einen Grund zur Beruhigung ganz vermissen, wenn man den Dingen keinen größeren Werth beimißt, als sie wirklich besitzen, wenn man die Kürze des Lebens bedenkt, wie der Tod alle Differenzen ausgleicht, alle Meinungen und Ansichten vereinigt, alle Wünsche erfüllt, kurz das ganze Menschenleben „als das, was es ist, als eine Uebergangsperiode, als einen Mittelzustand, der noch nicht selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zwecke ist," betrachtet.

Es hängt wirklich nur von uns selbst, d. i. von unserer Meinung ab, uns das Leben viel erträglicher zu machen, als es Manchen erscheint.

Es ist übrigens auch nicht gesagt worden, daß die Selbstbeherrschung eine leichte Kunst sei.

Gesundheit und Ehre, wieder andere werden von Ehrsucht, Neid, Eifersucht, Geiz, Habsucht ꝛc. geplagt — — wie verschwindet das Alles vor dem nüchternen Auge philosophischer Anschauung, wie frei von dem allem macht die Selbstbeherrschung! —

Herr über sich seyn, sich selbst entsagen können und es freiwillig thun, aus Achtung gegen das innere Gesetz thun, welch' eine Würde, und das Gefühl dieser Würde, welch' ein Selbstgenuß!" Trapp.*)

Da sind nun aber Viele, die sich mit ihrer natürlichen Neigung, lebhaftem Temperamente, Einflüßen von außen u. s. w. entschuldigen, denen das Selbstbeherrschen als eine nahezu unlösbare Aufgabe erscheint — denen aber der große **Leibnitz****) mit der bündigen Erklärung entgegentritt:

„Das Uebergewicht der Neigungen entschuldigt den Menschen nicht, daß er nicht Herr seiner selbst sei; er soll seine Kraft gebrauchen lernen, die in der Vernunft besteht. Widerstehe nur gleich anfangs ungeregelten Eigenschaften und du wirst fähig werden, das Ungestüm auch der rasendsten zu zügeln."

Mit freundlichem Humor, wie immer, sagt der in diesen Aufsätzen so oft genannte gemüthvolle Epigrammen-Dichter **J. A. Seuffert** über diesen Gegenstand:

Zu rechter Zeit sich selbst und Andern „Nein" zu sagen,
Gewährt uns Sicherheit vor vielen Lebensplagen,
Traun große Weisheit ist im kleinen Wort enthalten,
Nur wissen viele nicht, wann sie damit zu schalten!

Freilich meint derselbe Dichter auch:

Wem der Himmel beglückt mit seiner höchsten Huld,
Dem schenkt er einen Schatz unendlicher Geduld!

---

*) Er. Christ. Trapp, Professor in Halle, † 1818.

**) Gottl. Wilh. Frhr. v. Leibnitz, der berühmte Gelehrte und Philosoph, Präsident der von ihm gestifteten Akademie der Wissenschaften zu Berlin ꝛc. ꝛc., † 1716 zu Hannover.

was beinahe die leise Vermuthung veranlaßt, als sei dem Dichter doch manchmal das „zu sich selbst nein sagen“ etwas sauer geworden.

Die Grundbedingung der Selbstbeherrschung ist, sich vor allem Ruhe und Fassung zu erhalten, um die einfache gesunde Vernunft ungestört den vorliegenden Fall untersuchen und beurtheilen zu lassen.

Da wird sich denn so manches anders gestalten, als man anfangs geglaubt, **man wird eine andere Meinung von der Sache gewinnen,** wenn man sie mit ungetrübter Geisteskraft von allen Seiten mit der Fackel der gesunden Vernunft beleuchtet hat, und den tröstenden Ausspruch **Marc Aurel's** vollkommen gegründet finden:

> Wenn du ruhig wartest, bis an dich kommt, was dir alles bevorsteht, und bei jedem Einzelnen dich fragtest, „was denn eigentlich dabei nicht zu ertragen sei?“ du müßtest dich deiner Verzagtheit schämen. —
>
> Bekümmern soll uns nur immer das Gegenwärtige, da uns nur dieses, nichts Zukünftiges und nichts Vergangenes wirklich lästig werden kann; und gemindert unfehlbar wird diese Last, wenn wir das Gegenwärtige rein so nehmen, wie es ist, ihm nichts Fremdes hinzudichten, und uns selber widerlegen, wenn wir meinen, auch dieß nicht einmal ertragen zu können“*)

---

*) Wir müssen bei dieser Gelegenheit wiederholt auf ein schon bereits pagina 68 angeführtes Buch voll kerniger Lebensweisheit, durchdrungen von dem erhabenen Geiste stoischer Philosophie, und vortreffliche Belehrung über die Mittel enthaltend, sich die Ruhe der Seele in den Stürmen des Lebens zu bewahren, zurückkommen, nämlich auf das bekannte Handbuch des bereits oben genannten griechischen Weltweisen Epictet, das sicher Jedem, dem es Ernst ist, sich der dominirenden Einwirkung seiner Gefühle zu entziehen, und der den Muth besitzt, die Fesseln herkömmlicher Anschauung abzustreifen, aber auch mit Kraft und Entschiedenheit seinen Leidenschaften entgegenzutreten, eine hochschätzbare Belehrung bietet.

Ganz im Geiste dieser Philosophie lehrt uns auch **Spinoza** ein köstliches Mittel zur Bewahrung der Seelenruhe, **wenn** er sagt:

„Ich habe mich sorgfältig bestrebt, die menschlichen Handlungen weder zu belachen, noch zu verabscheuen, sondern zu erkennen, und demnach die menschlichen Affekte, wie Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz, Mitleid und die übrigen Seelenbewegungen nicht als Fehler, **sondern als Eigenschaften** der menschlichen Natur zu betrachten, die ebenso zu ihr gehören, als zur Natur der Luft: Hitze, Kälte, Wetter, Donner rc., die, wenn sie auch unbequem seyn mögen, doch nothwendig sind und **bestimmte Ursachen haben**, durch die wir ihr Wesen zu erkennen suchen, und an deren Betrachtung sich der Geist ebenso ergötzt, als an der Wahrnehmung jener Dinge, die sinnlich angenehm sind.“ —

Geduld und Seelenruhe, Selbstbeherrschung im Glücke sowohl als in den Widerwärtigkeiten des Lebens, wird übrigens in allen Fällen nur der Weise haben, der mit **höheren** Ziffern rechnet und das persönliche Ungemach, selbst wenn es ihn auch selbst betrifft, für nichts als eine Kleinigkeit im **großen Gange** der **nothwendigen** Entwicklung der Dinge und zugleich für eine Gelegenheit hält, sich in jener Geduld zu üben, welche **Garve**

„die Zufriedenheit mit den Einrichtungen der Welt mitten im Zustande des Leidens“

und darum

die höchste edelste Geduld nennt, weil sie auf die weitesten Ansichten und die erhabensten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet ist.“ —

Groß und herrlich freilich steht ein solcher Denker in seiner stolzen Selbstgenügsamkeit, inmitten all' der Jämmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, unendlich an eigenen

inneren Werth gewinnend, wie **Goethe** so vortrefflich bezeichnet:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solchen Ehren bringt,
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!" —

Von der Menge unbegriffen oder mißverstanden, aber von dem verwandten Geiste freudig begrüßt, festgeankert auf dem allerdings schwer eroberten Boden der Zufriedenheit, mit geläuterter Seele den Gang der Dinge beobachtend und sich eines höheren Zieles bewußt, als um das, wofür sich die meisten Menschen thörichterweise abmühen, gilt von ihm **Seneca's***) Wort:

Derjenige, welcher gemäß seines hohen Geistes erhaben über alle Widerwärtigkeiten ist, und fest und unerschütterlich da steht, hält das höchste Gut gleichsam in seinen Armen, und spricht nicht nur zu Menschen, sondern zum Schicksal selbst: du magst thun, was du willst, du bist nicht mächtig genug, mir meinen heiteren Himmel zu umwölken.

*) Aus Seneca's vortrefflichen Abhandlungen (deutsch in der Stuttgarter Sammlung) gehören wohl jene über die Gemüthsruhe des Weisen und über die Unerschütterlichkeit des Weisen, mit zu der besten Lektüre, die man in einer Stunde der Verstimmung wählen kann, um an der Kraft und Gediegenheit dieser Gedanken sich wieder emporzurichten, und mit neuem Muth beseelt, den Vorkommnissen des Lebens entgegenzutreten.

35.

Selbstgefühl und Stolz.

Hoffart sendet zuerst aus verderblichen Loosen die Gottheit,
Wenn sie — o Kyrnos — das Haus ganz zu entwurzeln beschloß.
Hoffart wächst aus Ersättigung auf, wenn dem frevelnden Manne
Segen gefolgt, und ihn nicht sinniger Geist auch beseelt!

Theognis.

Wenn ein rechtschaffener Mann sich mit sittlicher Entrüstung von so vielen Handlungen der Menschen abwendet, die ihren Grund meistens in den niedrigsten Interessen, in dem unwürdigsten Egoismus haben, wenn die tägliche Kunde von den Handlungen roher sinnlicher Leidenschaften, oder der tiefsten moralischen Versunkenheit einer großen Mehrzahl der Menschen, namentlich aber die immer neuen Beweise von den raffinirtesten Bestrebungen des Betruges, der Hinterlist und der Intrigue, sein eigenes Interesse auf Kosten des Anderen zu fördern, das Herz des Menschenfreundes mit Trauer und Unwillen erfüllt, und sein Selbstbewußtsein ihm das befriedigende Gefühl seiner besseren moralischen Beschaffenheit gewährt, so kann man dieses Gefühl im gewissen Sinne — Stolz, d. i. das Bewußtsein des eigenen höheren sittlichen Werthes, nennen, und das Bestreben, sich dieses edle Selbstgefühl auf jede Weise zu erhalten und sich von niemand antasten zu lassen, durchaus edel und lobenswerth heißen; es ist jener vernünftige Stolz, von welchem **Seume** sagt:

„Er wünsche ihn allen — es würde dann in der Welt nicht so niederträchtig zugehen!“

Wenn aber die Ueberzeugung des Besitzes wirklicher (oder auch eingebildeter) Vollkommenheiten und Vorzüge, es mögen nun diese in geistiger Ueberlegenheit, moralischer Selbst-

schmeichelei oder in äußeren Zufälligkeiten des Ranges und Besitzes ꝛc. bestehen, den Menschen eine hohe Meinung von sich selbst einflößt, und derselbe in hochmüthiger Ueberschätzung dieser seiner Eigenschaften übertriebene Ansprüche auf die Achtung anderer macht, während er sich berechtigt glaubt, diese gering achten zu dürfen, dann haben wir es mit dem Stolze in gewöhnlichem Sinne und mit dem gewöhnlichsten Stolze zu thun.

Dieser tritt nun je nach seiner geringeren oder größeren Stärke in verschiedenen Nuançirungen als Eitelkeit, Einbildung, Rechthaberei, Anmaßung und Dünkel auf, die sich endlich bis zum unerträglichen Hochmuthe und zur Ehrsucht steigern, die aber, weit entfernt, den beabsichtigten Effekt hervorzubringen, vielmehr dem Menschen auch noch die Achtung zu rauben geeignet sind, die er für seine wirklichen Verdienste ansprechen könnte.

Solche Menschen sind ebenso wenig für ihre Umgebung angenehm, als sie selbst in den fortwährenden Ansprüchen ihres Stolzes und der ihrer Meinung nach nicht hinlänglichen Anerkennung ihrer Verdienste unangenehme Gefühle haben mögen.

Wie sehr unterscheidet sich hievon die wahre Würde, in welcher

„eine gewisse Unverzagtheit liegt, die sich nicht scheut, mit Andern in Berührung und Gemeinschaft zu kommen, so geringen Standes sie auch seyn mögen, während der falsche Stolz stets etwas Krankhaftes — Empfindliches hat und vor jeder Berührung zurückschreckt.“ (W. Irving.)

Kurz und kräftig ist hierüber die Meinung unseres braven Seume:

„Wer außerordentlichen Respekt verlangt, verdient den gewöhnlichen nicht!“ —

Gleichwohl ist dieser Fehler, den man insgesammt bei Andern verurtheilt, ein mehr verbreiteter, als man glauben sollte, ja man kann sagen, unter verschiedenen andern Benennungen — ein allgemeiner, denn er gründet in der Hauptbeschaffenheit der menschlichen Natur — in dem Egoismus, von dem kein Sterblicher gänzlich frei ist, was auch Lessing, der scharfe Kritiker und Menschenkenner, in kurzen geistvollen Worten ausspricht:

„Es ist leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze aus seiner Wurzel heben, als Stolz aus dem Herzen reuten. Darum rühme dich nicht, frei vom Stolze zu seyn; er ist tief im Herzen verborgen und schwerer zu sehen, als bei schwarzer Nacht der Fußtritt einer Fliege am Felsen!" —

Wieder ist es die Philosophie, welche uns alles das, was die angeborne Eitelkeit und Selbstliebe des Menschen kitzeln könnte, von einem höheren Standpunkte und in einem anderen Lichte erscheinen, und uns so recht die innere Hohlheit und Gebrechlichkeit jener Dinge, auf welche der Mensch gewöhnlich stolz zu seyn pflegt, erkennen läßt.

So ist z. B. dieser auf seine Geburt, auf seine edle Familie, auf seinen Titel stolz, und glaubt darum allein schon mehr werth als andere Menschen zu seyn, und bedenkt nicht, daß er diese Vorzüge nur dem Zufalle und dem Verdienste oder dem Standesverhältniße seiner Eltern, durchaus aber nicht sich selber, verdankt und daß er seinen Werth darin suchen müsse, daß er diese zufällige Bevorzugung des Ranges als eine desto größere Aufforderung betrachtet, durch Ausübung der höchsten Tugenden sich der empfangenen Auszeichnung auch würdig, d. i. seinen Adel durch edle Handlungen zu zeigen und so die Erwartungen zu erfüllen, welche man billigerweise an diesen durch die übrigen Menschen so Geehrten machen kann.

Ein Anderer brüstet sich mit seinem Reichthume und jenen äußeren Formen, welche dieser schaffen kann, und blickt

mit vornehmer Miene auf den vom Glück minder Begünstigten herab. Wie unverständig und inhuman, die Menge des Besitzes zum Maaßstabe der Achtung zu machen, mit der man andere behandelt und selbst behandelt sein will! Welche Berechtigung trägt der zufällige Besitz von Geld und Geldeswerth — mit dem die launische sogenannte Glücksgöttin selbst den verächtlichsten Menschen überschütten kann — zum Stolze und hochmüthiger Ueberhebung in sich? Auf welch' sandigem Grunde fußt ein solches Glücksgebäude, das eine bloße Veränderung der öffentlichen oder Privat-Verhältnisse erschüttern, ein Unglückssturm völlig vernichten kann! Und darauf will man sich etwas zu Gute thun?

Wieder ein Anderer ist von thörichtem Stolze auf sein Wissen und seine Gelehrsamkeit erfüllt und läßt bei jeder Gelegenheit seine vermeintliche Geistesüberlegenheit dem Nebenmenschen fühlen, der vielleicht in einem anderen Fache eben so vortrefflich ist, als jener in dem seinen, oder dem vielleicht nur Erziehung und Unterricht mangelten, um es eben so weit wie der zu bringen, der ihn jetzt geringschätzt und ganz vergißt, daß wahre Weisheit in dem klaren Bewußtseyn ihrer menschlichen Unzulänglichkeit eben darum nicht stolz ist, daß der Dünkel der Unfehlbarkeit niemals die Wahrheit fördern kann, um die es der Wissenschaft doch einzig zu thun ist, und daß der wahrhaft Weise immer zugleich auch human ist.

Wie viel ließe sich ferner von dem am häufigsten vorkommenden Stolz auf Titulatur, amtliche und soziale Standes-Verhältnisse sprechen, welche nicht selten in der anmaßendsten Weise, namentlich gegen Untergebene oder „Geringere", geltend gemacht werden, die darauf nicht erwidern können, oder mögen, wie viel von dem Uebermuthe, mit dem ein Kriechling die erschlichene Macht ausübt! u. s. w. u. s. w.

Das Alles aber verschwindet wie eine Seifenblase vor dem erschütternden Gedanken an die Endlichkeit aller dieser vortrefflichen Dinge, an die Kürze der Zeit, worin der

Mensch dieselbe überhaupt genießen kann, von dem Gedanken an das höchste Wesen, dem alle Dinge ihren Ursprung verdanken, an die Größe und Unermeßlichkeit des Universums, in welchem unsere Erde sammt allen ihren Bewohnern nur als ein Pünktchen figurirt, an den eigentlichen Zweck, welchen eben diese Bewohner im großen Gange der Weltschöpfung zu erfüllen bestimmt sind, und der offenbar nicht in der kurzen Spanne menschlicher Lebensdauer allein erreicht wird, wie die allmächtige Zeit im ewig unaufhaltsamen Fortschritt alle Menschen, arm und reich, vornehm und gering, dem gleichen Gesetze der Vergänglichkeit unterwirft und sie nach der religiösen übereinstimmenden Ueberzeugung fast aller Völker einer Zukunft entgegenführt, wo nicht mehr jene Armseligkeiten dieser Erde, die mancher so überaus hoch schätzte, sondern lediglich die erreichte Stufe moralischer Vervollkommnung und Geistesbildung zur Geltung kommen soll, die so vielen hienieden — nichts gegolten!

Wie zerstäubt vor dem geringsten solcher Gedanken — der Stolz und der Hochmuth dieser Erde! Als welches Nichts erweist sich die eingebildete Größe der Menschen, seine Vortheile, Meinungen und materiellen Vorzüge. Und dennoch gibt es ein Selbstgefühl, das sogar der höchste Gedankenschwung spekulativer Philosophie nicht zu erdrücken vermag, — **das Gefühl der Geistesfähigkeit, solche Gedanken denken zu können,** unstreitig der sicherste Beweis von dem Adel und der Würde des Menschengeistes, in welchem darum der Denker seine höhere Abkunft ahnt und als das einzige würdige Objekt erkennt, auf das der Mensch wirklich stolz seyn darf.

Eben darum stehen die Wissenschaften in den Augen jedes Gebildeten so hoch, weil sie das einzige Mittel sind, den Menschen innerhalb der Grenzen seiner zeitlichen Erkenntniß zum Bewußtseyn seiner Geistesfähigkeit, und damit zum Gefühl seiner Menschenwürde zu bringen, womit er, einmal darüber klar geworden, das Leben in einem andern

Sinne auffassen, und seine „höchsten Güter" nicht in jenen erkennen wird, welche die Menge jederzeit dafür hält.

Ein solches Selbstgefühl erhebt allerdings den Menschen und bewahrt ihn zu gleicher Zeit vor thörichtem — gewöhnlichen Stolz! —

Wenn, wie oben gesagt, besseres Erkennen und Humanität stets miteinander verbunden sind, so erklärt sich daraus die Neigung, dasjenige, was man selbst als vorzüglich und edel erkannt hat, auch anderen Menschen zu ihrem Nutzen mitzutheilen (was **Goethe**, wenn es eine Schwäche ist, wenigstens eine liebenswürdige Schwäche nennt) und darum müssen wir auch den edlen menschenfreundlichen **J. A. Seuffert** entschuldigen, wenn er im Drange seines Selbstgefühls ausruft:

Was irgend gut und schön als Eigen zu empfangen,
Erfüllt mich ohne Rast ein mächtiges Verlangen
Und mich beseelt zugleich die unruhvolle Lust,
Zu spenden aller Welt den Reichthum meiner Brust.
Fremd steh' ich in der Welt mit solcher Lust und Liebe,
Denn unergründlich sind den Meisten meine Triebe.
Es fehlt der Maaßstab, mich mit rechtem Maaß zu messen,
Und wehe, müßte ich in's Maaß der Welt mich pressen!

36.

Seelengröße und Geisteshoheit.

„Der edle Mann ist mehr als sein Geschick
Ist, was er ist, im Großen wie im Kleinen
Er strebt nicht mehr, als was er ist, zu scheinen!"
Tiedge.

Das Resultat einer langen Reihe von Beobachtungen eines Menschenfreundes über die eigentliche Beschaffenheit des menschlichen Charakters, und die hieraus hervorgehenden Er-

scheinungen würde ein auf sein Urtheil nichts weniger als freundlich wirkendes seyn, wenn nicht eben diese Beobachtungen auch einzelne Charakter finden ließen, die durch ihre seltenen Eigenschaften, durch Hoheit des Geistes, Adel der Seele, feine Bildung und ein vortreffliches Herz, jene schlimmen Eindrücke mildern, welche die gewöhnlichen Erfahrungen in der Regel begleiten.

Wenn wir den großen Haufen in der Begierde nach dem, was ihm vor Allem begehrenswerth erscheint, nach materiellem Genuß, nach Ansehen, Würden, Besitz und Geld, die breite Straße nach allen diesen irdischen Glückseligkeiten stürmen sehen, begegnen wir edleren Naturen auf dem weit schmaleren und nicht so belebten Wege, nach einem edleren Ziele, das sie in der Erkenntniß höherer Wahrheiten durch die Pflege der Wissenschaften und vor allem in der Veredlung ihres geistigen Selbst in der allmähligen Reife zur Erfüllung ihrer eigentlichen späteren höheren Bestimmung erkannt haben.

Derlei Menschen, welche ihren hohen Geist — wie **Garve** sagt —

> „eben so durch ihren Widerwillen gegen Unterwürfigkeit und Sklaverei, als durch Erhabenheit über Gewinnsucht und Furcht, beweisen"

stehen ziemlich isolirt, meist wenig beachtet und erkannt, wenn sie nicht dabei eine höhere soziale Stellung einnehmen, aber für den aufmerksamen Menschenkenner und Menschenfreund ein köstlicher Fund! —

> Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
> Und weiß sie festzuhalten! **Goethe.**

Was bei näherer Prüfung und Erkenntniß solcher vortrefflicher Menschen den wohlthätigsten Eindruck macht, ist die Lauterkeit und Hoheit ihrer Gesinnung, wie so gar nichts von dem gewöhnlichen Schmutze der Habsucht und des Interesses, nichts von dem ärmlichen Kleinlichkeits-Geist und der

so zu sagen angebornen Unterwürfigkeit ordinärer Werkeltags-Figuren bei ihnen anzutreffen ist, wie ihr ganzes würdevolles aber dennoch einfaches Auftreten unwillkürlich Achtung abnöthigt, das sich zur Bewunderung, Verehrung und Liebe steigert, wenn sie durch edle Handlungen den vortheilhaften Ruf oder die gute Meinung rechtfertigen, welche ihr Benehmen hervorrief, und in ganz verschiedenen entgegengesetzten Situationen unveränderlich so die Größe und den sittlichen Adel ihrer Seele bewähren! —

So wie hell und herrlich uns heute noch aus den Nebeln des Alterthums, gleich großen erhabenen Sternenbildern, jene Großthaten und Opfer der Vaterlandsliebe, der Tugend und Seelengröße, als ewige Muster entgegenglänzen, denen auch die neuere Geschichte wüdige Beispiele anzureihen hat, so begegnet man auch im gewöhnlichen Leben — wenngleich nicht oft — Beispielen wahrer Seelengröße, Beweisen von Hochherzigkeit der Gesinnung und der Selbstaufopferung, z. B. nicht selten auch in der Geschichte eines Frauenherzens, die, wenn sie nur immer bekannt würden oder überhaupt zur allgemeinen Kenntniß gelangen könnten, nicht wenig Aufsehen, Achtung und Bewunderung erregten. Aber Tugend und Seelengröße belohnt sich selbst, findet in ihrem Bewußtsein reichlichste Entschädigung für den Entgang fremder Anerkennung und verzichtet darum, der Hoheit ihrer Gesinnung getreu, auf alles, was Welt und Menschen bieten können, denn:

„Ein erhab'ner Sinn
Legt das Große in das Leben
Aber sucht es nicht darin!"

wie unser unsterblicher **Schiller** singt, der auch an einem andern Orte die schönen sinnigen Worte spricht:

Adel ist auch in der sinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, **edle, mit dem, was sie sind!** —

Freilich kommt es nur zu oft vor, daß Hochherzigkeit, Edelmuth, Seelengröße und Geisteshoheit in widrigen Kampf mit Rohheit und Leidenschaft, mit Beschränktheit oder unwürdigen niedrigen Gesinnungen ihrer Umgebung geräth, und nicht selten mit verletztem besserem Gefühle, mit hochherziger Selbstbeherrschung und Unterdrückung seines offenbaren Rechtes, sich davon zurückzuziehen genöthigt sieht.

Es scheint überhaupt das irdische Loos des Schönen und Edlen zu seyn, nicht selten erst nach einem unerquicklichen Streite mit seinen Gegensätzen seine ewige Berechtigung durchzusetzen und durch den endlichen Beifall und die Anerkennung der Menschen, welche aber vorerst lange Zeit in den Fesseln ihrer Leidenschaften und Vorurtheile liegen und von diesen erst durch die siegende Gewalt der Wahrheit und der stets wachsenden Aufklärung befreit werden mußten, seine göttliche Beglaubigung nachzuweisen.

Aber mit starkem Arme hält ein ewiges Gesetz das Große und Unvergängliche über das Getriebe des Irrthums und der menschlichen Leidenschaften, wie der Drang nach höherer Erkenntniß, nach Selbstveredlung, nach Wahrheit und Licht beweist; niemals werden Seelengröße und Geisteshoheit, trotz aller Befehdung, aus dem menschlichen Leben verschwinden, denn:

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet das Gute empor! —

Herder.

37.

Muth und Seelenstärke.

„Der Furchtsame erschrickt vor, der Feige in,
der Muthige nach der Gefahr!“
Jean Paul.

Es gibt in dem vielbewegten Leben der Menschen nicht selten Situationen, welche alle Kräfte des Geistes, alle Fähigkeiten der Seele zum Bestehen eines Kampfes auffordern, der,

aus feindlichen Verhältnissen erwachsen, gleichsam zu einem Prüfsteine unserer persönlichen Eigenschaften wird, es mag nun gelten Tapferkeit, Kraft und Kühnheit in Ueberwältigung physischer Gefahren, oder den Muth des Geistes und die Stärke der Seele in Ueberwindung oder Ertragung widriger Lebensverhältnisse zu beweisen.

Betrachtet man die Vorgänge des Lebens genauer, so wird man immer eine enge Verkettung von Ursachen und Wirkung, das ist, eine gegenwärtige Sachlage finden, welche genau aus den vorhergehenden Ursachen sich **eben so**, und nicht anders, ergeben **mußte**. Unsere Aufgabe ist nun die, sobald diese Sachlage unseren Empfindungen feindlich gegenüber steht, durch Vernunft und Seelenstärke eine solche Vertheidigungsfähigkeit zu gewinnen, daß sie uns entweder zum Siege über die fatale Situation führt, oder uns das Unbesiegbare mit Fassung und Resignation ertragen lehrt. In den Besitz dieser Vertheidigungsmittel durch Vertrauen an den Lenker aller Dinge, durch Erwerbung von Kenntnissen, Ausbildung des Geistes und dadurch Gewinnung einer höheren Lebensanschauung und des Erkenntnisses über den eigentlichen Werth so vieler hochgepriesenen Dinge, dann durch Reinhaltung des eigenen sittlichen Selbstbewußtseins, so bald als möglich zu gelangen, sollte eine der Hauptbestrebungen des denkenden Menschen seyn; aus ihnen wird von selbst der Muth erwachsen, der in dem Gefühle des Bewußtseyns seiner Kraft und in dem Vertrauen auf sie beim Widerstande begründet ist. —

Ein alter Satz schon ist es:

„Nur der verliert alles, wer den Muth verliert!"

und **Matthison** mahnt:

Bis den Nebeln der Verbannung,
Rettend ihn der Tod entreißt,
Steh' mit kräftiger Ermannung,
Jedem Sturm' des Edlen Geist! —

Wandte thatenloses Trauern
Je des Schicksals ernsten Plan?
Fest, mit Hochsinn auszudauern,
Trotz dem Schicksal, weiß der Mann!

was zwar sehr schön gesagt ist, sich aber nur unter der Voraussetzung jenes geistigen Fondes, den Geistesbildung und Seelenreinheit erwirbt, bethätigen wird.

Dasselbe gilt von dem Ausspruch **Goethe's**:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Weibisches Zagen
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend
Macht dich nicht frei!
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Ein weiteres Mittel den sinkenden Muth neu zu beleben ist das bestätigte Gesetz des fortwährenden Wechsels alles Irdischen. Nichts hat Bestand und Dauer, also auch das nicht, was uns darniederdrückt; es kommt eine Zeit der Aenderung, die uns so manches bringt, das wir nicht erwartet, und uns für das entschädigt, was unseren Wünschen widerstritt! wem wäre wohl das alte Sprüchlein unbekannt: Auf Regen folgt Sonnenschein!? Aber auch noch eine weitere Ermuthigung kann uns daraus erwachsen, wenn wir zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, daß nicht sowohl die Dinge und die Verhältnisse selbst es sind, die unser Gefühl alteriren und unsere geistige Kraft auf die Probe stellen, sondern lediglich nur unsere Ansichten, Meinungen

und Urtheile von diesen Dingen und Verhältnissen.*) „Widerwärtigkeiten", sagt der philosophische Kaiser **Marc Aurel** in seinen Meditationen, gibt es nur für den, der sie dafür hält, woraus **Zschokke** vielleicht seinen Gedanken entnahm:

„Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, jedes Uebel nur das, wofür man es hält; was wir für kein großes Unglück ansehen, das ist auch keins!"

Aus solchen Auffassungen, welche allerdings schon eine philosophische Abklärung gewöhnlicher Begriffe und Vorurtheile bedingen, geht für den Menschen eine Art von Kampfbereitschaft, ein Gefühl der Widerstandsfähigkeit hervor, das ihn schon von vorneherein gegen den Angriff erstarkt, und weniger empfindlich gegen den Schmerz einer bitteren Anflage macht, die ihm sein Geschick zuführt, und wunderbar ist,

„was für eine Kraft schon allein aus dem Entschlusse hervorgeht, kämpfen zu wollen."

Andere, welche ein solches geistiges Vertheidigungssystem gegen die Unfälle des Lebens nicht aufzufassen und durchzuführen vermögen, und den Muth nicht besitzen, zu ertragen, was sie nicht ändern können, glauben ihn wenigstens darin zu beweisen, daß sie, von den Furien der Verzweiflung auf die äußerste Spitze getrieben, sich dem Tode in die Arme werfen — was aber eher Feigheit, und unter dem Einflusse sinnverwirrender Extase, eine unzurechnungsfähige Handlung aber keineswegs wahren Muth beweist, der von **Börne** „nicht bloß ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens" genannt wird. —

Wieder Andere zeigen ihren Muth durch tollkühne Tapferkeit im Kampfe mit materieller Gefahr, indem sie, im Bewußtsein ihrer physischen Kraft, sich blind und mit Sieges-

*) Einer der Hauptsätze der alten Stoiker, der in diesem Werke öfter citirt ist.

Gewißheit dem Feinde oder dem feindlichen Elemente entgegen werfen. Dagegen führt **Jean Paul** an

„daß der Muth nicht darin besteht, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet," —

und ein französischer Schriftsteller beleuchtet mit wenig Worten das Wesen wahrer Tapferkeit und ächten Muthes. Er sagt:

„Die wahre Tapferkeit ist selten, wie die großen Tugenden. In den Tod rennen für das allgemeine Wohl, ohne Belohnung, ohne Ruhm zu hoffen, die Gefahr ganz kennen, sie vorher wohl gesehen haben und sich mit dem einzigen Gedanken, seine Pflicht zu thun und mit Verachtung des Lebens hineinstürzen — das ist wahre Tapferkeit und ich zweifle sehr, daß dieser Charakter in Vielen zu treffen ist! —

Im Allgemeinen ist in jeder Lage des Lebens, Kraft und Entschiedenheit, Festhalten an einem Prinzip, das man einmal für gut und recht erkannt, und muthiger Widerstand gegen das, was man vernünftigerweise bekämpfen zu können glaubt, weit rathsamer und ehrenvoller, als Schwäche, Verzagtheit, blindes unbedingtes Unterwerfen und Unthätigkeit. —

„Hilf dir selbst und dir wird Gott helfen",

sagt ein altes französisches Sprichwort, aber selbst in dem Falle, wo eine solche Hilfe nicht erscheint, wo im Gegentheile ein feindseliges Geschick mit den härtesten Schlägen die Geduld und Ausdauer eines Menschenherzens zu erschüttern droht, muß der Glaube an Gott und eine höhere Weltordnung, an das Gesetz jener eisernen Consequenz, nach welchem sich alles Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, und dem der Mensch, als Theil des großen Ganzen, sich nicht entziehen kann, mit Trost und Beruhigung erfüllen, besonders wenn die eigene Seele von dem Vorwurfe der Selbstverschuldung frei bleibt, und mit der ganzen Würde und Hoheit stoischer Philosophie kann, mit **Balde** zu sprechen

„ein solcher Unglücklicher, der mit Muth sein Unglück trägt, gegen das Schicksal selbst als Sieger auftreten und sprechen: Ich bin größer als du bist!*)

Wer sich übrigens zu dieser Höhe philosophischer Anschauung nicht emporzuschwingen vermag, beherzige wenigstens in Fällen, wo es sich darum handelt, entweder kämpfend den Sieg zu versuchen oder sich ohne Kampf willenlos der Gewalt der Umstände zu ergeben, den Ausspruch unseres großen Dichters:

„Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg! —

Schiller.

38.

Furcht und Angst.

„Wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet!" —

Schiller.

Die unangenehme beengende Empfindung, welche die Vorstellung eines uns bedrohenden Uebels begleitet, heißen wir Furcht, Aengstlichkeit, und die hiedurch bewirkte Lähmung unserer Seelenkräfte zum Handeln — Feigheit — Zaghaftigkeit. Sie sind theils in dem Seelenzustande des Menschen, theils in seiner physischen Beschaffenheit begründet, wie denn das Gefühl körperlicher Schwäche meistens von Furcht und Besorgniß begleitet ist; im Allgemeinen entspringt die Furcht aus dem Triebe der Selbsterhaltung. Aus diesem Grunde hat noch immer „das Uebergewicht des Stärkeren, Schwächere „auf den Gedanken einer Vereinigung zum Schutze ihrer eigenen „Existenz gebracht. Staaten selbst haben zum Theil keinen „anderen Ursprung. Furcht und Gewalt sind all'wirkende „Triebfedern und das meiste Gute geschieht mehr aus Noth, „als Ueberlegung und Gebrauch der Vernunft. Nur wenige,

---

*) Wir haben diese Stelle bereits pag. 83 angeführt.

„sehr wenige privilegirte Geister sehen vorher und unter-
„nehmen freiwillig, wozu sich der Haufe nur durch das drin-
„gende Bedürfniß entschließt."

Die Furcht verblendet und die Thätigkeit der in solcher Weise aufgeregten Phantasie vergrößert in ihren Bildern alle Thatsachen, verwirrt das Urtheil und reißt zu Handlungen hin, deren wir uns im Zustande der Sicherheit und Beruhigung schämen. Es wirken hier ohne Zweifel falsche, von Jugend auf gewohnte Vorstellungen mit, welche den Personen und Dingen weit größeren Werth und Bedeutung beizulegen gewohnt sind, als sie in der Wirklichkeit haben. Mit der zunehmenden Erkenntniß und dem wachsenden Selbstgefühl vermindert sich auch das Gefühl von Furcht und Bangigkeit, vorausgesetzt, daß die geistige Beschaffenheit eines Menschen einer höheren Entwicklung fähig ist; jeder Schritt vorwärts auf dem Gebiete der Wissenschaft und des höheren geistigen Lebens, jeder weitere Blick, den uns die Forschung in den Zusammenhang des Ganzen gestattet, bewirkt eine Läuterung der Idee und des Urtheils, das uns immer mehr und mehr von dem drückenden Gefühle der Beängstigung und Furcht zu befreien geeignet ist, die zum großen Theile in unklaren Begriffen und mangelhaften Kenntnissen von Ursache und Wirkung oder in dem Mangel an Selbstvertrauen ihren Ursprung hat, in welch' letzterer Beziehung **Lichtenberg** von Leuten spricht,

> „die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen: es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen mögen, wenn sie nicht vorher gehört haben, daß es andere Leute auch gesagt haben."

Der Furchtsame sieht überall Gespenster seiner Einbildungskraft, überschätzt alle Dinge nnd Menschen, und vor allem die Wichtigkeit seiner eigenen Person und seines Eigenthums. Von keinem großen Gedanken, keinem höheren Begriffe menschlicher Bestimmung getragen, und mit Aengstlichkeit die armseligen Eroberungen seines kleinlichen Strebens bewachend,

glaubt er in jedem Umstande, der nur einigermaßen den bisherigen günstigen Stand der Dinge bedroht, ein entsetzliches Unglück befürchten zu müssen, und wendet alles an, so weit es ihm seine Furcht erlaubt, um die Gefahr zu beseitigen — das gilt eben so gut bei Dingen wie bei Menschen und unser trefflicher **Seume** hat vollkommen recht, wenn er sagt:

„Wer nichts fürchtet, kann leicht ein Bösewicht werden, aber wer zu viel fürchtet, wird sicher ein Sklave!" — —

Das beßte Mittel der Neigung zu Furcht und Aengstlichkeit entgegen zu wirken, ist im höheren Sinne der Versuch, alle menschlichen Verhältnisse und Vorkommnisse mit größerem Maaße zu messen, den vor Allem das gründliche Studium der Philosophie und Geschichte in die Hand gibt, dann der Glaube an eine höhere Weltordnung, die uns in allem das große Gesetz der Ursache und Wirkung, dem wir unabweislich unterworfen sind, erkennen läßt, und ein — reines vorwurfsfreies Gewissen, mit welchem wir in ruhiger Resignation der Dinge entgegensehen können, die uns die Macht des Verhängnisses bestimmt; im engeren Sinne wirkt man dem Gefühle der Furcht, wenn es Dinge und Zustände betrifft, durch Gründe der Vernunft, durch nähere Untersuchung und Belehrung, wenn es Beziehungen zu Menschen betrifft, durch die Erwägung entgegen, daß jeder Mensch auch seine Schwächen und Mängel habe, seine „moralische Backside," wie **Lichtenberg** sagt, „die er nicht ohne Noth zeigt, und so lange als möglich verdeckt hält, dann daß Niemand so hoch gestellt sei, daß man ihn unbedingt fürchten, oder daß sich ein Anderer gegen ihn geringschätzen müsse", ferner, daß in dem Bewußtseyn eigenen Werthes und redlicher Pflichterfüllung kein Grund zu irgend einer Befürchtung liegen könne, es sei denn allenfalls in jenem Zustande der Dinge,

„wo der Schurke zu fürchten aufhört und der Redliche dann allerdings zu fürchten anfängt."

Keine Furcht aber ist lächerlicher, aber auch gewöhnlicher, als die Furcht vor dem Tode. Es gibt viele Menschen, die sich in ewiger Angst um ihr Leben befinden, die in jedem unbedeutenden Umstande eine mögliche Ursache des Todes erblicken; sie fürchten, wie **Jean Paul** anführt, fallende Blumen-Töpfe von den Fenstern, Blitze aus heiterer Luft, wüthende Hunde, jede unbedeutende Wunde, sie sind in ständiger Angst wegen Feuers- und Wassergefahr, vor Dieben und Räubern, bei epidemischen Krankheiten halb todt vor Furcht und deßhalb vielleicht mehr als ein Anderer zu Anfällen disponirt, sie fliehen, wie und wo sie können, jede Berührung mit Dingen, die mit dem Tode oder mit der Operation des Sterbens zusammenhängen, ja wollen nicht einmal durch die bloße Benennung dieser Dinge an das Loos erinnert seyn, das ihnen doch so gut wie Andern unvermeidlich zu Theil wird! Wie thöricht ist ein solches Benehmen, wie unglücklich macht eine solche Furcht! Ueber die ewige Besorgniß vor dem Verluste des Lebens, verlieren solche Menschen dasselbe wirklich und vergessen ganz, daß trotz der Menge von wirklichen oder eingebildeten Gefahren, die das Leben von allen Seiten und unter tausenderlei Gefahren umgeben, es dennoch Menschen gibt, die achtzig Jahre und darüber alt werden! —

Nur wer den Tod nicht fürchtet, und ihn als einen nothwendigen Tribut an die Natur betrachtet, dessen allzulanges Schuldigbleiben am Ende selber lästig fällt, ist wirklich frei und glücklich. Ein lustiger Kauz, der übrigens doch ein gutes Gewissen, das Hauptremedium gegen Todesfurcht, gehabt haben muß, hat sich einmal, wo von Todesfurcht und Sterben die Rede war, in launiger Weise geäußert:

Pah! was alle Menschen können,
Das macht auch mir nicht bang!*)

*) Vergleiche den Artikel Nr. 21 über Tod, Sterben rc. pag. 103.

39.

Selbstmord.

„Leicht dem Verzweifelnden ist's, den Tod zu verachten im Elend,
Aber des Elendes Last dulden und schweigen ist Muth!
Haug.

Jene für unsere Begriffe entsetzliche grauenhafte That, durch welche ein Mensch seinen Lebenstagen gewaltsam ein Ziel setzt, — der Selbstmord — den wir als ein grobes Verbrechen gegen alle religiösen und moralischen Gesetze zu betrachten gewohnt sind, und den **Schiller**

„die abscheulichste und die einzige Sünde nennt, die man nicht mehr bereuen kann",

erfüllt dennoch jedes nur einigermaßen empfindsame Herz mit einem gar eigenthümlichen Gefühle des Mitleides mit dem Unglücklichen, das sich mit jenem des Abscheu's und der sittlichen Entrüstung mischt, welches eine solche That allerdings verdient.

Wenn wir aber oft hinabsteigen könnten in den stillen geheimnißvollen Schacht eines Menschenherzens und den Zustand desselben erkennen, die Triebfedern einer solchen grauenhaften Handlung sehen könnten, es würde sich dieses Gefühl nicht selten zur innigsten Theilnahme, zum herzlichsten Bedauern eines solchen Unglückseligen umwandeln; und so manches menschenfreundliche Herz würde beklagen, nicht früher von der traurigen Lage desselben gewußt zu haben, um durch Theilnahme, Trost und Hilfe einem so schrecklichen verzweiflungsvollen Entschlusse zuvorzukommen, wie man das öfters hören kann, wenn die eigentlichen Motive eines Selbstmordes bekannt werden.

Freilich wohl tragen hiezu eben so oft Leichtsinn, Liederlichkeit, Gottlosigkeit oder moralisch schlechte Prinzipien das Ihrige

bei, was einen solchen Unglücklichen unserer Theilnahme zwar minder würdig, aber sein entsetzliches Geschick nicht weniger traurig macht. Wenn aber eine solche eigene Schuld nicht vorhanden, vielmehr sich eine Reihe der widrigsten Schicksale, der schmerzlichsten Empfindungen gegen ein Menschenleben förmlich zu verschwören scheint, und man die Lieblosigkeit und Härte mancher Menschen erwägt, mit der sie einem Unglücklichen begegnen, das rohe nur nach dem äußeren Schein sich richtende Urtheil, das oft die Tiefen eines edleren Herzens durchschneidet, eine jener verzweiflungsvollen Lagen, wo das Gefühl des Schmerzes, der Erinnerung an bessere Tage, verletztes Scham- und Ehrgefühl, Furcht vor Schande und Entehrung, hiezu noch Hoffnungslosigkeit, Verlassenheit und Hilflosigkeit, wie alles das gleichzeitig ein Herz bestürmt und sinnverwirrend keinen klaren Gedanken mehr aufkommen läßt, keine vernünftige Erwägung mehr möglich macht, so kann man hieraus allerdings nicht die That entschuldigen, von der allein der Gedanke an Gott und Religion, an seine Pflicht für sich und Andere abhalten sollte, aber die Beweggründe erklären, die einen solchen Unglücklichen in den Tod jagten, wobei auch noch sehr oft der physische Zustand in Erwägung kommen sollte, wenn man anders den offenbaren, durch wissenschaftliche Untersuchungen längst nachgewiesenen Einfluß gelten läßt, den Blut- und Nervenzustände (Hypochondrie, Hämorrhoidal-Leiden) auf den Menschen ausüben.

„Der Zustand der Seele, sagt Goethe, in welchem man zum Selbstmorde fähig ist, ist immer ein verdorbener, zerrütteter Zustand. Keine Wahrheit im Anblick der Dinge, keine Voraussicht einer oft nahen Zukunft, kein Nebenblick auf das Umstehende, eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt!" —

Die Gründe gegen den Selbstmord, über welchen, nebenbei gesagt, viele hunderte von Abhandlungen die verschiedenen

Ansichten der Menschen beweisen,*) führt ein neuerer Schriftsteller in wenigen Worten auf das Wesentlichste zurück, indem er sagt:

„Der Selbstmord ist eine traurige entsetzliche That, mit welcher der Mensch sich losreißt von allen Verbindungen und Pflichten, sich gegen die Gesetze der Natur und den Schöpfer vergreift. Armer Mensch, der du nichts mehr zu lieben hast auf Erden, nicht einmal dich selbst und deinen ehrlichen Namen! Du bist elend und feigherzig, denn du zweifelst an dem Werthe deines Lebens für dich und Andere und magst nicht streiten gegen die Stärke eines Unfalls, der morgen schon vielleicht nicht mehr stark ist! Oder du bist ein kranker Narr, und gibst mit dem Blei, das du dir durch den Kopf jagst, der Welt das letzte Possenspiel! —“

Das alles wird der Vernünftige auch einsehen und unterstützt von dem überhaupt in dem Menschen mächtig wirkenden Selbsterhaltungstrieb, kaum jemals in den Fall kommen, es gegen einen Selbstmordsgedanken in einen ernstlichen Kampf zu führen, so lange er die Fähigkeit besitzt, sich seiner Vernunftkräfte zu bedienen. Wenn aber, wie schon gesagt, diese Fähigkeit durch die Einwirkung oft wirklich erschütternder Begebenheiten und Verhältnisse, den Sturm der Leidenschaft, oder durch den unglückseligen Schwung einer Phantasie aufgehoben wird, welche das, wenn auch Schmerzliche aber dennoch noch Erträgliche zum furchtbarsten, entsetzlichsten Schicksale ausmalt, wenn der Glaube an Gott, als den wohlweisen Lenker aller Dinge, jede andere religiöse Ueberzeugung oder jede Stärke des Widerstandes fehlt, die aus der Kraft philosophischer Wahrheit und höherer Erkenntniß erwächst, dann bricht allerdings das von Schmerz, Angst

*) Darunter ist unter Anderen in historisch-philosophischer Hinsicht Stäudlin's Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde. Göttingen 1824, dann die Biographien Tschirner's Weißenfels-Leipzig 1805, bemerkenswerth.

und Furcht gejagte Herz zusammen und glaubt in dem Tode die einzige Rettung zu finden.

Hierin liegt eine erneute Aufforderung für den denkenden Menschen, so viel als möglich auf seine innere Ausbildung, auf die Erstarkung seiner Seelenkräfte und Läuterung seines Geistes durch Kenntnisse und Wissenschaften bedacht zu seyn, um in Verbindung mit seiner religiösen Ueberzeugung jenen großen Lebensstürmen die Stirne bieten zu können, sich die Kraft zu erhalten, Herr seiner Vernunft zu bleiben, wo Leidenschaften oder außerordentliche Einwirkungen sie zu besiegen drohen, und damit jenen heroischen Muth zu beweisen, der weit öfter darin besteht, ein unglückseliges qualvolles Leben zu ertragen, als es von sich zu werfen.

„Es ist überhaupt schwer zu begreifen, sagt der bereits erwähnte Autor ferner, wie man den Selbstmord eine muthvolle That nennen kann. Wenn es richtig und — wer zweifelt daran? — daß der der größte Held ist, der sich selbst zu bezwingen weiß, und der der Weiseste, der seinen inneren Menschen so befestigt, daß ihn kein Sturm von außen niederwirft, so ist der der Kleinmüthigste, der gar nicht kämpfen mag, und derjenige ein Thor, der dem Kummer Endlosigkeit beimißt! —

Die richtige Schätzung der Sorge für Erhaltung des eigenen Lebens hat übrigens **Kant** in gewohnten scharf bestimmenden Worten ausgedrückt, wenn er sagt:

„Sein Leben zu erhalten ist Pflicht, und überdem hat Jedermann dazu noch eine unmittelbre Neigung. Aber um deßwillen hat die ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschheit dafür trägt, doch keinen inneren Werth und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben, wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig oder

niedergeschlagen, den Tod wünscht und sein Leben doch erhält ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht, sodann hat sein Maxime einen moralischen Gehalt!" —

In ähnlicher Weise beleuchtet **Fichte** *) die Motive der Lebenserhaltung:

„Welche Seelenstärke es auch erfordern mag, um sich zum Sterben zu entschließen, so erfordert es doch eine weit höhere, ein Leben, das von nun an nichts als Leiden erwarten läßt, und das man an sich für nichts achtet, wenn es auch das freudenvollste seyn könnte, dennoch zu ertragen, um nichts seiner Unwürdiges zu thun. Dieser Muth fehlt dem Selbstmörder, und nur in dieser Beziehung kann man ihn feige und muthlos nennen. Im Vergleiche mit dem Tugendhaften ist er ein Feiger, in Vergleichung aber mit dem Niederträchtigen, der der Schande und der Sklaverei sich unterwirft, bloß um das armselige Gefühl seiner Existenz noch einige Jahre fortzusetzen, ist er ein Held! —

Religion, gesundes moralisches Gefühl, Bewußtseyn gewissenhafter Pflichterfüllung und höhere Geistesbildung werden immer die besten Schutzmittel gegen solche gewaltige Aufregungen des Gefühlslebens bilden und den Menschen in den Augenblicken des Sturmes vor jener traurigen Verirrung bewahren, von der der Menschenfreund schaudernd seine Blicke wendet!

---

*) Johann Gottlieb Fichte, Professor der Philosophie zu Berlin, † 1814.

Capitel VII.

Leidenschaften, Laster, Fehler und Schwächen.

40.

Leidenschaftliche Aufregungen, Ungeduld, Zorn, Heftigkeit &c.

Der ist nicht ein Held, der im Zorn' den Löwen hervorlockt,
Der ist's, der auch im Zorn' gütig die Worte beherrscht.

Herder.

Menschen von besonders heftiger reizbarer Gemüthsart, welche selbst über Kleinigkeiten aufbrausen und ihren Unwillen durch leidenschaftliche Geberden, Worte und Handlungen ausdrücken, begegnen wir im Leben nicht selten.

Solche Menschen pflegt die Volksmeinung gewöhnlich als die „Besten" zu bezeichnen, weil nach der schnell vorübergehenden Aufwallung sich in der Regel thätige Reue, d. i. die größte Bereitwilligkeit zeigt, das begangene Unrecht einzusehen, den Fehler wieder gut zu machen, Kränkungen wieder versöhnen zu wollen, was allerdings eine Beschaffenheit des Charakters beweist, der an und für sich gut und edel ist, und nur durch die leidenschaftliche Aufregung des Augenblickes überwältigt, sich selbst verläugnen konnte.

Wir lassen nun dahingestellt seyn, ob diese Meinung sich bei allen jenen leicht entzündlichen Naturen bestätigt und müssen es den Psychologen überlassen, die Ursachen dieser Erscheinungen näher zu erklären, welche allerdings mit in der

Anlage des Temperamentes, Beschaffenheit des Blut- und Nervenreizes*) liegen mögen. So viel ist gewiß, daß eine solche unglückselige Neigung zur Aufregung und zum Zorne, in ihren jähen Ausbrüchen die Vernunft des Menschen völlig gefangen nimmt, unter dem Einfluße einer maßlosen Einbildungskraft seine Begriffe verwirrt und sein Urtheil überspannt, weßhalb auch **Jean Paul** mit Recht sagt:

„daß sich alle Leidenschaften nicht über den Grad und die Art, sondern über den Gegenstand ihrer Empfindung täuschen."

Hofmeister leitet das Wort „Aerger" in gleicher Beurtheilung der Sache von arg ab,

„weil man sich im Aerger den Gegenstand des Aergers immer noch ärger macht und vorstellt, als er wirklich ist."

Es ist nun allerdings viel leichter, die besten Rathschläge, die schönsten Lehren gegen Zorn und Heftigkeit zu lesen oder zu hören, und den Entschluß der Mäßigung zu fassen, als im Augenblicke des Reizes diese Lehren, wenn man sie auch vollständig eingesehen und anerkannt hat, in Ausübung zu bringen. Vergeblich sieht ein solcher Zornmüthiger selber ein, daß

„der Zorn meistens länger als die Verletzung dauert, daß, wer im Zorn etwas beginnt, dem Thoren gleiche, der im Sturme sich einschifft, daß die Funken des Zornes erst ihn selbst und zuletzt auf den Feind, wenn sie überhaupt treffen, fallen u. s. w."

Der Augenblick erfaßt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, im brausenden Wirbel der Leidenschaft gehen alle guten Gedanken, Lehren und Vorsätze unter, ganz und gar erfüllt von dem Einen, was seine leidenschaftliche Aufregung veranlaßte und das ihm seine krankhafte Phantasie zu einem Zerrbilde seiner Leidenschaft verwandelt.

*) Sogar Einflüße der Witterung sind bei stark sensiblen Personen schon beobachtet worden

Es wäre nun allerdings traurig, wenn es für einen solchen gestörten Seelenzustand kein Mittel gäbe, das nicht sowohl die leidenschaftliche Aufregung von ihrem Ausbruche zurückführt, (denn das würde selten oder nie gelingen), als den Ausbruch überhaupt verhütet. Ein solches Mittel findet **Seneca***) in dem Aufschube, das in der That das Vernünftigste und Wirksamste ist, an das man allein denken sollte, wenn man auch alle anderen Mahnungen vergißt.

Dieser Philosoph sagt hierüber einfach:

„Das beste Mittel gegen den Zorn ist Aufschub, damit sein erstes Aufbrausen sich lege und die Finsterniß, die auf unserer Besinnung lastet, sich entweder verliere oder nicht mehr so dicht sei. Manches, was dich in Heftigkeit jagt, wird eine Stunde, geschweige denn ein Tag mildern, **manches wird gar zu nichts werden!** Der Beistand, um den du die Zeit anrufst, wird wenigstens darin sich offenbaren, daß du mit Ueberlegung, nicht im Zorne handelst!

Wenn man nun ferner bedenkt, welcher Schaden aus den Wirkungen leidenschaftlicher Aufregungen theils für die Gesundheit, theils für unseren Vortheil in socialer Beziehung, z. B. in Dienstes-, Familien- und andern Lebensverhältnissen erwächst, wenn man ferner ebenfalls wieder zum Schaden für sich und Andere die Erfahrung gemacht hat, daß

„Oftmals ziehet der Zorn der Sterblichen, schlimmer als Wahnsinn,
Was das innerste Herz lange verborgen, an's Licht."

so möchte man wohl geneigt seyn, den Vorschlag **Seneca's** eines Versuches werth zu halten, um sein heißblutiges Naturell nach und nach an die Bezähmung zu gewöhnen, die so mannigfaltige Rücksichtsnahme für sich selbst und Andere zur Pflicht macht!

Wenn gleichwohl übrigens Ungeduld, Heftigkeit und Zorn mit zu den größten Fehlern eines Menschen zählen, so

*) In seiner vortrefflichen Abhandlung über den Zorn.

ist darum jener, der diese Eigenschaften nicht besitzt, nicht gerade in demselben Grade zu loben, als dieser zu tadeln ist; es gibt phlegmatische Naturen, die einer solchen Steigerung ihres Gefühlslebens gar nicht fähig sind, die in ihrer Lethargie von keiner anderen als einer indolenten Behandlung und Anschauung der Dinge wissen, somit also nie (oder nur in äußersten Fällen) jene Fehler begehen können, was offenbar dann keine Tugend ist und **Jean Paul's** Worte rechtfertigt:

Keine Ruhe und Kälte ist etwas werth, als die erworbene. Der Mensch muß der Leidenschaft zugleich fähig und mächtig seyn."

Ohne Kampf kein Sieg, ohne Mühe kein Verdienst, ohne Fehler keine Tugend! Gerade in der Beherrschung seiner Leidenschaften, in der siegenden Bewältigung des Reizes kann der Mensch sein besseres Selbst erproben und so sich von dem Joche seiner Einbildung befreien, das **Iselin** *) sehr richtig den gefährlichsten Feind seiner Freiheit nennt.

So sollten Jedem, der sich einer heftigen Gemüthsart bewußt ist, immer die Worte **Herder's** vorschweben:

Zähle dich nicht zu Menschen, so lange Zorn dich empöret,
Nur in der Ruhe gedeiht, Menschheit des Menschen — Verstand!

41.

Rache.

Vergeben und vergessen, das ist die Rache des braven Mannes.
Schiller.

Eine wirkliche oder nach unserer Meinung dafür gehaltene Beleidigung durch ein Uebel zu vergelten, das wir dem

*) Isaak Iselin, philosoph. Schriftsteller, Mitglied des großen Rathes zu Basel, † 1782, besonders bekannt durch seine „Geschichte der Menschheit," Basel 1786, und „Träume eines Menschenfreundes," Zürich 1776.

Beleidiger zuzufügen bestrebt sind, und die leidenschaftliche Begierde, daß dieses so bald als möglich geschehe, nennen wir Rache, Rachsucht. Sie ist die Leidenschaft ganz roher unwissender, nur dem thierischen Triebe ihrer leicht entzündlichen Natur folgender Menschen, oder der erbärmliche Triumph unedler, selbstsüchtiger, gemeiner Charaktere.

Verräth es an und für sich schon ein schlechtes Herz, an dem Uebel, an dem Unglücke seines Nebenmenschen Freude zu haben, um wie viel mehr steigert sich die schlimme Beschaffenheit desselben, dieses Uebel gefließentlich, mit Ueberlegung und Gebrauch aller hiezu direkt oder indirekt wirkenden Mittel herbeizuführen, und als fühlloser Zeuge dieser unglücklichen Wirkungen das elende Gefühl der Rache wegen Beleidigungen zu fühlen, an deren Veranlassung man vielleicht selbst nicht einmal ohne alle Schuld ist! Gesetzt auch, das Unrecht ist ganz auf der Seite des Beleidigers, was gewinnt der bessere Mensch in uns dabei, durch rächende Vergeltung desselben, das nämliche oder ein noch größeres Unrecht zu begehen? Wie unedel handelt ein solcher Mensch! Darum lehrten die Alten schon:

Die beste Rache an einem Beleidiger sei, es ihm nicht gleich zu thun!

Wodurch kann der Mensch den Adel seiner Gesinnung und den moralischen Werth seines Herzens mehr bekräftigen?

In ähnlicher Weise mahnt ein neuerer Schriftsteller mit christlich edlen Worten:

Rache für Beleidigungen fleuch!
Rache reißt zu neuen Freveln hin,
Rache macht dich deinem Feinde gleich,
Doch Verzeihung hebt dich über ihn!

Außer diesen dem eigenen edlen Selbstgefühle entnommenen Motiven gibt es noch andere, die Begierde nach Rache zu bekämpfen, die, wenn auch in der Aufregung des Augen-

blicks, heißes Blut und das beengende Gefühl der erlittenen Beleidigung die Fähigkeit der Ueberlegung in der Regel suspendiren, später jedenfalls in Erwägung kommen sollten. Durch dieselben werden wir mehr Gewicht auf die Beweggründe der Beleidigung und auf die dabei nothwendig wirkenden Einflüsse, als auf diese selbst, legen müssen, wenn wir z. B. die Frage untersuchen: welcher Persönlichkeit wir überhaupt gegenüberstunden? welche Erziehung dieselbe genossen, welchen Bildungsgrad sie errungen, welchem Stande sie angehört, wessen Temperamentes, Alters und Geschlechtes dieselbe ist und wie viel selbst körperliche Einflüsse (z. B. Kränklichkeit, gereizter Nervenzustand ꝛc.) oder auch äußere Umstände, Mißverständnisse, Zwischenträgerei und Aufreizung, Uebereilung u. s. w. zu dieser Beleidigung beigetragen haben mochten, die wir nun aus dem einzigen Beweggrunde vergelten wollen, um uns in dem unedlen, unsere Menschenwürde erniedrigenden Gefühle gemeiner Rache zu wiegen, die unserem Gegner jedenfalls wenigstens den Triumph bereitet, uns zum „Eingeständniß des uns durch ihn zugefügten Schmerzes" genöthigt zu haben, wie **Seneca** so treffend die Aeußerungen der Rache nennt.

Wie oft fügen wir, ohne Bedenken, Anderen dasselbe zu, was uns, von ihnen zugefügt, unerträglich wäre! Das alles sollte derjenige erwägen, der, von Rachegelüsten voll, darüber nachsinnt, wie er seinem Feinde auf das Empfindlichste schaden, ihn auf das Bitterste kränken könne!

Es ist wohl ein kaum mehr anzutreffender Grad von Tugend und Selbstverläugnung, der die edlen Worte **Klopstock's** zur praktischen Ausübung bringt:

Sich nicht rächen — auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,
Das ist edel! Erhaben ist es, den Beleidiger lieben,
Ihn in der Noth mit geheimer Wohlthat laben, ist himmlisch!

Das ist freilich der höchste Grad des Seelenadels, aber eben deßhalb bei der Schwachheit der menschlichen Natur auch die größte Seltenheit!

Wir müssen billig genug seyn, ein solches Tugendopfer nicht geradezu zu verlangen, wohl aber können wir erwarten, daß sich die edlere Natur des Menschen wenigstens in dem Verzichte auf Rache selbst da zeige, wo sich vielleicht hiezu Gelegenheit darbietet, daß der Christ, der sich doch sonst auf den Inhalt seiner Religionslehre etwas zu Gute thut, vor allen den Aussprüchen des göttlichen Menschenfreundes **Jesus** folge, der allenthalben Liebe und Versöhnung lehrte, und daß er wenigstens bedenken soll, wie viel unbeachtete Wahrheit die Lehre **Herder's** enthält:

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt.
Glück zu rauben ist leicht, **wieder zu geben ist schwer!**

42.

Eigennutz und Egoismus.

Eigennutz und Egoismus fordern mit Unverschämtheit gerade das für sich, was sie andern verweigern.

***

Der Eigennutz ist eine vielen Menschen eigenthümliche Leidenschaft, welche in dem Streben nach Nutzen und Vortheil ihre Befriedigung sucht, und bei allen Handlungen solcher Menschen den Impuls gibt. Es ist solchen Leuten schlechterdings unmöglich, irgend etwas zu thun, was nur einigermaßen ihre eigene Leistung in Anspruch nimmt, wenn sie nicht des daraus hervorgehenden Vortheils sicher sind, oder ihn wenigstens erwarten. Es versteht sich ohnehin, daß eine solche Eigenschaft den Gefühlen der Humanität gerade gegenüber steht,

und daß keine wahrhaft große und edle Seele mit dem Schmutze des Eigennutzes behaftet seyn kann, sondern im Gegentheil in der Aufopferung eigener Vortheile zu jenem des Mitmenschen Freude und Genuß findet.

Schon **Cicero** hat gesagt:

„daß sich der sittliche Werth des Menschen in dem Maaße verringere, je mehr der Mensch in Allem was er thut, nur seines Vortheils, nicht seiner Pflicht achtet."

Wenn sich der Eigennutz mehr auf den Erwerb zeitlicher Vortheile, sehr oft mit Hintansetzung seiner Gewissenhaftigkeit, verlegt, so stellt die Eigenliebe mehr ihr eigenes Ich in den Vordergrund.

In wohlgefälliger Selbstbetrachtung, und nicht selten Ueberschätzung seiner oft nur eingebildeten Vorzüge und im steten Selbstvergleiche mit Anderen, denen er übrigens nie einen Vorzug über sich einräumen wird, behandelt der Egoist alle Menschen nur als bloße Mittel für seine Zwecke, er mißt ihnen keinen oder nur so lange bleibenden Werth bei, als sie seinen Wünschen und Zwecken förderlich erscheinen. Daß ein solcher Mensch allerdings viel Verstand haben kann, der in kalter Berechnung immerwährend den Zuwachs seiner angenehmen Empfindungen, gleichviel auf welche Kosten, im Auge behält, ist wahrscheinlich, aber sicherlich besitzt er kein Herz, keinen Sinn für die edelsten Empfindungen des Menschen, die süßduftende Blume der Humanität verdorrt in dem glühenden Sandboden der Selbstsucht, und kalt, öde und leer, wie ein ausgebrannter Vulkan, steht ein solcher Selbstling, der immer nur an sein eigenes, nie an das Wohlbefinden Anderer gedacht, keinem Mitmenschen auf seinem ganzen Lebenswege je etwas Gutes gethan, wie oft er auch dazu Gelegenheit gehabt hätte, weder selbst eine Seele wahrhaft geliebt, noch von einem Wesen geliebt wurde, am Ende seiner Tage im Gefühle seiner Verlassenheit, mit finsteren Blicken zurück, mit hoffnungslosen vorwärts sehend!

Wenn hiemit auch allerdings nur der höchste Grad egoistischer Beschaffenheit geschildert ist, der sich zur Ehre der menschlichen Natur nicht in zu häufigen Erscheinungen wiederholt, so kommen die minderen Abstufungen desselben um so öfter, ja man kann sagen, allgemein vor, weil es keinen Menschen gibt, der **ganz frei** von einem gewissen Grade von Eigenliebe, nicht einmal von Eigennutz ist, wenn seine angebliche Tugend hierin auf eine scharfe Probe gestellt wird, und sollte sich dieß zuletzt nur etwa darin bestätigen, daß ihn Lob erfreut und Tadel verletzt!

Goethe sagt mit Recht:

„Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als selber tragen; jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und gibt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten, nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie ändern wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird läugnen, daß es in seinem Herzen eben so bestellt ist!

43.

Undank.

> Man findet wenig Undankbare, so lange man im Stande ist, wohl zu thun!
>
> ***

Wie häufig hört man über den Undank der Menschen klagen, wie oft sich aussprechen über getäuschte Erwartungen von der so sicher gehofften Erkenntlichkeit derjenigen, denen man Gutes gethan, wie oft darum den Entschluß verkündigen, man wolle von nun an für Niemand mehr etwas thun, oder wenigstens dieß nur auf ganz wenige Fälle beschränken, weil man so oft und bitter in der Voraussetzung der Dankbarkeit betrogen worden sei.

Diese Klagen sind gänzlich ungegründet. Wenn wir nämlich Jemanden eine Wohlthat erweisen, und zwar in der reinen Absicht, die Tugend der Wohlthätigkeit zu üben, so kann es uns wenig kümmern, was unsere Handlung für eine Wirkung auf das Gemüth des Empfängers in Beziehung auf uns hervorbringt, denn ein wahrhaft edles Herz wird darin seine eigene Glückseligkeit finden, zu jener seiner Mitmenschen beizutragen, und somit also denselben aus reiner Humanität dienen.

Rechnet man aber auf gewisse Dankbarkeit, und übt nur in der Voraussetzung des Gegenempfanges von Beweisen der Erkenntlichkeit eine Wohlthat, so hat man dadurch nur dem Eigennutze, nicht der Menschlichkeit gedient.

„Du gibst nicht, du verkaufst, wenn du bei jedem Freundschaftsdienste auf gewisse Dankbarkeit rechnest."

Es gibt jedoch noch eine andere Art, den Ungrund der Klage über Undankbarkeit auf eine schlagende Weise zu beweisen, wenn wir nämlich das Gefühlsvermögen des Menschen in Betrachtung ziehen, denn:

„Dank ist eine Empfindung, und weder Wort noch That, also lächerlich, Undank schelten, weil man Niemand die Fähigkeit einer Empfindung aufnöthigen kann." Hofmeister.

Wir müssen also erst untersuchen, ob derjenige, über dessen Undank wir zürnen, die Erkenntniß und die richtige Schätzung der ihm erwiesenen Wohlthat besitzt, ob er die Größe und den Werth derselben in demselben Maaße empfindet, als wir, nach unseren Gefühlen hiebei, unbedingt voraussetzen?

Und in der That scheint diese Erwägung am meisten geeignet zu seyn, unser Mißbehagen über Undankbarkeit zu beseitigen, da es z. B. Niemand einfallen wird, von seinen Mitmenschen irgend ein Gefühl zu einer bestimmten Zeit aus dem Grunde zu verlangen, weil er glaubt, daß er dieses Gefühl nunmehr haben müsse.

Doch ist der aus dem reinen Gefühle der Tugend hervorgehende Beruhigungsgrund das Gute um des Guten willen, und nicht der Erkenntlichkeit wegen, zu thun, der Edlere.

Wie ungerecht aber die Menschen oft in Beurtheilung Anderer im Vergleiche mit ihren eigenen Handlungen und hier in Bezug auf Dankesgefühle sind, mag in der Wahrheit ruhen, welche wir gewiß schon Alle selber empfunden haben:

„Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein; wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken!“

Goethe.

Ein anderer Dichter theilt uns eine weitere Beobachtung über das undankbare Benehmen von Menschen mit:

Wenn die feinen Leute Alles,
Was sie wünschten, von dir haben,
Sei so gut und thu' noch Eines,
Laß dich still und rasch begraben,
Denn ein Dorn ist's ihren Augen,
Macht im Aerger sie erkranken,
Manchmal Jemand zu begegnen,
Dem sie all' ihr Heil verdanken!

und dem als ein schöner Gegensatz die edle Aeußerung des römischen Kaisers **Gratianus** an seinen Lehrer, den er soeben zum Konsulat befördert hatte, gegenübersteht:

„Ich bezahle, was ich dir schuldig bin, und bleibe dir schuldig, was ich bezahlt habe.“

Es ist im Allgemeinen eine sehr edle Sache um das Wohlthatenspenden, und es wird einer edlen Seele immer das Bewußtseyn, irgend eine Thräne der Hilfsbedürftigkeit getrocknet zu haben, zu einer stillen Befriedigung gereichen, nur, wie gesagt, muß eine solche Handlung aus ganz lauterer Absicht, aus dem reinen Gefühle der Tugend und um ihrer selbst

willen geschehen, wenn sie überhaupt einen Werth haben soll, z. B. einem wohlthätigen Vorhaben keinen Eintrag thun, wenn man auch die Erfahrung gemacht hat:

„daß man mehr Freunde durch Wohlthaten verliert, als man durch Dankbarkeit gewinnt."

44.

Geiz und Verschwendung.

Wie wenige besitzen dich, o Gold,
Sie steh'n als Sklaven nur in deinem Sold.
Müchler.

Geiz und Verschwendung werden sich in der Anzahl ihrer Erscheinungen so ziemlich die Waage halten, obwohl die Neigung zur Genußsucht und luxuriösem Aufwande in neuerer Zeit immer mehr Ausbreitung zu gewinnen scheint. Geiz und Verschwendung sind extreme Leidenschaften, aus einer unvernünftigen Auffassung des Lebenszweckes hervorgehend, den der Geizige in dem zwecklosen Besitze von Geld und Gut, nicht aber in dessen Gebrauch, der Verschwender in dem fortwährenden, möglichst umfassenden Genuße aller möglichen sinnlichen Vergnügen, oft in sehr thörichter Weise, zur Schau trägt.

Zwischen beiden lassen sich nicht uninteressante Parallelen ziehen, wie sie z. B. der sinnige gemüthvolle Dichter **Hebel***) anführt:

„Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen, der Verschwender bringt es zwecklos durch, der Geizige hat keinen, der Verschwender einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

*) Johann Peter Hebel, Direktor des Lyceums zu Karlsruhe, und Prälat, † 1826, weithin bekannt durch seine „Allemanischen Gedichte", Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes und andere volksthümliche Schriften. (Sämmtliche Werke Karlsruhe 1847.)

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, wann er will, dem Verschwender wird es immer schwerer, je mehr er sich davon entfernt, der Geizige kann, aber will selten, der Verschwender möchte oft, aber kann nicht mehr! der Eine macht sich Feinde, der Andere erwirbt sich Freunde, schlimmer als Feinde. Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen, diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist. Geiz ist die Wurzel alles Uebels, Verschwendung ein Baum voll bitterer Früchte; den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender der Kummer; jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen die Noth!

Wie viel Wahrheit liegt in diesen wenigen Worten! Wie beherzigenswerth ist dieselbe als Mahnung für alle, welche im unverzeihlichen Leichtsinne das Erbe ihrer Väter, oder sonst ihnen zugekommenes Vermögen ꝛc. in vagen Genüssen vergeuden, um zuletzt, vielleicht mit theuern Angehörigen, im Alter zu darben, in Armuth und Schande ein qualvolles Daseyn, nicht selten an dem nämlichen Ort zur Schau tragen zu müssen, der früher ihre glänzenden Tage gesehen, und das Alles mit dem qualvollen, wenn auch gerechten Vorwurfe eigener Schuld im Herzen!

Wenn man die Frage aufstellte, welches von beiden Lastern, Geiz oder Verschwendung, das größere, das mehr zu vermeidende sei, so müßte man bei allen häßlichen, die Menschenwürde verletzenden Voraussetzungen und Wirkungen, die man von dem schmutzigen Laster des Geizes in der Regel unzertrennlich findet, dennoch diese Frage mit der „Verschwendung" beantworten, wenn auch zugegeben werden mag, daß der Verschwender außerdem ein sittlich vortrefflicher Mensch seyn und große und edle Eigenschaften besitzen kann, welche dem Geizigen immer fehlen werden.

Der Geizige übt sein Laster nur auf Kosten seines eigenen innern Werthes aus, ohne damit seine Mitmenschen wesentlich zu beeinträchtigen, welche ohnehin später seine lachenden

Erben werden, während der Verschwender mit einem ebenfalls immerhin zweideutigen moralischen Werthe nicht nur sich, sondern auch andere Menschen, gegen welche er vielleicht Verpflichtungen trägt, durch seine thörichte Lebensweise in den Abgrund zieht, der um so furchtbarer ist, je mächtiger und stärker die Wirkungen des Geldes, als des unumgänglich nöthigen Existenzmittels, auf die Verarmung hervortreten, und derlei herabgekommenen Menschen nicht selten ein Lebensloos bereitet, das in dem Bewußtseyn einst verlebter besserer Tage in moralischer und materieller Beziehung eine wahrhafte Marter für jedes bessere Gefühl ist!

Möchten doch Alle, deren Gewissen in dieser Beziehung nicht frei ist, des alten Spruches eingedenk seyn:

„Die Verschwendung frühstückt beim Ueberfluße, speiset zu Mittag mit dem Mangel und zu Nacht mit der Schande. Es gibt einen schimmernden Weg, der zur Dunkelheit, und eine mit Gold belegte Straße, die zur Armuth führt; der Verschwender wandelt sie!

Sparsamkeit und Genügsamkeit, eine ruhigere Anschauung der Dinge, welche vor deren Ueberschätzung abhält, Vergnügen (wenn sie Geld kosten), innerhalb der Zureichenheit der vorhandenen Mittel, geben sicheren und nachhaltigeren Genuß, als die rauschende Lust unsinniger Verschwendung, die mit tausend schmerzlichen Thränen der Reue sich später den kurzen Rausch der Sinne bezahlen läßt!

Wie viele, die Alles „gekauft, was sie nie gebraucht, hatten endlich verkaufen müssen, was ihnen unentbehrlich war," wie viele sahen erst in spätern Jahren die trostlose Wahrheit des Spruches ein:

Wer seine Saat aufisset im Keime, der nehm' in der Ernte
Statt der Aehren denn auch einzeln mit Stoppeln vorlieb.

Herder.

Darum „denk ans Ende“ war die kurze, kluge Weisheitslehre der Alten, die in ihrem Inhalte eine ganze Predigt aufwiegt, und die der Geizige, noch mehr aber der Verschwender sich tief ins Herz prägen soll!

45.

Neid.

Des Neides Laster ist nicht deiner Strafe werth,
Neid bricht sich selbst den Hals, fällt in sein eigen Schwert.
Tschcerning.

Wer mit prüfenden Blicken das Benehmen und die Handlungen der Menschen beobachtet, wird die Richtigkeit der schon oft aufgeworfenen Behauptung, daß Egoismus der Haupt-Charakter der Menschen sei, bei weit aus der größten Mehrzahl derselben, im Großen wie im Kleinen, bestätigt finden.

Was ist sich nun zu verwundern, den Zwillingsbruder der Selbstsucht, den Neid, ebenso oft als diese anzutreffen, uud überhaupt als nothwendige Konsequenz aus einer Charakterlage hervorgehen zu sehen, was dem Keime nach in ihr lag und sich folgern mußte, wie die Frucht der Blüthe?

Neid und Egoismus sind immer eng miteinander verbunden und bilden eine ziemlich allgemein verbreitete Charakter-Eigenschaft der Menschen, die ihre größte Wirkung da äußert, wo sie am meisten provozirt wird; so z. B. an Höfen, wo oft eine einzige Gunstbezeugung des Fürsten für einen Einzelnen, die Galle des ganzen Hofzirkels erregt, in den Kreisen der höheren Gesellschaft, wo nicht selten ein größerer Luxus im Arrangement oder in der Damentoilette Neid und Mißgunst hervorruft, im gewöhnlichen Leben bei sogenannten „Glücksfällen“, Erbschaften, Rangerhöhungen und anderen

Auszeichnungen, mit einem Worte überall da, wo ein Anderer irgend ein Gut erhält, das man selbst noch nicht hat, aber schon lange sehnlichst zu besitzen wünschte.

Dieser „Verdruß über fremde Freude," wie man nicht unpassend den Neid bezeichnete, ist sicherlich weder ein Kennzeichen eines edlen Charakters, der eher in der Freude seines Mitmenschen seine eigene findet, noch eines großen Verstandes, weil er einen übermäßigen Werth auf Dinge legt, die einen solchen nicht in sich selbst haben, sondern nur von der herrschenden Meinung borgen, in keinem Falle aber zeugt er von Humanität, deren erste und oberste Aufgabe es ja ist, das Glück und das Wohlergehen des Nebenmenschen auf alle Weise befördern zu helfen, nicht aber es ihm entziehen zu wollen, indem man ihn beneidet.

Vortrefflich ist die Lehre **Epictet's**,*) nach welcher in allen jenen Fällen, welche den Neid wach rufen könnten, sogleich zu unterscheiden ist:

„Ist das, was dein Nebenmensch erhielt, etwas Gutes oder Schlimmes? Ist es gut, so mußt du dich freuen, daß es ihm zu Theil geworden ist (das macht dir die Humanität zur Pflicht); ist es schlimm, so braucht es dich nicht zu schmerzen, daß du es nicht erlangt hast; warum beneidest du ihn also?

Wie kommt es, daß man Menschen ihrer Tugenden wegen nicht beneidet? daß ehrliche, rechtschaffene Männer eben ihrer seltenen Biederkeit, Verläßigkeit, Treue und Unbestechlichkeit wegen, oder edle Frauen ihrer hingebenden Liebe und Aufopferung ihrer fleckenlosen Tugend halber, nicht mit denselben quälenden Gefühlen des Neides betrachtet werden, als Andere, die so eben durch die Gunst der launenhaften Glücksgöttin mit den Gaben des Reichthums und der Auszeichnung beschenkt wurden, während man doch von allen Kanzeln herab von der Nichtigkeit des irdischen Glückes, von der Werthlosig-

*) In seinem bereits pag. 68 erwähnten Handbuche (Cap. XXV.)

keit des kurzen, vorübergehenden, irdischen Besitzes predigt und dagegen Tugend und Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Menschenliebe als die wahren, einzig erstrebenswerthen Güter bezeichnet, die den Menschen allein noch über das Grab begleiten und ihm ein besseres Leben jenseits verheißen, wenn er längst allen irdischen Tand, um den er sich dießseits allein so eifrig zu bemühen schien, hinter sich gelassen?

Aber nicht allein die materielle Gunst des Glückes, auch eine höhere Begabung des Geistes, die Geltendmachung irgend eines vorzüglichen Talentes entgeht den Anfeindungen des Neides nicht, sobald daraus ein besonderer Vortheil für den so von der Natur Bevorzugten erwächst oder das eigene Wissen und Können hiedurch in den Schatten gestellt wird. Sehr treffend bemerkt hierüber **Goethe**:

Ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neid's entflieh'n,
Ein solcher Mann verzeiht den Andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre, denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du, wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit,
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihen! —

— Wie vielen Tausenden solcher armseliger Menschen begegnet man am Lebenswege und welche Geduld und Selbstüberwindung hat nicht schon oft ein genialer Kopf üben müssen, wenn er, vielleicht vom Glücke vernachläßigt, aus Rücksicht für seine und seiner Angehörigen Existenz, der anmaßenden aber „beglückten" Beschränktheit feindlich gegenüber stund, die ihn eben darum die Ueberlegenheit der augenblicklichen Macht ihres Besitzes, Ansehens oder ihres Ranges unedel empfinden

ließ, weil eine andere Begegnung mit ebenbürtigen Geisteswaffen schlechterdings unmöglich war! —

Aber dennoch ist keinem Neidigen je wohl geworden, denn der Neid ist der geborne Feind der Zufriedenheit und straft den Menschen durch die unangenehmsten Gefühle. So heißt es schon bei den alten Griechen:

Wehe dem grämlichen Neide! Wie starret von stechenden Dornen,
Welche zur Qual er sich pflanzt, um ihn ein wuchernder Wald!
Aengstlich zählt er die Blümchen auf fremden Gefilden und pflanzet
Aengstlich, wenn eines ersprießt, Dornen auf's eig'ne Gebiet! —

eine Wahrheit, welche ein anderer Dichter in dem Ausrufe wiederholt:

Neid, du großes Uebel, das ist das Gute noch an dir,
Daß du mit eigenem Pfeil selber das Herz dir durchbohrst! —

46.

Falschheit und Verstellung, Heuchelei &c.

„Wer spät im Leben sich verstellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus!"
Goethe.

Wir nennen einen Menschen, welcher sich äußerlich anders zeigt, als er gesinnt ist, der sich somit aus irgend einer Absicht verstellt, um Andere zu täuschen, seine Ansichten und Meinungen absichtlich verbirgt, um Andere zu hintergehen — falsch. Wenn man den Begriff des Gegentheils in seiner ganzen Schärfe festhält, also einen Menschen betrachtet, welcher in allen seinen Reden und Handlungen offen und wahr ist, ohne allen Rückhalt, die Meinung seines Herzens und seines Verstandes äußert, durch keine Rücksicht sich zu irgend einer Verhehlung seines Denkens und Fühlens bestimmen läßt, so möchte ich doch die Frage aufstellen: Wie viele Menschen gibt

es demnach, welche, im strengsten Sinn genommen, wahr und aufrichtig sind? Wenn man die Abhängigkeit betrachtet, in welcher die überwiegende Mehrzahl der Menschen durch freiwillige oder gezwungene Dienstbarkeit, durch Zwang äußerer Verhältnisse, durch Rücksichten aller Art, durch die Spekulationen auf die Zukunft oder den Nutzen der Gegenwart, lebt, wenn man die unzähligen Beweggründe, worunter Eigennutz, Eitelkeit und Selbstliebe oben an stehen, anführen wollte, welche die Menschen veranlassen, anders sich zu zeigen, vor allen aber anders zu sprechen, als sie denken (es würde Bände füllen), so geht hieraus ein nichts weniger als freundlicher Ueberblick über das Menschenleben und seine Beziehungen hervor; man wird Täuschung, Falschheit, Verstellung, unwahre Verhältnisse, an der Tagesordnung finden, man muß sich geradezu gestehen, daß so lange ein Mensch den Anderen nöthig hatte, der Trieb der Selbsterhaltung, d. i. die Furcht vor Schaden und die Spekulation auf Vortheil, jenen Grad der Offenheit und Aufrichtigkeit unmöglich machte, den wir als Tugend, dem Gegensatze gegenüber, verehren und wünschen sollten, was **Goethe** zu dem allerdings etwas scharfen Ausspruche veranlaßte:

Wir selbst betrügen uns so gern
Und ehren die Verworf'nen die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht,
Nur die Galeerensclaven kennen sich,
Wo jeder sich für einen Schelmen giebt,
Und seines Gleichen auch für Schelme nimmt;
Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen!

Es ist zwar, wie **Lichtenberg** meint

„in den meisten Fällen schwerer, klugen Leuten glauben zu machen, man sei, was man nicht ist, als wirklich zu werden, was man scheinen will,“

was seine offenbare Richtigkeit hat, jedoch gleichen die gegenseitigen Interessen und die Voraussetzung der Ueberzeugung, daß mit den Tugenden unbedingter Offenheit und Ungeschminktheit, ohne dem eigenen Vortheil zu schaden, sich nicht leben lasse, gar bald die Mißliebigkeit solcher Entdeckungen aus, und man entschuldigt wohl noch gar den „klugen Kopf", der wenigstens sein Interesse zu verfolgen wisse, namentlich wenn derselbe damit eine gewisse Gewandtheit in Behandlung der „Formen" verbindet!

„Die meisten Menschen theilen die den Diplomaten zum Vorwurf gemachte Verstellung, nur nicht die Kunstfertigkeit darin",

sagt ein neuerer Schriftsteller, und hat wohl in der Mehrzahl Recht, doch giebt es wohl noch einzelne biedere, kräftige Naturen, die unbekümmert um Lob und Tadel dessen, was sie einmal für wahr erkannt, ihre Herzensmeinung kurz und bündig erklären, und in ihrem ganzen Wesen jene Bereitschaft zur energischen Verfechtung ihrer Ansichten zeigen, welche das Charakteristische jener biderben Naturen ist. Solche Menschen leben indessen in der Regel in Unabhängigkeit, oder üben im anderen Falle ihre Tugend sicherlich nur auf ihre eigenen Kosten aus. Mit Veränderung zweier Worte kann man mit **Schiller** sprechen:

Alles sei wahr, was du sagst, doch dabei Freund, laß' es bewenden,
Hüte dich ja, alles zu sagen, was wahr! —

und damit nur jene Klugheitsregel beobachten, ohne welche, bei nur einiger Abhängigkeit von den Menschen, sich schlechterdings nicht durchkommen läßt, und welche übrigens ohne Nachtheil für die Ehrenhaftigkeit des Charakters und eigene Selbstachtung sehr wohl zu üben ist, wenn man in allen Fällen, wo die Klugheit verbietet, das Wahre zu sagen — Schweigen beobachtet, und sich um keinen Preis bestimmen läßt, sich gegen seine Ueberzeugung zu äußern.

Am schlimmsten sind allerdings jene daran, welche die drückendsten armseligsten Lebensverhältnisse in solcher Abhängig-

keit und Dienstbarkeit halten, daß sie eine eigene Meinung, ihr eigentliches Selbstgefühl in einer Sache, niemals zu äußern wagen dürfen, so bald sie damit anzustoßen glauben, was nach und nach zur vollendeten Knechtschaft führt, die sich dann sogar in der Schaustellung ihrer Kennzeichen zu gefallen scheint, weßhalb die Bemerkung:

„Allen denen, welche sich am tiefsten vor dir bücken, traue am wenigsten; sie sind entweder dumm oder schlecht. Ein wahrhaft edler Mensch verrichtet seine äußerlichen Ehrenbezeugungen für Andere, immer mit eigenem Anstand; er wird nicht selbst niederträchtig, indem er Andere achtet,“

viele Wahrheit enthält.

Falschheit, Lüge und Verstellung werden immer auf Kosten des sittlichen Werthes geübt, und treten namentlich bei den edleren Verhältnissen der Menschen, in der Liebe und Freundschaft in ihrer ganzen Schroffheit und Häßlichkeit hervor. Welch eine Niedrigkeit der Gesinnung, welch ein roher Zustand des sittlichen Selbstgefühls, Liebe oder Freundschaft zu heucheln, elenden Vortheils wegen, ein arglos vertrauendes Wesen zu hintergehen! Ein solcher Mensch ist gefährlicher als ein reißendes Thier, das seine Eigenschaften doch zur Schau trägt, die man kennt und sich davor schützen kann! Welche Schutzwaffe hat aber der Unerfahrene gegen Falschheit, Verstellung, List und Heuchelei?

Mit ebenso einfachen als kräftigen Worten spricht der griechische Dichter **Theognis** einen falschen Freund an:

Kose mir nicht in Worten und denke dann anders im Geiste,
So du mich liebest und treu, schlaget im Busen dein Herz,
Sondern mich lieb, entweder in Lauterkeit oder entsagend,
Feinde mich an und erheb' offen vor allen den Streit;
Doch, wem bei einiger Zunge das Herz zwiefältig, o Kyrnos,
Der ist ein arger Gesell, Feind mir erwünschter, als Freund!

47.

Schmeicheln und Kriechen.

„Geschmeidigkeit und Furcht machen noch geschwinder zum Schurken als Habsucht!“ — Klinger.

Wohl hatte **Diogenes** Recht, wenn er von den wilden Thieren den Verläumder, von den zahmen aber den Schmeichler als das schlimmste bezeichnete; denn was läßt sich nicht alles von einem Menschen erwarten, der mit Hintansetzung seiner moralischen Selbstwürde — falsch und doppelzüngig — lediglich nur auf seinen Vortheil lauernd, sich zu dem elenden Gewerbe eines Schmeichlers erniedrigt, gegen seine Ueberzeugung Dinge lobt, deren Werthlosigkeit er nur zu gut kennt, der mit süßen Reden und Betheuerungen mit krummen Rücken sich die Gunst eines Höheren zu erwerben sucht, von dem er sich eben Nutzen und Gewinn verspricht, während er denselben vielleicht im Herzen verachtet, mit einem Worte, was ist das für ein Mensch, der mit erzürntem Herzen lächeln, mit innerlich froh erregten Gefühlen, das tiefste Bedauern zeigen, überhaupt jeden Ausdruck der Seele täuschend nachheucheln kann, wenn er davon Vortheil erwartet?

Ein solcher schlimmgearteter Mensch ist sicher auch vernachläßigten Geistes, denn es widerstrebt dem Wesen einer durch die Schätze der Bildung geläuterten Erkenntniß, es widerspricht der hieraus gewonnenen Liebe zum Schönen und Guten, in jene Tiefen gewöhnlicher Miserabilität zu versinken, über welche veredelnde Bildung und bessere Ueberzeugung so unendlich hoch erhebt. Man begegnet zwar im gewöhnlichen Leben vielen derartigen Kreaturen, welche in ihrem äußern Erscheinen und Benehmen zur „gebildeten Klasse“ gehören, sogar Rang und Ansehen haben können, aber doch ewig und immer **Bedientenseelen** bleiben, weil ihnen der innere Halt,

das Selbstgefühl ihres moralischen oder geistigen Werthes mangelt, denn allein jene wahre Bildung verleiht, die nicht allein nur den Verstand bildet, sondern auch den Sinn veredelt und vor Allem dem Menschen seine Selbstwürde bewahren lehrt, ohne welche er unrettbar dem Gemeinen, dem sittlichen Verderbniße anheimfällt.

Man betrachte einmal eine solche ordinäre Seele, wenn sie einen Zweck erreicht, jene Stellung, jenen Besitz wirklich erobert, wegen welchen sie ein halbes Leben hindurch die Schlangenwindungen der Schmeichelei und Bettelei durchkroch, welcher Dünkel und brutale Anmaßung auf einmal die Stelle der früheren Unterthänigkeit einnimmt, wie sich das Wort unseres wackeren **Seume** bewahrheitet:

„Je niederträchtiger der Kriechling sich seine Macht erschlichen und erschachert hat, desto drückender übt er sie! —

Ein Mann von ächter Geistes- und Herzens-Bildung wird niemals und wenn er das sehnlichst Erwünschte, das Beste und Höchste damit erreichen könnte, sich zum Schmeicheln und Kriechen erniedrigen, niemals gegen seine Ueberzeugung sprechen, sondern lieber ganz schweigen, wo er sie nicht äußern darf, lieber, wenn auch schmerzlich, entbehren, als etwas auf einem anderen, als dem geraden Wege der Ehre und eines würdevollen Benehmens, erreichen, niemals sich von äußern Glanz und Rangverhältnissen bis zur Demuth einschüchtern lassen*), immer auf den Kern mehr als auf die Schaale

*) Es ist für manchen wackeren, braven Mann eine sehr betrübende deprimirende Wahrheit, die **Knigge** in dieser Richtung ausspricht:

Wünschest du zeitliche Vortheile, Unterstützungen, Versorgung im bürgerlichen Leben, möchtest du in einer Bedienstung angestellt werden, in welcher du deinem Vaterlande nützlich seyn könntest, so mußt du darum bitten, ja nicht selten — betteln!

Rechne nicht darauf, daß die Menschen, sie müßten denn deiner ganz nothwendig bedürfen, dir etwas anbieten, sich ungebeten für dich verwenden werden, wenn dein Talent auch noch so laut spricht und Jedermann weiß, daß du Unterstützung verdienst und bedarfst. Jeder sorgt für sich und die Seini-

sehen, in allen Verhältnissen des Lebens **sich selbst genügen**, und mit dem Schiller'schen **Buttler** sprechen:

Ein Jeder giebt den Werth sich selbst! Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir,
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte. —

Dieses Gefühl der Selbstwürde wurzelt nicht minder in einer durch Kenntnisse erworbenen Bildung, als auch in dem Bewußtseyn innerer moralischer Tüchtigkeit, einer fleckenlosen Rechtschaffenheit, das sich noch neben jeder menschlichen Größe, neben Rang, Geburt und Ansehen, Macht und Reichthum geltend macht und selbst dem heftigsten Gegner bewußt oder unbewußt, jene Achtung abnöthigt, welche wahrer Tugend noch immer zu Theil geworden ist.

Durch Stolz, Hochmuth und Eitelkeit von dem Fehler der Schmeichelei und Kriecherei entfernt seyn, heißt eine Tugend auf Kosten einer anderen üben und hat keinen moralischen Werth. —

Etwas anderes aber ist, die erniedrigenden Mittel der Schmeichelei zur Erreichuug irgend eines Zweckes aus Gründen persönlicher Selbstschätzung verachten, aber dennoch für die Schmeichelei Anderer ein empfängliches Ohr besitzen. Man sollte glauben, das verwerfende Gefühl in jener Hinsicht müßte auch das nämliche in dieser seyn. Aber da regt sich nun wieder der menschliche Grundcharakter, der Egoismus, das Wohlgefallen an eigenen angenehmen Empfindungen und bewirkt, daß wir selbst bei offenbar etwas übertriebenen Schmeicheleien (wenn wir sie auch grundsätzlich selbst Andern nicht sagen würden), uns nichts weniger als unangenehm be-

---

gen, ohne sich um den bescheidenen Mann zu kümmern, der indeß in seinem Winkelchen seine Talente vergraben und — verhungern kann.

Darum bleibt so mancher Verdienstvolle bis an seinen Tod unbekannt und außer Stand gesetzt, seinen Mitbürgern nützlich zu werden, weil er nicht betteln, nicht kriechen kann! —

rührt fühlen, und es mit der Untersuchung ihrer Solidität nicht allzugenau nehmen, da wir wenigstens doch immer etwas von ihrem Inhalte sehr wohl verdient zu haben glauben.

Ob wohl **Lichtenberg** Recht hat, wenn er behauptet:

„Wer sagt, er hasse alle Arten von Schmeicheleien und es im Ernste sagt, der hat gewiß noch nicht alle Arten kennen gelernt, theils der Materie, theils der Form nach! —" ? —

48.

Lügen.

„Sich zu befestigen, strebt mit Angst und Sorgen die Lüge,
Wund're dessen dich nicht, sieht sie doch nur auf sich selbst.
Aber die Wahrheit erhebt voll freudigen Muthes ihr Antlitz
Mitten in Stürmen und Nacht; Siehe sie stehet auf Gott!" —
Krummacher.

Wahrheit und Worttreue sind die unerläßlichen Bedingungen sowohl des großen sozialen Verkehrs, als auch des inneren Familienlebens. Auf Treu' und Glauben, der Verläßigkeit des Wortes vertrauend, treten die Menschen unter sich in die verschiedenartigsten Beziehungen und Verhältnisse, richten sich darnach in ihren Unternehmungen und behandeln darnach ihre Angelegenheiten.

Alles geht aus den Fugen, wo dieses Vertrauen erschüttert, wo es durch Lüge und Betrug vernichtet wurde. Diese zerstörende Wirkung der Lüge bethätigt sich nicht allein in dem materiellen Ruin sozialer Beziehungen, sondern auch in der moralischen Desorganisation des einzelnen Menschen. Schon bei dem griechischen Dichter **Theognis** heißt es:

Anfangs gleich frommt wenig die Lüg' und nahet der Ausgang,
Giebt ihr Gewinn heillos gleich wie entehrend sich kund,
Beides zumal und es bleibt nichts Würdiges ferner dem Manne,
Folgt ihm die Lüg' und entschlüpft über die Lippe einmal! —

Wie verächtlich steht ein Lügner da, wie verächtlich muß er sich selber vorkommen, wenn er der Lüge überwiesen, eingestehen muß, wie schändlich er das arglose Vertrauen seiner Mitmenschen gemißbraucht, das die Seele des menschlichen Verkehrs ausmacht, wie schlimm muß man auf die übrigen moralischen Eigenschaften eines solchen Menschen schließen! Das fühlt aber auch ein Lügner, wenn er noch ein Fünkchen Ehrgefühl besitzt, und deßhalb ist, wie **Jean Paul** sagt:

„keine Schamröthe über eine Sünde so brennend, als über jene der Lüge,"

und **Goethe** schildert mit treffenden Worten den Gemüths-Zustand eines Lügners:

O weh! die Lüge! sie befreit nicht
Wie jedes and're wahr gesprochene Wort
Die Brust; — sie macht uns nicht gesund, sie ängstigt
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und versagend sich zurück
Und trifft den Schützen! —

Aber abgesehen von der gräulichen Verlegenheit eines ertappten Lügners knüpfen sich gerade bei diesem Laster so viele Konsequenzen, eine solche Verkettung der folgenden Umstände *an die erste Lüge*, daß der Lügende beinahe immer genöthigt wird, eine zweite Lüge zu ersinnen, um den Inhalt jener Ersten aufrecht zu erhalten, dieser eine Dritte, Vierte — Zehnte folgen zu lassen, um die Vorhergehenden rechtfertigen zu können, und damit so recht das alte Volkssprichwort bestätigt:

Laß dich vom Teufel fassen nur am Haar,
So bist du sein auf ewig ganz und gar! —

Ebenso bemerkt **Jean Paul**:

„Wie hetzt oft eine einzige Lüge den Menschen herum! Es ist eben so unmöglich mit *einer* Lüge, als mit *einer* Kinder-

blatter durchzukommen. Eine überdeckt den ganzen Körper mit Pockengift!" —

So wird der Lügende weiter getrieben, als er anfangs gehen wollte und gerade in dieser Eigenthümlichkeit dieses Lasters, die sich bei keinem anderen wiederholt, sollte der Mensch (wenn ihn überhaupt nicht ein edleres Gefühl von solchen Unwürdigkeiten entfernt hält) den hauptsächlichsten Beweggrund finden, niemals, selbst nicht in den kleinsten unbedeutendsten Dingen, weder im Scherze noch im Ernste, eine Lüge zu sagen, es wäre denn in dem äußersten, zum Glück seltenen Falle, wo die Wahrheit zur Förderung und Unterstützung eines verbrecherischen Unternehmens überhaupt, oder sonst einer, Ehre, Leben und Eigenthum eines Anderen gefährdenden Absicht dienen würde, in welchem Falle die Nothlüge allerdings entschuldigt werden müßte. Es gibt außerdem noch viele Situationen, wo Lebensklugheit und Rücksicht auf das Wohl Anderer verbieten, die Wahrheit zu sagen, woraus sich aber noch keineswegs die Nöthigung zur Lüge folgert. In solchen Fällen schweigt der moralisch gute, würdige Mann oder gibt auf direkte Fragen entweder die offene Erklärung oder genügende Andeutung, daß er hierauf überhaupt nicht antworten wolle.

Eben so wenig man Jemand nöthigen kann, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen, eben so wenig muß er lügen. Mit sittlicher Entrüstung wird ein edler Charakter jede derartige Zumuthung abzuweisen suchen und sich jene Würde des Selbstgefühls bewahren, die allein in der Erhabenheit über die Erbärmlichkeiten moralischer Verirrung in dem Erglühen für alles Große und in der Liebe zur Wahrheit bestehen kann!

49.

Schwatzhaftigkeit.

„Wer nicht zu schweigen weiß, weiß nicht zu reden!“ —

Syrus.

Wenn das Sprüchwort:

„Am vielen Lachen erkennt man den Thoren“

eine Wahrheit enthält, so mag wohl die Meinung, daß große Redseligkeit selten mit großer Weisheit verbunden ist, eine nicht minder richtigere seyn. Man trifft nicht selten solche „leere Schwätzer bei der vollen Kanne“ an, die mit einer erstaunlichen Volubilität der Zunge ihre Ansichten mittheilen und erläutern, ohne es genau mit der Wahl ihrer Worte und dem logischen Zusammenhange des Ganzen zu nehmen, auch auf einen gewissen Kreis Eindruck zu machen nicht verfehlen, bis ihre ganze Rhetorik an einigen Kardinalfragen eines ruhigen, ernsten und vernünftigen Mannes scheitert. Abgesehen hievon lehrt uns die Klugheit, wie es in den meisten Fällen nützlicher ist, seine Ansichten und Meinungen für sich zu behalten, als sich von dem Reize der Gelegenheit hinreißen zu lassen, sein Wissen und Können, Urtheil und Ueberzeugung jederzeit bereitwillig an den Tag zu legen, denn:

Wer fängt den Vogel, ist er einmal aus der Hand,
Wer bringt das Wort zurück, das einen Hörer fand?

Seuffert.

Wie vielen tritt man, ohne es selbst zu wissen, in ihren ganz anders, als man vorausgesetzt, lautenden Meinungen und Ansichten, z. B. in politischen Dingen, entgegen und macht sich stille Feinde, lediglich durch unüberlegtes, leeres Geschwätz, das nicht selten von übelwollenden Personen als baare Münze aufgenommen, als der Ausdruck der eigentlichen

Grundsätze und Urtheile betrachtet wird, vor deren ernstlichen Konsequenzen der Redselige sicher selbst erschrecken würde.

Aber auch da, wo es sich nicht um dergleichen Gegenstände handelt, die verfänglich und darum gefährlich werden könnten, und die also lediglich Mittheilungen, z. B. eigener Familien- und andere Verhältnisse betreffen, sollte man stets der treffenden Worte **Herder's** eingedenk seyn:

> Nie erwirbt man sich Hochachtung
> Wenn man Alles von sich wissen,
> Alles übersehen läßt.

Welches Urtheil hat schon gedankenloses Ausplaudern der Familienverhältnisse Anderer, die man zufällig halb oder ganz erfahren, angerichtet? Gewiß hat mancher solcher Schwätzer die ernstlichen Folgen seiner rücksichtslosen Mittheilungen nicht bedacht, er hätte sonst vielleicht still geschwiegen. Dasselbe gilt von den Schwächen und Fehlern der Nebenmenschen. Solche Mittheilungen werfen in den Augen eines Verständigen immer ein schiefes Licht auf den Sprecher, bei dem man sich unwillkürlich der Richtigkeit des Satzes erinnern muß:

> Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen dir aufdeckt,
> Wisse, daß eben so gern' Andern er deine verräth! —

Ob dabei böser Wille oder nur Schwatzhaftigkeit vorhanden ist, gilt in den Wirkungen, die das Gesagte hat, gleich; aber bedenklich werden diese Wirkungen, wenn es sich um wirklich wichtige Dinge, um Geheimnisse handelt, vor deren Verwahrung das Wohl und Wehe ganzer Familien abhängen kann. Schon **Lucian***) gibt die weise Lehre:

> Wo es Geheimnisse gilt, da verschließe den Mund dir ein Siegel,
> Mehr als gehütetes Gut, nützt ein gehütetes Wort! —

*) Der berühmte griechische Schriftsteller, Dichter und Satyriker Lukianos von Samosata lebte um 160 nach Christi. Eine deutsche Uebersetzung seiner köstlichen Schriften lieferte Wieland Leipzig 1789, und Pauly in der bekannten Stuttgarter Sammlung griech. und röm. Klassiker.

und an anderen Orten heißt es:

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimniß,
Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst? —

abgesehen von der Warnung, die mit Recht der vielerfahrene **Theognis** seinem Zöglinge Kyrnos gibt:

Auch nicht jeglichem Freund' gieb Antheil deiner Gedanken,
Wahrlich aus mächtiger Zahl meinen es wenige treu.
Wenigen Zutrau'n schenkend beginne, was Großes du vor hast,
Daß nicht unheilbarer Gram, Kyrnos, dir sprieße daraus. —

Es gibt Menschen, die, ohne gerade zu den Schwätzern zu gehören, von der Eitelkeit bethört, sich durch eine geheime wichtige Nachricht, die sie zufällig oder wie sonst erfahren, selber wichtig zu machen, förmlich unter der Last ihres Geheimnisses leiden; es drückt sie, das vielleicht allein zu wissen, was Andere, wenn sie es erführen, in nicht geringes Erstaunen rc. versetzen würde, sie können es wenigstens nicht unterlassen, bemerklich zu machen, daß sie ein Geheimniß besitzen, ohne daran zu denken, daß sie „damit schon die eine Hälfte ausliefern"; einige gewandte Fragen reichen gewöhnlich hin, „daß sie die andere Hälfte nicht mehr lange behalten."

Wie lächerlich eine solche Schwäche ist, liegt offen am Tage und selten entspricht die Belohnung für derlei Mittheilungen, soll sie nun in der besseren Meinung, höherer Achtung oder sonstiger Anerkennung derer, denen sie gemacht wurde, bestehen, der anfangs davon gehegten Erwartung! — Darum ist es verständig, seine Zunge in gehörigen Zaum zu halten und sich immer an den Satz zurückzuerinnern, mit dem **Wieland** den schon oben bereits mitgetheilten Gedanken **Lucian's** ausspricht:

Versiegle deinen Mund um der profanen Welt,
Was zu verschweigen ist, nicht rasch zu offenbaren,
Oft liegt dir minder d'ran, dein Geld,
Als deine Worte zu bewahren! —

50.

Argwohn und Mißtrauen.

„Fluchwürdiger Argwohn, unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt!“
Schiller.

Argwöhniſche Menſchen ſind in der Regel früher oft betrogen, ihr Vertrauen auf die Rechtſchaffenheit und Loyalität der Menſchen oft betrogen worden und ſind deßhalb jetzt um ſo vorſichtiger, ſtets die Wiederholung jener ſchmerzlichen Täuſchungen fürchtend. Viele nehmen das Maaß an ſich ſelbſt und tragen das Bewußtſeyn eigener Schuld in ſich, „wohl die reichhaltigſte Quelle des Argwohns!“ Niemanden iſt dabei wohl um's Herz. Stets auf der Lauer ſeyn, Niemand Gutes zutrauen, immer Fallen, Betrug und Täuſchung fürchten, was iſt das für ein qualvolles Leben!

„Verdacht und Mißtrauen wirken wie Gift, in geringen Doſen heilend — im Großen tödtend! —

Man ſollte alles verſuchen, ſich von einer ſolchen peinigenden Seelenſtimmung ſo bald als möglich zu befreien, wozu wohl am meiſten die unverweilte Vornahme jener Maßregeln zweckdienlich ſeyn werden, die Ueberzeugung von dem Grunde oder Ungrunde eines Argwohns verſchaffen. Wenn dieſe Maßregeln mit Klugheit gewählt und mit Vorſicht ausgeführt und dabei namentlich Uebereilungen — zu welche oft ein falſcher Schein fortreißt — vermieden werden, ſo wird der Argwohn ſehr bald ſeine Beſtätigung oder Widerlegung, in beiden Fällen aber, das Herz Erlöſung von jener martervollen Ungewißheit finden, die ſchmerzlicher als eine entſchiedene Sache zu ertragen iſt. —

Am meiſten ſpielen in ſolchen Fällen, Einflüſterer und Ohrenbläſer ihre miſerable Rolle, welche faſt immer von

eigenem Interesse geleitet oder im Solde eines fremden stehend, den glimmenden Funken zur Flamme anblasen und schon unsägliches Unglück über ganze Familien gebracht haben.

Jeder Vernünftige sollte mit Verachtung solchen elenden Zwischenträgern grundsätzlich sein Ohr verschließen und selber sehen und hören! —

Schiller sagt sehr treffend:

Das Wort,
Vom Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht, so wie Schlingkraut, endlos treibend fort
Und hängt an's Herz sich an, mit tausend Aesten.
So trennen endlich in Verworrenheit,
Unheilbar sich die Guten und die Besten!

Am entschiedensten aber sind die Wirkungen des Mißtrauens und des Zweifels in liebenden Herzen.

„Mißtrauen ist das Gift der Liebe für das Herz, das um so ärger wüthet, je mehr Liebe im Herzen ist, wie eine bösartige Krankheit den gesundesten, stärksten Körper am fürchterlichsten befällt. Wo Mißtrauen ist, da sieht man nicht mehr mit gesunden Augen, fühlt nicht mehr mit gesundem Herzen, Vorspiegelungen der Einbildungskraft werden Thatsachen, Dinge ohne allen Zusammenhang, werden verbunden, aus dem kleinsten Insekt wird eine Riesengestalt! Alles, auch das Beste, muß das Mißtrauen nähren. Wie ein Geschwür bricht dieses Gift an einem anderen Orte gleich wieder auf, wenn es an einem Orte geheilt ist.

Ach, es ist ein armer, unglückseliger Mensch, der von Mißtrauen gequält, eine Hölle mit sich herum trägt! —

Ersticke den Funken, ehe er zur Flamme wird! Entdecke dein Mißtrauen, sage es offen, was es veranlaßt, daß es nicht einwurzle in dein Herz! —

Ewald.

Ein schönes sinniges Gedicht über diesen Gegenstand verdanken wir der poetischen Muse **Emanuel Geibel's**, das ein nur zu oft vorkommendes Bild aus dem wirklichen Leben mit wehmüthiger Wahrheit schildert:

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt
Und Thränen perlten ihr vom Angesicht,
Wie Thau von Rosen; o daß sie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz, nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sang und spielte, trank und lachte laut —
Um dann die Nacht hindurch zu weinen!

Wohl pocht ein guter Engel an ihr Herz,
„Er ist doch treu — gieb ihm die Hand, o gieb,"
Wohl fühlt auch er durch Bitterkeit und Schmerz,
Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb,"
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm'.
Sie gingen — sah'n sich — o der Stolz ist schlimm,
Das Eine Wort blieb ungesprochen! —

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Altarlampe rother Glanz,
Erst wird er matt, dann flackert er empor,
Noch einmal hell und dann erlischt er ganz,
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt — es sei ein Wahn — gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal fuhren sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen ward es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht,
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht was;
Dann dachten sie der alten schönen Zeit
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden
Und wie sie nun so weit — so ewig weit! —
O Gott vergieb — vergieb den Beiden!

Capitel VIII.

Handlungen.

51.

Ueber Grundsätze.

Grundsätze sind kein Fels, sie pflegen sich zu ändern,
Wenn man den schlichten Rock vertauscht mit Prunkgewändern.
Seuffert.

Wie selbst bei den gewöhnlichen Menschen, welche nur nach den Eingebungen des Augenblicks zu handeln gewohnt sind, dennoch eine gewiße, ihnen vielleicht selbst nicht bewußte Richtung, eine bestimmte vorherrschende Meinung, wenn auch nur über einzelne Gegenstände, beobachtet wird, so werden bei dem Gebildeten, je nach der Summe gemachter Lebens-Erfahrungen und den zur Ausbildung des Erkenntnißvermögens gebrauchten Mitteln, allmählig gewiße Wahrheiten zu feststehenden Sätzen, welche als treue Begleiter auf dem Lebenswege den größten Einfluß auf die Handlungsweise auszuüben pflegen und die man gewöhnlich Grundsätze nennt.*)

Solche Grundsätze, insoferne sie nicht minder aus einer vernünftigen Lebensanschauung als aus den Regungen ächten Humanitätsgefühles hervorgegangen sind, um dieselben in

*) Seume meint in seinen Aphorismen gleichwohl, daß die meisten Menschen überhaupt gar keine Meinung, viel weniger eine eigene, viel weniger eine geprüfte, viel weniger vernünftige Grundsätze haben.

allen Lebensvorkommnissen in Ausführung zu bringen, sind ein gutes Mittel zur Befestigung des Charakters und zur Erhöhung des sittlichen Werthes uud Gehaltes im Menschen überhaupt.

Die lange Reihe von nicht selten vortrefflichen Sätzen, welche Schriftsteller und Philosophen aller Zeiten und Nationen in ihren Werken als mustergiltige Wahrheiten aufgestellt haben und demnach zur Aufnahme als Grundsätze für eine vernünftige Anschauung und Behandlung der Lebensvorkommnisse empfohlen werden könnten, reduziren sich so ziemlich auf den Satz, den schon **Plato** ausgesprochen hat, und worin „der Geist das Ziel eines vernünftigen Lebens erkennt"

„denken was wahr, fühlen was schön, wollen was gut ist."

Betrachten wir den Ausspruch etwas näher, so finden wir

1) In dem Grundsatze denken was wahr ist, die Aufforderung, der Vernunft ein unumschränktes Lehramt einzuräumen, demnach durch Sammlung von Kenntnissen und Erfahrungen eine fortschreitende Läuterung unserer Begriffe zu veranlassen, von den den Geist der Forschung so sehr beengenden Gränzen des Vorurtheils, des falschen Begriffes, den ungenügenden Ueberlieferungen einer unteren Entwicklungsstufe los zu kommen, und jene unserer eigenen Erkenntniß zu erweitern;

2) in dem Satze fühlen was schön ist, die Hinweisung auf die Veredlungsmittel des menschlichen Geistes, Ausübung der Menschenliebe, Unterdrückung der Leidenschaften, und die Empfänglichkeit für die Aesthetik der Natur und der Kunst und

3) in dem Satze wollen was gut ist, das natürliche Ergebniß eines durch die Kultur der Vernunft und Veredlung der Gefühle, reich gebildeten Geistes, der von dem reinsten Humanitätsgefühle getragen, das Glück und den Frieden der eigenen Brust so gerne auf alle seine Mitmenschen ausgedehnt wissen möchte und hiezu beizutragen jeden Augenblick bereit ist.

Was würde bei einem solchen Menschen, der diese drei Grundsätze und ihre Konsequenzen zur einzigen Richtschnur seines Denkens, Fühlens und Wollens macht, in Bezug auf seinen moralischen Werth, noch zu wünschen übrig seyn?

Man wird nun freilich einwenden, daß der verschiedene Grad der Geistesfähigkeit auch eine verschiedene Auffassung und nicht immer richtige Erkenntniß dessen, was wahr ist, zulassen, daß vernachlässigte Erziehung, üble Einwirkungen oder das Uebergewicht einer robusten sinnlichen Natur die Unfähigkeit mit sich bringen, fühlen zu können, was schön ist, daß ferner der Wille, von Ursachen und Verhältnissen bedingt, vor allem aber von der siegenden Macht der Leidenschaften beherrscht, sich nicht immer dem Guten zuwendet, im Ganzen also die Anwendung dieser schönen Grundsätze von einer Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängig sei, welche in ihrer Vollkommenheit nicht allgemein verbreitet ist, vielmehr in tausend Mischungen und Abstufungen bei den einzelnen Menschen zur Erscheinung kommt.

Hierauf wäre zu erwiedern, daß jenes Ziel, welches der spekulative Geist feineren bevorzugten Naturen als das einzige für ein vernünftiges Leben angemessenes vorgezeichnet hat, auch das nämliche für minder begabte Naturen seyn müsse, daß hierin nur die Kürze oder Länge der Zeit, welche der Einzelne zur Erreichung dieses Zieles braucht, oder besser die Stufe der Erkenntniß unterschieden werden muß, welche ihm auf seinem Lebenswege noch zu erreichen nöthig ist.

Die **Menschheit** kann nur einen Zweck, ein gemeinschaftliches Ziel haben; es ist gleichgültig wie lange der Läuterungsprozeß der einzelnen Theile dauern mag; genug daß sich alles nach gesetzlichen Normen entwickelt.

Das also, womit sich unser Denken, Fühlen und Wollen beschäftigen soll, ist die Wahrheit, das Schöne das Gute und die Vornahme, alle Geisteskräfte, jede Begabung des Geistes und des Herzens ausschließend diesen

Zwecken zuzuwenden, wohl der beste, vernünftigste, vortrefflichste Grundsatz für ein Menschenleben. Wenn **Friedrich II.** behauptet:

„Es gibt kein größeres Vergnügen für einen denkenden Geist, als alte Vorurtheile los zu werden und neue Wahrheiten zu entdecken,"

Platen in seinen Lebensregeln anräth:

„Lebe den Pflichten und Beschäftigungen nach, die dein Stand dir auferlegt, aber bedenke immer, daß du vorzüglich für deine Ausbildung als Mensch zu sorgen hast,"

wenn **Lichtenberg** im unverbrüchlichsten Worthalten, selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, das beste Mittel zur Befestigung des Charakters erblickt, wenn **Goethe** sagt:

„Man sollte die Fähigkeit, Schönes und Vollkommenes empfinden zu können, bei sich auf alle Weise erhalten, daher alle Tage ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Bild sehen, wo möglich einige vernünftige Worte sprechen,"

wenn **Geibel** vor schlechtem Geschmack warnt:

Um keinen Preis gestehe du
Der Mittelmäßigkeit was zu,
Hast du dich erst mit ihr vertragen,
Wird es dir bald bei ihr behagen.
Bist du, du weißt es selbst nicht wie,
So flach geworden, so wie sie.

wenn **Hammer***) in seinem schönen Lehrgedichte:

„Schau um dich und schau in dich"

die Rechtschaffenheit als das bezeichnet, was das „Rechte alle Zeit schaffe," und wie die Menge von Sentenzen alle heißen mögen, welche den Fortschritt des Geistes zur

*) Julius Hammer, Schriftsteller, geb. 1811 zu Dresden, sehr vortheilhaft durch seine sinnigen gemüthvollen Dichtungen bekannt:
Schau um dich und schau in dich,
Zu allen guten Stunden u. a. m.

Vervollkommnung, Veredlung des Herzens und hiedurch die Hebung des moralischen Werthes eines Menschen zum Gegenstande haben und deßhalb als Grundsätze empfohlen werden, was sagen sie, was empfehlen sie anders, als zu denken was wahr, zu fühlen was schön und zu wollen was gut ist?

Ein Mann von gereifter Erfahrung, der aus dem Erlebniß eigener und der Beobachtung fremder Schicksale und Lebensverhältnisse den Gewinn einer feststehenden Erkenntniß gezogen, und sich hieraus Grundsätze gebildet hat, die dem eigenen Besten zum Vortheile, dem Uebel aber zur Abwehr dienen, wird leichter und unangefochtener durchs Leben gehen, oder wenigstens doch minder durch seine Widerwärtigkeiten berührt werden; Urtheile und Handlungen werden sicherer, stetiger und immer im Rückblicke auf eine anerkannte Wahrheit, in welcher sie ihren Grund haben, ausgesprochen und begangen, nur müssen solche Grundsätze, unbeirrt von bitteren, wenn gleich lehrreichen Lebenserfahrungen, nicht aus der engherzigen Beurtheilung eines ekelhaften Egoismus, sondern aus einer edleren höheren Lebensanschauung hervorgegangen seyn, das sich zum Ziele geistige Vervollkommnung gesetzt, Humanität und Rechtschaffenheit auf dem kurzen Lebenswege zur Regel gemacht hat.

52.

Handlungen und Thaten und der hiebei thätige Wille.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat,
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blüh'n?
Schiller.

Eine jede menschliche Handlung ist die Realisirung eines Entschlusses, der aus einem Willen hervorgegangen. Es

ist unendlich viel darüber gestritten worden, ob der Wille frei sei oder nicht, ob er lediglich der Ausfluß einer freien selbstständigen Vernunft oder die bloße Wirkung von äußeren Ursachen, Umständen und Verhältnissen sei, ein Streit, welcher der Konsequenzen halber, welche logisch aus der einen, wie der andern Annahme gezogen werden müssen, mit zu den wichtigsten Gegenständen gehört, die zur Erkenntniß über das Wesen des Menschengeschlechtes untersucht und verhandelt werden.

Die eine Partei behauptet, daß es keinen absolut freien Willen geben könne, da eine jede aus sogenanntem freien Willen hervorgegangene Handlung durch irgend einen unwillkürlichen Gedanken, der den Beweggrund hiezu enthält, schon vorher bestimmt wird und selbst in jenen Fällen, wo der Mensch glaubt, ohne Beweggründe zum Handeln bestimmt worden zu sein, die Täuschung nur darin liege, daß er diese Motive nicht mit vollständiger Ruhe und Klarheit des Geistes aufzufinden im Stande sei, oder auch, daß äußere Verhältnisse so unbedingte Wirkung äußern, daß die Willensfreiheit dabei offenbar unterliegt, wie z. B. **Voltaire** anführt, man könne durch seinen Willen nicht verhindern, einen Kanonenschuß, der eben in der Nähe abgefeuert wird, zu hören.

Dieser Anschauungsweise tritt auch **Rudolf v. Fraustadt***) bei, wo er von der sittlichen Zurechnung spricht:

„Nirgend im menschlichen Wissen herrscht noch tieferes Dunkel und räthselhafteres Schweigen, als über die geheime Werkstätte, so die Triebfedern und Hebelwerke der menschlichen Thaten enthält."

„Was ist That?" Vor dieser Frage schaudert der Weiseste zuweilen und so viel ist gewiß, daß kaum die Hälfte dessen, was jetzt, wie die Leute sprechen, gethan wird, wirklich That ist und daß unendlich viel dazu gehört, wenn der Wille ganz freier

---

*) Rudolf von Fraustadt (sein wahrer Name ist Stier), Pfarrer zu Wühlinghausen in Barmen, Dichter und theolog. Schriftsteller.

Wille sein soll. O ihr hartherzigen, überklugen, eingebildeten Sittenlehrer und Splitterrichter, die ihr so gar gleich zum Stabbrechen bereit steht, fühlt doch nur einmal recht lebhaft, welch' erbärmlich zusammengeflicktes und gestücktes, von allen Seiten bestürmtes jämmerlich zusammengedrängtes und unbeschreiblich verwickeltes Ding der menschliche Wille ist! Greift nur einmal in euren Busen und gesteht's euch selber, wie der Gedanke euch unwillkürlich entsteht, und bald riesengroß seinem eigenen Vater auf den Kopf tritt und wie so gar vielfach und künstlich die Brücken und Pfade sind vom Gedanken zur That! Bedenkt, wie es dem Geiste so schwer wird, sich los zu machen von der Herrschaft des Leibes und welche mächtige und gewaltige Streiter der überall in seinem Heere hat. Gemüthsart, Blut, äußeres Einwirken, Leidenschaft, Bewegung, Spannung der Nerven, augenblickliche Stimmung, ja oft die unbedeutendsten leiblichen Kleinigkeiten sind im Stande, Thaten hervorzubringen, an denen der Geist nicht mehr Antheil hat, als an dem Wahnsinn des Fieberkranken."

Eine andere Anschauung erkennt in dem Willen nichts anderes als den Geist selber, der als ein denkendes Wesen aus seiner Natur allein bejahen oder verneinen könne, und die Gedanken selbst bestimme, ohne deßhalb zu verneinen, daß dieselben auch von außerhalb des menschlichen Geistes sich befindlichen Dingen bestimmt werden können. Der menschliche Geist als zureichende Ursache zur Hervorbringung einer Denkhandlung, welche wir mit dem Ausdrucke Wollen bezeichnen, ist demnach als ein denkendes sich selbst bestimmendes Wesen frei, d. i. der menschliche Wille findet seine Begründung in sich selber und ist frei.*)

---

*) Spinoza. Vom menschlichen Geiste. Auerbachs Uebersetzung sämmtlicher Werke, Bd. I. pag. 264 u. f.

Es würde weit über die Schranken dieses Buches führen, wollte man auf eine Verfolgung dieser beiden Meinungen, auf eine nähere Untersuchung über die Grundursachen menschlicher Handlungen überhaupt eingehen und lassen wir demnach die Sache, insoweit sie die Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens betrifft, auf sich beruhen, um uns lediglich einigen Betrachtungen über die Handlungen des Menschen, in Rücksicht auf ihre moralischen und sozialen Beziehungen zuzuwenden.

Sehr richtig hat **Schiller** gesagt:

„In seinen Handlungen malt sich der Mensch,"

nicht also schöne Worte, Versicherungen und Betheuerungen (nicht selten die Maske entgegengesetzter Gesinnungen) bezeichnen den Charakter, den Bildungsgrad, den moralischen Werth des Menschen, sondern einzig das, was er thut.

„Wie viel leichter ist andächtig schwärmen als gut handeln" sagt **Lessing** und bei den alten Griechen schon heißt es:

Eitel ist jedes Wort, wo die That nicht selten Gehalt gibt,
Und jedwedes Geschäft zeige das Wort in der That,

obwohl manchmal, wie **Seume** meint, das Wort die That selbst seyn kann und dann allerdings hohen Werth habe.

Wenn gleichwohl im gewöhnlichen Dafürhalten die Kritik der Menschen die Handlungen nach ihrer äußerlichen Form beurtheilt und ihnen lediglich nach dieser die Prädikate gut oder böse zuerkennt, so findet dennoch jede Handlung vor dem Forum des eigenen Bewußtseins noch eine zweite strengere und gerechtere Beurtheilung, und zwar nicht wie bei der ersten, über den Erfolg der That, der nur ihr äußerliches Gepräge seyn kann, sondern über ihren innern moralischen Werth, der sich nach den Beweggründen, nach der Lauterkeit der Absicht feststellt, die ihr zu Grunde lagen. Da ergiebt sich denn nicht selten das überraschende Resultat eines gänzlich mgekehrten Sachverhältnisses, das den Böse-

wicht als einen Helden, den Tugendhaften als einen Schurken herausstellt. Der wahrhaft Tugendhafte wird eine gute Handlung lediglich nur des Guten wegen, ohne Absicht und Rechnung auf Dank oder sonstigen Erfolg, ohne Rechnung auf Erreichung selbstsüchtiger Zwecke hiedurch, begehen (sonst hat sie nicht den geringsten moralischen Werth, so laut sie auch die Welt loben mag), gleichwie manche sogenannte böse Handlung, der ein großer Gedanke, ein großer Zweck zu Grunde lag und die aus einem glühenden Herzen und dem Aufschwunge eines Geistes entsprang, der der Entwicklung seines Jahrhunderts weit vorauseilte, eine vortrefflich gute seyn kann, und als solche auch anerkannt worden wäre, wenn der Erfolg, nach welchem nur allein die Menschen urtheilen, ein anderer gewesen wäre.

Die Absicht also und nicht der Erfolg, bestimmt den sittlichen Werth der Handlung.

Bei Allem, was sich der Mensch vornimmt zu thun, soll nicht die Stimme der Leidenschaft, nicht augenblicklicher Vortheil oder irgend ein sonstiger zufälliger Impuls den Ausschlag für den Entschluß geben, sondern die Erkenntniß der Vernunft, die Frage, ist das, was du thun willst, schicklich, und deinem Bildungsgrade angemessen, ist es billig und gerecht, dürften alle Menschen davon Zeuge seyn, ohne daß du dich deßhalb zu schämen brauchst, und bei wichtigeren Handlungen die Frage nach den wahrscheinlichen oder doch möglichen Folgen dieser Handlung für sich und seine Nebenmenschen, die Frage:

„Wirst du einst, wenn du am Sterbebette liegst, wohl wünschen, so gehandelt zu haben?

Eine Handlung, bei welcher man ruhig an die letzte Stunde denken kann, ist gewiß nicht unrecht, und nur ein ganz verdorbenes, verstocktes, gegen die Mahnung des nie schlummernden Gewissens unempfindliches Gemüth wird mit

der Erkenntniß seines Unrechts, dennoch auf einer schlechten Handlung bestehen. Sehr beachtenswerth ist die Weisung **Fichte's**:

„Handle so, daß die Art deines Handelns, deinem besten Wissen nach, ewiges Gesetz für all dein Handeln seyn könne,"

ein Grundsatz, der gewiß vor allen andern geeignet ist, alle Handlungen des Menschen in harmonischen Einklang zu bringen, den Charakter zu befestigen, und Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst zu erringen.

Einfach und den frommen Gefühlen religiöser Tugend entsprechend, ist die Mahnung **Lichtenberg's**:

„Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten"

deren Befolgung nicht minder den köstlichen Schatz der Gewissensruhe, die Reinheit des Selbstbewußtseins bewahrt, das oft allein ausreicht, Trost und Beruhigung in den mannigfachen Stürmen des Lebens zu bewahren.

Der bekannte Spruch **Goethe's**:

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

findet seinen Werth nur vorzugsweise in materieller, weniger aber in moralischer Beziehung, in welcher er dem Redlichen, der in guter Absicht handelt, sogar unnöthig erscheint, da dieser nur für die Absicht, nicht für den Erfolg, der ganz und gar nicht in seiner Macht liegt, verantwortlich seyn kann.

Um so mehr tritt die Bedeutung der Lehre ruhiger, vernünftiger Erwägung vor der Handlung hervor:

Denn was einmal gescheh'n, das vermag rückgängig zu machen
Nichts mehr, wache darum über der künftigen That.

(Theognis.)

Ist aber das, was geschehen sollte, wirklich in Ausführung gebracht, ist es bereis zu einer Aenderung des Entschlusses zu spät, dann aber — ruhige Resignation in Erwartung der Folgen, die genau nach der Beschaffenheit der einwirkenden

Ursachen zur Erscheinung kommen und in demselben Maaße nicht überrascht werden, je vielseitiger und umfaßender die Erwägung der Möglichkeiten war, die sich daran knüpfen konnten. Hat man sich hierin getäuscht, entsprach der Erfolg nicht den davon gehegten Erwartungen, dann ist nach Lichtenberg

„ängstlich zu sinnen, was man hätte thun sollen, das Uebelste, was man thun kann,“

und die Frage, was nun zu geschehen habe, viel näher gerückt. Benützen wir die vielleicht bittere, aber lehrreiche Erfahrung für unser ferneres Handeln, das uns deßhalb bessere Früchte bringt, so haben wir aus der schlimmen Sache den besten Nutzen gezogen.

Grundsatz für alles Handeln sei: Ruhe, Erwägung des materiellen und moralischen Werthes der Handlung und aller wahrscheinlichen Folgen derselben **vor** der Beschlußfassung, Entschlossenheit, Kraft und Bestimmtheit in Ausführung des Entschlusses, des Schiller'schen Motto's eingedenk:

Die Unmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

und die Gelassenheit eines vernünftigen Kriteriums **nach** der Handlung, welchen Sätzen allenfalls noch der praktische Rath der Schweigsamkeit anzufügen wäre, soll aus einem vorzeitigen unnöthigen Geschwätze über das, was man vor hat, nicht selber Hindernisse und Beeinträchtigung der Handlung entstehen.

Möchten solche Menschen doch die Richtigkeit des Spruches einsehen:

Alte sagen, was sie gethan haben,
Weise, was zu thun ist,
Glücksritter, was sie thun könnten,
Kinder und Narren, was sie thun wollen.“

Wer übrigens mit unbeschwertem Gewissen, hellem Kopfe, den Zug für Edles und Schönes in seinem Innern, durch

die Welt wandert und nach Motiven handelt, welche Vernunft und Herz gebilligt, der kann sich gegebenen Falls mit den Worten **Scuffert's** trösten:

Mißlingt mir was, so denk ich: Alles gut zu machen
Gehört zu den von Gott sich vorbehalt'nen Sachen!

53.

Aufschub, Zögerung, Vorsicht, Ueberlegung, Unentschlossenheit.

Verschiebe nichts mein säumig Herz
Auf eine bess're Zeit
Auf Zeitverlust folgt Reu und Schmerz
Auf Trägheit — Traurigkeit.
Karl Geib.

Es ist eine Eigenthümlichkeit mancher Menschen, daß alle ihre Handlungen in einer Langsamkeit geschehen und von einer Bedächtigkeit begleitet sind, die einen strebsamen Geist zur Verzweiflung bringen möchte.

Wenn nun gleichwohl schon **Lucian** anräth:

Langsam gehe dir Freund, die Freundin Entschließung zur Seite,
Eilt sie voran, so holt bald auch die Reue sie ein.

und ein anderer Dichter (**Theognis**) in gleicher Weise sich ausspricht:

Zweimal erwäg und dreimal, was irgend dir kam in den Busen,
Denn: zufahrender Sinn reißt ins Verderben den Mann.

so ist damit offenbar mehr die Ueberlegung vor der Handlung gemeint nnd keineswegs der Schläfrigkeit und Faulheit in derselben das Wort gesprochen.

Deßhalb, wie schon oben gesagt, bedächtige, ruhige Ueberlegung und rasche, kräftige Handlung!

Namentlich nennt man den Aufschub einer zu unternehmenden Sache, welche zu thun die Pflicht gebeut und also

geschehen soll und muß, mit Recht unverzeihliche Faulheit und schwerlich hat jemals eine solche Verzögerung dem Zauderer Nutzen gebracht. Man sollte immer bedenken, daß das heiter und mit gutem Willen angegriffene Werk schneller beendet ist, als man geglaubt hat und daß jedenfalls dasjenige morgen nicht mehr zu geschehen braucht, was bereits heute gethan ist.

Lichtenberg rühmt ebenfalls den Vortheil ungesäumter Vornahmen:

„Weil die Menschen sehr geeignet zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind, und gemeiniglich das, was um 5 Uhr Morgens geschehen sollte, erst um 6 Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, in allen Dingen die Oberhand zu behalten, wenn man Alles ohne den geringsten Verzug unternimmt."

„Es giebt Leute, die zu keinem Entschluß kommen können, sie müssen denn vorher die Sache beschlafen haben. Das ist nun ganz gut, nur kann es Fälle geben, wo man riskirt, sammt der Bettlade gefangen zu werden."

Wer das, was er vor hat, als recht und billig erkennt, wer sein Thun und Lassen nicht vor der Welt zu verbergen braucht, wem bei seinem Handeln die mahnende Stimme des Gewissens ruhig bleibt, der kann ungescheut und ungesäumt handeln und wird nur in den wenigsten Fällen von der Klugheit zu zögern veranlaßt werden; Bosheit, Hinterlist, unlautere Zwecke machen feig, unschlüssig, wankend; rechtschaffenes Handeln und gutes Bewußtseyn, stark, fest, fröhlich und bestimmt.

Goethe nennt einen unentschlossenen Menschen

„der zwischen zwei Empfindungen schwebt, beide gern vereinigen möchte und nicht begreift, daß keine andere Vereinigung ihrer möglich ist, als eben der Zweifel und die Unruhe, die ihn peinigen.

etwas Erbärmliches, und mit Recht, denn immer giebt bei solchen Charakteren ein zufälliger Hinzutritt irgend eines Um-

standes den Ausschlag, sei es zum Guten oder Schlimmen. Es schweben ihnen immer mehrere mögliche Handlungsweisen und Entwürfe vor Augen, zwischen welche sie, ohne zu einem Entschluß zu kommen, herumtasten. Ein Handeln nach vernünftigen Prinzipien findet nicht statt. Entweder erfaßt ein fremder, aber kräftiger Wille solche Schwächlinge mit der Gewalt des Sturmwindes und führt sie jede beliebige Bahn, oder der Zufall giebt ihren schwankenden Gedanken einen ungefähren Stoß und ihren Handlungen bestimmte Richtung und Ausschlag!

Etwas anderes ist, wie schon gesagt, wenn die Vernunft Aufschub gebietet, um eine umsichtige Prüfung und Untersuchung der Sachlage vornehmen zu können, bevor man eine Entschließung faßt. Die Erwägung, welche alle möglichen Folgen einer Handlung für sich und Andere bedenkt, das Vorhaben, das nicht sogleich den raschen freudigen Beifall des Gewissens erhält, bei welchen man erst sich auf alle möglichen Gründe besinnen muß, um die Mißbilligung unserer inneren Stimme zu beschwichtigen, rechtfertigt billiger Weise selbst eine lange Zögerung, die zum Besten des moralischen Menschen lieber mit dem Entschlusse des Aufgebens eines solchen Vorhabens endet.

So ist Aufschub und Ueberlegung überall da geboten, wo ein rechtschaffenes Herz nicht sogleich das Rechte zu erkennen vermag, überall dort aber unverzeihlich, wo Vernunft, Recht und Pflicht ohne Säumniß zu handeln gebieten, namentlich dann, wo das Beste unserer Nebenmenschen dadurch gefördert wird.

54.

Leichtsinn, Uebereilung, Unbesonnenheit.

Nie schwingt der Leichtsinn sich zur Würde auf.
Brinkmann.

Leichtsinn nennt **Börne** den Schwimmgürtel auf dem Strome des Lebens. Insoferne nun damit jener leichte Sinn, jene neidenswerthe Gemüthslage und Anschauungsweise gemeint ist, die sich leicht und fröhlich über die unangenehmen Eindrücke mit dem Troste hinwegsetzt, den der Glaube an den steten Wechsel aller Dinge, an eine Wendung zum Besseren mit sich bringt, läßt sich obigem Ausspruch allerdings beipflichten, aber anders wird sich unser Urtheil über den Leichtsinn, jener so oft vorkommenden, unglückseligen Charakterlage der Jugend gestalten, wenn wir einen unbesonnenen Menschen betrachten, der „immer unüberlegt aus blindem Triebe handelt, sowie dieser bei jeder gegebenen Veranlassung in ihm erwacht, ohne Prüfung seiner Kräfte und ohne Rücksicht auf die Folgen seiner Handlungen."

Unkenntniß der Lebensverhältnisse und Unerfahrenheit mögen neben einer sanguinisch-cholerischen Temperamentsanlage wohl am meisten zu leichtsinnigen Handlungen veranlaßen, die je nach den oft hinzutretenden Umständen zu den bedenklichsten Folgen führen können.

So betrachtet ein Schriftsteller den Leichtsinn

„als einen Stamm, auf dem die Früchte der Thorheit am besten gedeihen. Ohne boshaft zu seyn, ohne am Anfange gerade den Vorsatz gehabt zu haben, Böses zu thun, stürzt der Leichtsinnige von einer Stufe zur andern hinab in die Tiefe des Verderbens. Er nennt seine Verschlimmerung Fügung des Schick-

sals, Folge der Umstände; es ist mehr Indolenz als Muthlosigkeit, die ihn abhält, der warnenden Stimme Gehör zu geben, welche ihm aus seinem Innern den Schwanengesang seiner Ruhe singt; es ist eine Verhärtung angenommener unrichtiger Begriffe von dem Loose der Dinge, es ist eine knechtische Anerkennung der unumschränkten Gewalt des Zufalls, die das nie verlöschende Gefühl für Tugend und Recht kraftlos macht, sein Ohr dem warnenden flehenden Freunde verschließt und von seinen Augen die Tafeln des Gesetzes wegrückt. So ergreift der Strom der Ereignisse den Schwächling, so wird nicht selten aus dem Schwächling ein Verbrecher.

Möchten doch alle, welche in jenem unheimlichen Wirbel von Leichtsinn und Zerstreuung in den Tag hineinleben, bedenken, daß einmal eine Zeit kommen wird, wo sie die traurigen Folgen ihres unverantwortlichen Handelns erkennen, und darunter leiden werden, daß vielleicht nicht sie allein, sondern auch Angehörige oder Menschen, die durch die Umstände mit ihnen verkettet sind, mit in den Abgrund gezogen werden, möchten sie bedenken, wie theuer sie die kurze Lust, die kurze Erleichterung, welche ihnen ihr unglückseliges Naturel vielleicht momentan in Behandlung der Lebensverhältnisse verschaffte, später bezahlen müssen, möchten sie, weil es noch Zeit ist, von der Wahrheit des Satzes ergriffen und gebessert werden, bevor sie das Unglück bessert:

Wenn hinein ihr stürmt mit Leichtsinn,
Spät an der Klugheit Hand hinkt ihr verdrießlich heraus." —

55.

Fleiß und Faulheit.

Verschwendete Zeit ist Dasein, gebrauchte Zeit ist Leben. Young.

„Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen,“ behauptet schon ein altes Volksspruchwort, das sich aber wohl nicht immer bestätigt, wenn man anders **Blumauer** in seinem Lobe des Esels Glauben schenken will, wornach derselbe:

— Lebt mit seinen Disteln hier zufrieden,
Die ihm sein Fleiß gewinnt.
Und mancher, ach, frißt Ananas hienieden,
Der Disteln nicht verdient! —

Ohne nun auf jene ganz rohen, materiellen Naturen und deren Anschauungsweise einzugehen, die keinen anderen Beweggrund zur Arbeit, als das schreiendste Bedürfniß nach dem Lohne derselben, keine andere Erholung nach derselben, als den gröbsten, sinnlichsten Genuß kennen, so giebt es auch aus der mehr „gebildeten“ Klasse Leute, welche jede ernstliche, auf irgend einen nützlichen Zweck abzielende Beschäftigung, für eine lästige Arbeit betrachten, der man sich so bald als möglich entziehen müsse; sie beklagen jede Stunde des Tages, welche hiedurch ihrem „Vergnügen“ entzogen wird, und preisen das Loos des Müßigen überglücklich, dem seine Umstände gestatten, den ganzen Tag über zu thun, was ihm gefiele. Die Sache hat zwei Seiten. Wenn der Eine, welcher vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zwischen engen Wänden in einer materiellen Beschäftigung zubringt, um seine Existenzmittel damit zu verdienen und mit einem strebsamen Geiste, auf jedes Vergnügen, auf jede Erholung verzichten muß, die er theils im Genuße der freien Natur, theils in jenen Beschäftigungen finden würde, welche durch Belehrung und An-

regung, Geschmack und Urtheil läutern, überhaupt zur Ausbildung des Geistes beitragen können, so werden seine Klagen über eine solche, den Menschen zu einer Maschine machenden Dienstbarkeit beziehungsweise weit gerechtfertigter erscheinen müssen, als bei einem Anderen, dessen Beschäftigung ihn nicht so gänzlich absorbirt, und ihm also noch so viel freie Zeit übrig läßt, daß er seinem geistigen und materiellen Vergnügen huldigen kann. Beide aber verkennen Zweck und Aufgabe des Menschenlebens, wenn ihre Beschwerden gegen das Loos überhaupt gerichtet sind, arbeiten zu müssen.

Wer die eigentliche Bestimmung des Menschen, Vervollkommnung und Veredlung seiner selbst, im Auge behält, und den inneren Drang in sich fühlt, durch Lernen nnd Beschäftigung mit anderer kräftigerer Geistesnahrung, als sie der Werkeltaggang der gewöhnlichen Dienstgeschäfte mit sich beingt, den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, der wird solche Mußestunden, die ihm ein günstiges Geschick gewährt, weise benützen und steht übrigens, wenn er über dienstliche Geschäfte und Arbeit &c. klagt, auf einem ganz anderen Standpunkt als ein Anderer, der die Arbeit überhaupt als solche verwünscht, um seinem Hange nach Müßiggang zu fröhnen, während dieser nur eine Art von Beschäftigung mit einer anderen vertauschen möchte.

Zweifach gesegnet kann derjenige sein Geschick nennen, dessen Verhältnisse es erlauben, sich ganz derjenigen Beschäftigung hinzugeben, zu welcher ihn innerer Drang und Neigung führt, aber erbärmlich sind jene Müßiggänger, die, vielleicht mit allen Mitteln hiezu versehen, keine Gelegenheit zu ihrer oft recht sehr nöthigen Geistesausbildung benützen und mit dünkelhaften Pochen auf Rang, Geburt oder Reichthum oft in elenden wüsten Vergnügungen, Zeit, Geld und Gesundheit auf eine unverantwortliche Weise vergeuden! --

Was sind aber die späteren Folgen einer solchen thöricht zugebrachten Lebenszeit? Ekel, Ueberdruß, ein heruntergebrachter

Körper! Durch weichliches Leben verzärtelt, oder durch übermäßigen Sinnengenuß entnervt, schlapp an Körper und Seele, kommt zu spät bessere Einsicht, während der an Thätigkeit Gewöhnte, neben der größeren Achtung seiner Mitmenschen, Gesundheit, Geistesfrische und das befriedigende Bewußtsein in sich trägt, zum Nutzen des Ganzen redlich sein Schärfchen beigetragen, für das gemeine Wesen nicht wie jeder solche Faulsack von demselben gelebt zu haben.

> Arbeit ist des Blutes Balsam,
> Arbeit ist der Tugend Quell,

singt **Herder**, und **Kant** nennt den größten Sinnengenuß, der gar keine Beimischung von Ekel mit sich führt (im gesunden Zustande) — Ruhe nach der Arbeit!

Wie alles, was im Uebermaaße genossen wird, Ekel statt Genuß bereitet, so auch die stete Ruhe und Unthätigkeit! Ohne bestimmte Beschäftigung nur den sich so bald erschöpfenden Belustigungen zu leben, ist ein Zustand, der nichts weniger als neidenswerth ist. Wie lästig ist sich selbst der Müßige, wie schnell wird er der grämlichsten Langweile zur Beute, wie bleiern schleicht die Zeit vorüber, wie viel Geld opfert man, um Vergnügen, die man schon unzählige Mal gehabt, noch einmal zu genießen, wie schwindet allmählig der Reiz der Neuheit, wie stellt man wiederholte Versuche an, der Sache noch eine andere Seite abzugewinnen, nur um sich auf's Neue zu ennuyiren, wie Manchen hat dieses furchtbare leere Einerlei zu Spleen geführt, von welchem dann ein Pistolenschuß erlösen mußte! Das alles hat der fleißige, mit nützlichen Arbeiten Beschäftigte nicht zu fürchten. Gesundheit, Glück und Ehre sind die Gefährten munterer Arbeit; mit dem Gefühle stiller, wohlthuender Befriedigung betrachtet er die Früchte seiner Bemühung und doppelten Genuß gewährt ein Vergnügen, das man nur als Ruhepunkt nach längerer Arbeit aufsucht!

Wieland sagt auch in gewisser anderer Beziehung:

Nichts unterhält so gut
Die Sinne mit der Pflicht in Frieden,
Als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie sicherer aus dem G'leis,
Als müß'ge Träumerei! —

Es gibt auch in der That kein sichereres Mittel, sich die Grillen zu vertreiben, als unverweilte Vornahme irgend einer Arbeit, und sollten auch die Erfahrungen des Lebens tiefere Spuren in dem Herzen eines Menschen nachgelassen haben, wir müssen mit **Jean Paul** behaupten:

„Ernste Thätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus!"

Capitel IX.

Gefühlsleben des Menschen.

56.

Ueber das Gefühlsleben, Herz, Gemüth &c.

„Schweres begreift der Verstand, es enthüllt dem Sinn sich das Schöne,
Doch was erhaben und groß, faßt nur ein reines Gefühl.“

Brinkmann.

Der gewöhnlichste aber auch unerquicklichste Streit in der Brust des Menschen ist jener des Gefühles mit der Vernunft. Wie oft ist das, was diese als recht erkennt und billigen muß, der Fluch der Empfindung, zumal in den Jahren, wo die Lebhaftigkeit des Gefühles, den ungleichen Kampf mit den noch unzureichenden Waffen des Verstandes eingeht, die aber immer schärfer und gewichtiger werden, je mehr die Schule der Lebenserfahrung zur Erkenntniß führt und sich mit den wachsenden Jahren die Stärke und Fähigkeit der Empfindung überhaupt verringert. Darum:

Eh' zum gemess'nen Puls sich fügt ein warmes Herz,
Muß ihm die Prüfungszeit vergeh'n in Kampf und Schmerz! —
Bevor uns Leiden klug gemacht mit schweren Kosten,
Steht in der Welt das Herz wie ein verlor'ner Posten! —

Seuffert.

Es ist eine eigenthümliche Sache um das Gefühlsleben, das in seinen tausendfältigen, oft so sehr überraschenden Wirkungen und Erscheinungen nur derjenige aufzufassen und zu er=

klären vermag, der selbst ein gefühlvolles Herz besitzt, dagegen nicht selten unverständlich, ja selbst lächerlich dem kalten Verstandes-Menschen vorkommen muß, der, gegenüber der ruhigen Reflexion der Dinge in seinem Innern, den Enthusiasmus des Gefühlsmenschen unerklärlich findet und daher nicht selten in arge Differenzen geräth, wo sich entgegengesetzte Meinungen, Urtheile und Handlungen einander in Dingen begegnen, bei welchen das Herz nicht minder als der Verstand seine Rechte behauptet.

„Wem die Natur ein gefühlvolles Herz gegeben hat, den hat sie mit einer ihrer wünschenswerthesten Gaben beglückt; er trägt freilich nur zu oft eine Quelle von mancherlei Schmerzen mit sich umher, die der Gefühllose nicht kennt, aber dafür beseligt ihn auch ein Himmel voll Wonne in den Augenblicken, welche diesem unempfunden vorübergehen. In seiner Brust wohnt die Liebe und mit ihr und durch sie das Kind des Himmels — Enthusiasmus! Gebt ihm eine Welt zu beglücken und er wird ohne Murren sich selbst in der Anstrengung seiner Kräfte zum Wohle seiner Mitmenschen aufopfern.

Aber wehe ihm, wenn ihn ein feindliches Geschick in Verhältnisse setzt, wo seinen edleren Gefühlen jegliche Nahrung entzogen wird, wo er allein und ganz nur auf sich selbst verwiesen dasteht, wo er die Blüthen seiner Hoffnungen unreif abfallen sieht. Er wird unzufrieden mit dem Schicksale, im ewigen Sehnen und Wünschen sich selbst verzehren, zuletzt sein besseres Ich vor jedem Menschen verschließen und sein Geschlecht verachten lernen. Heil ihm, wenn dann noch zur rechten Zeit die Freundschaft oder die Liebe ihm einen Gegenstand zeigt, der ihn der drückenden Last seiner Gefühle entledigt und so, ihn freundlich in sein Herz aufnehmend, den Verlorenen rettet.“ (**Kl. Müchler.**)

Es wird dieser Zustand Vielen als eine übertriebene Gefühls-Rührung vorkommen, welche von der Mehrzahl der Menschen um so weniger verstanden wird, je mehr sie von den materiellen Interessen des Tages beschäftigt und befangen,

weder Zeit noch das Bedürfniß haben, ihrem Geiste edlere Nahrung zu geben, und überhaupt jene Sensibilität des Herzens nicht besitzen, die den Genuß des Schönen, Großen und Erhabenen so unendlich verherrlicht, die edelsten Gefühle des Menschen erregt, den Besitz edler Liebe oder echter Freundschaft erst in seinem ganzen Werthe zur Erkenntniß bringt, oder in dem Umgange mit gleichgestimmten Seelen in dem gemeinschaftlichen Genusse der Schätze intellektueller Bildung, in den erhebenden Eindrücken edler Kunst oder wissenschaftlicher Schöpfungen die höchste Befriedigung, die dauernste Beglückung findet.

Wahr ist die Bemerkung **Jean Paul's**, daß

Wer nicht zuweilen zu viel oder zu weich, gewiß immer zu wenig empfindet,"

was indessen in der größern Robustität solcher Charaktere liegt, die freilich keine Ahnung von den Genüssen und Bedürfnissen einer edleren Natur, und nur ein Lächeln dafür haben, wenn sie Schilderungen von Eindrücken des Gefühlslebens oder Bezeichnungen hören, wie z. B. folgende von **Schmidt v. Lübeck***):!

Im unermeß'nen Weltsysteme,
Die schönste Perle der Natur,
An ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur,
Das höchste Wunder unter Allen,
Das Meisterwerk von Raum und Zeit:
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit! —

Es wird nach den im gewöhnlichen Leben geltenden Regeln des berechnenden Verstandes der Werth eines edlen feinfühlenden Herzens durchaus nicht sehr hoch angeschlagen, wenn

*) Georg Philipp Schmidt von Lübeck, Bankdirektor in Altona † 1849. Gedichte. Altona 1821.

es nicht mit einer hinlänglichen Routine in Behandlung der Lebensvorkommnisse verbunden ist, und diesen nicht eine gewiße Rentabilität abzugewinnen weiß, was allerdings bis zu einer gewissen Gränze wünschenswerth, ja sogar durch den Trieb der Selbsterhaltung bedingt ist. Allein bei einem edlen Menschen wird der Sinn für materielle Interessen niemals in solcher Weise in den Vordergrund treten, daß er darum auf Genüsse verzichtet, die aus der Beschaffenheit seines Gemüthlebens quellen, und die ihm kein noch so materieller Vortheil, kein noch so großes „Glück", um das ihn andere vielleicht beneiden würden, ersetzen kann. Mißgriffe in der Berufswahl, Enttäuschungen bei ehelichen Verbindungen, gezwungene Verhältnisse und Beziehungen sozialer Natur u. s. w. sind nicht selten die Qualen, die ein edles Herz, ein tiefes Gemüth durch feindselige Geschicke erdulden muß und der Wurm, der die Blüthe eines Menschenlebens zerfrißt, das unter anderen Verhältnissen, unter der seinen Bedürfnissen entsprechenden Befriedigung, seinen Himmel, sein Paradies gefunden hätte! Darum sagt **Goethe** so richtig:

> Was ich weiß, kann jeder wissen,
> Mein Herz hab' ich allein.

und höher als sonst, wird der Menschenkenner den Werth des Herzens anschlagen, wenn er die Wahrheit des Satzes kennt:

> „Hast du das Herz, so hast du den ganzen Menschen",

der eben so treffend ist, wie die Bemerkung **Hofmeister's**:

> „daß sich in der Sorge am deutlichsten unser **Gemüth** ausspreche."

In der Art und Weise, wie sich die Außendinge in uns reflektiren, die Eindrücke der Erlebnisse unser Inneres berühren, fühlen wir zugleich eine gewisse primitive Bestimmung für unser Urtheil und unsere Handlung. In so ferne nun diese Einflüsse nicht unter der Herrschaft schlimmer Leiden-

chaften stehen, sondern im Gegentheil uns Gelegenheit geben würden, den Kern eines besseren Ich, ein rechtschaffenes Herz, einen freien hellen Kopf, überhaupt den Aufschwung einer edleren Seele zu zeigen, ist es nur zu bedauern, daß es in der Regel von einer Menge von Rücksichten, Umständen und Klugheitsvorschriften, im Ganzen eigentlich von der Befürchtung unseren materiellen Interessen zu schaden, verhindert wird, diese Eindrücke zur Erscheinung zu bringen, so daß wir nicht selten zum Nachtheile unseres Charakters gerade das Entgegengesetzte von dem sprechen und thun, was wir unter der unmittelbaren Folge des ersten Eindruckes gesprochen oder gethan haben würden.

Goethe mahnt in dieser Betrachtung:

O daß wir doch den reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugeh'n so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu flieh'n! —

was um so mehr zu beachten wäre, da wir namentlich den Eigenschaften unseres Gemüthes, diesen Einwirkungen der Gefühle auf unsere Handlungen, zum großen Theile die Gestaltung unserer Lebensverhältnisse zu verdanken haben, wie auch **Tiedge** meint:

Aus unserm Herzen
Wächst, was wir säen, uns wieder zu.
Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh', —
Da fühlt die Thorheit ihre Schmerzen,
Da sä't das Laster seine Pein! —

Es gibt keinen größeren nachhaltigeren Genuß, als den, den uns ein edles feinfühlendes Herz, ein gebildeter Geist verschaffen kann, alle Wonne, der die menschliche Natur fähig ist, vereinigt sich in den Hochgefühlen eines enthusiasmirten Herzens, in dem Bewußtsein einer edlen That, oder

in dem Genusse vollendeter Schönheit, wahrhaft Großen und Erhabenen. — Es kann aber auch keine größere Rohheit geben, als ein Herz in seinen edelsten Empfindungen zu verhöhnen und zu verletzen, und in unverständiger Beurtheilung dessen, was selbst zu empfinden eigene Befähigung mangelt, eine edle Seele in den Staub der Ordinärheit herabzuziehen und im rohen Mißbrauche augenblicklicher Macht, das Zartgefühl einer edlen hohen Seele durch Beleidigungen zu mißhandeln. Solche Augenblicke rufen die sittliche Entrüstung eines besseren Selbstgefühls in seiner ganzen Stärke wach, und nicht selten zwingt der Adel der Gesinnung in Wort und That bei solchen Anläßen den Beleidiger zur Beschämung — manchmal auch zur Besinnung und Einsicht des begangenen Unrechts! —

Aber auch noch auf andere Weise können die Empfindungen edler Naturen schmerzlich verletzt werden, wenn List und Berechnung zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke ein edles großes Herz, das mit vertrauensvoller Liebe, vermeintlich ebenbürtigen Gesinnungen entgegenkam, durch feine Täuschung lange Zeit mißbrauchte, bis irgend ein entscheidender Augenblick die Larve des Heuchlers herabriß und das hintergegangene, um seine edelsten Empfindungen betrogene Herz, mit dem schmerzlichen Gefühle, wieder um eine Erfahrung reicher zu seyn, sich in seine Tiefen zurückzieht und trauernd verschließt.

In vortrefflicher Weise hat **Scheuerlin***) einen solchen Moment geschildert, dem Herzen eine seiner feinsten, wenn auch wehmüthigsten Gefühle abgelauscht. Er singt:

Stille geht ein Herz entsagen
Wenn es Lebewohl gesprochen
Seinen jugend schönen Tagen,

---

*) Georg Scheuerlin, geheimer Sekretär im bayer. Staatsministerium des Handels 2c., ein sinniger tief-gemüthvoller Dichter der Gegenwart, rühmlichst bekannt durch seine Novellen und vorzüglich durch seine lyrischen Poesien: „Haideblumen". Heidelberg 1852 und 1858.

Stiller stiller wenn ihm eben
Ausgeblüht im letzten Pochen
Ein geliebtes Menschenleben.

Doch am stillsten bei dem Fehle,
Der den Glauben ihm gebrochen
An den Adel einer Seele! —

57.

Gemüthsstimmungen, Launen.

„Ueble Laune, inn're Fehde,
Peinigt mehr als äuß'rer Schmerz."
Bürde.

Wer hat nicht schon einmal jene eigenthümliche Gemüthsstimmung an sich erlebt, wo uns Menschen und Dinge in einem ganz anderen Lichte, als gewöhnlich erscheinen, unsere Meinung und unser Urtheil sich verändert und der Eindruck der Dinge, ja selbst der leblosen Umgebung ein von dem gewöhnlichen so ganz verschiedener ist, so daß wir entweder in eine so extreme fröhliche Stimmung gerathen, daß wir auf einmal, ganz von versöhnlichem Geiste erfüllt, die ganze Welt an unsere Brust drücken möchten, oder aber, was weit öfter geschieht, von einem solchen trüben, schwermuthsvollen oder unmuthigen Gefühle befallen werden, daß uns Alles wie mit einem grauen Schleier bedeckt erscheint, Ungeduld und Mißmuth im Umgange mit Menschen hervortritt, deren Fehler uns dann unerträglich scheinen, wo nichts nach unserem Sinne geschehen kann, wir weder zum Vergnügen noch zur Arbeit Neigung haben — kurz:

Die Stimmung, die peinlichste im Leben,
Wo man sich gerne selbst, Ohrfeigen möchte geben"? —

Es muß den Forschungen anthropologischer Studien überlassen bleiben, die ohne Zweifel nicht unbedeutende Rolle,

welche hiebei das physische Leben, die Beschaffenheit des Blutes und der Nerven spielt, näher nachzuweisen, von welchen Ersterem auch **Börne** spricht und das er, wegen seiner mächtigen Wirkungen im menschlichen Körper einen „König im Purpurkleide“ nennt, dem Niemand widerstehen könne. So viel ist gewiß, daß uns solche extreme Stimmungen oft plötzlich und ohne alle Veranlassung überkommen, und wir nicht immer in der Gewalt haben, die gewöhnliche normale Gemüthsruhe uns zu erhalten oder sogleich wieder zu gewinnen.

„Launen sind, nach **Wieland's** Ansicht, eine Art guter oder böser Feen, die durch die bloße Magie des Colorits und Helldunkels aus den Dingen, die vor uns stehen, machen können, was sie wollen“,

und das ist die beste Erklärung; denn wie uns, durch verschieden gefärbte Gläser betrachtet, die Gegenstände bald in den heitersten und hellsten, bald in den düstersten, traurigsten Farben erscheinen, so spiegeln sich in unserem inneren Auge in den Farben der Heiterkeit oder Düsterheit, die Gefühle und Eindrücke je nach der Art und Weise, wie wir sie in uns aufnehmen.

Unsere wechselnden Ansichten von den Dingen, nicht die Dinge selbst, die an und für sich ewig unveränderlich sind, wirken auf unser Urtheil und unsere Stimmung, sonst könnte nicht ein und derselbe Gegenstand zu gleicher Zeit den Einen mit Lust, den Andern mit Trauer erfüllen, worauf sich der alte Spruch gründet:

„Wie du die Welt ansiehst, sieht sie dich wieder an! Unsere Stimmung ist unser Glück und Unglück.“ —

„Ueble Launen, welche Thümmel *) nicht mit Unrecht, den Schnupfen der Seele nennt, verbreitet sich über Alles, was der Angesteckte berührt, begleitet ihn zu seinen Geschäften und hinkt

*) Moritz Aug. v. Thümmel, Schriftsteller, früher herzogl. coburg'scher Minister † 1817. (Reisen in die mittäg. Provinzen Frankreichs, Leipzig 1820.)

neben ihm auf seinen Spaziergängen. **Arbeite und bewege dich, so werden Körper und Seele sich einander so begegnen, als suchten sie die nur durch ein geringes Mißverständniß unterbrochene Freundschaft wieder zu erneuern.**"

Ohne Zweifel ein guter Rath, da die auf andere Gegenstände genöthigte Aufmerksamkeit, die Gedanken abzieht, die uns in düstern Gestalten umkreisen. Aehnlichen Dienst leistet die Lektüre eines gediegenen Buches, ein Gang in die freie Natur, ein vernünftiges Gespräch mit einer vertrauten Seele. Außerdem wird einige Philosophie, die uns immer lehrt, den Dingen keine größere Wichtigkeit beizulegen, als sie wirklich besitzen, in den meisten Fällen die Veranlassung oder den Gegenstand unserer Verstimmung bedeutend reduziren, oder die üble Gemüthsstimmung überhaupt besiegen helfen.

Goethe's Weisung:

Ueber Wetter und Herren Launen
Runzle niemals die Augenbraunen,
Und bei den Grillen der schönen Frauen,
Mußt du immer vergnüglich schauen,

ist ein ganz hübscher Spruch, aber bedeutender und schöner ist die sinnige Lehre **Herder's**:

steigen Dünste auf und werden	Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner	In dem Haupte Zorn und Unmuth
Oder Regentropfen.	Oder werden Thränen.

Freund bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften,
Deine Stirn sei Sonne!

wozu eine weise Anschauung des Lebens, Vergleiche in großen Verhältnissen und ein unbelastetes Selbstbewußtsein die Mittel bieten.

Schon viel trauriger und gefährlicher ist die Steigerung des schmerzlich alterirten Gefühlslebens bis zu dem Zustande, wo eine gewaltsame Erschütterung der Gehirn-Nerven die

Fähigkeiten des Gedankens und des Urtheils in fixen Ideen prädominirt, die mehr als alles andere den physischen Einfluß auf geistige Erscheinungen, d. h. die Unmöglichkeit, gleicher Einwirkung des Geistes auf die **veränderte Beschaffenheit** der physischen Organe, beweist.

Man heißt es Wahnsinn, wenn auf nie erregten Saiten
Der Seele insgeheim des Dämons Finger gleiten,
Mißtöne hört ihr, ein verstimmtes Instrument —
Doch ist es nur Musik, die euer Ohr nicht kennt! —

Seuffert.

Hier kann allein die Wissenschaft helfen, wenn anders noch zu helfen ist, vorsichtige, sachgemäße Behandlung, angenehme Umgebung, das Wirken eines tüchtigen Arztes u. s. w.

Das zarte Geschlecht scheint am meisten den Launen unterworfen zu seyn, wofür ebenfalls physische Gründe zu sprechen scheinen, doch gibt es auch Launen aus purem Uebermuth und Eigensinn, und manche solche Dame, die auf ihre Schönheit und sonstigen Vorzüge pochend, vielleicht einen edlen Jüngling, der ihr sein Herz geweiht, unwürdig quälte, ist zu spät zur Erkenntniß gekommen, daß bei jungen Mädchen die Jahre, wo man allenfalls noch solche Laune entschuldigt und verzeiht, schnell vorüber gehen, und hat mit stiller Wehmuth das Glück beneidet, daß der so Verschmähte in den Armen einer Anderen fand, die ihn besser zu verstehen und zu behandeln wußte; denn kein Mann von Selbstgefühl wird lange die launenhaften Thorheiten selbst eines geliebten Wesens ertragen und in richtiger Folgerung auf den Geist und Charakter den Weg durch's Leben mit einem solchen Weibe wagen wollen. Möchten sich doch manche die Wahrheit zu Herzen nehmen, die in dem Ausspruche **Seuffert's** liegt:

Wer heute wieder nimmt, was er uns gestern gab,
Gräbt dem Vertrauen und der Liebe selbst das Grab! —

58.

Ueber Genuß, Freuden und Vergnügungen (Mäßigkeit und Unmäßigkeit hierin).

„Je zarter und reiner eine Blume der Freude ist, desto reiner muß die Hand seyn, die sie abbricht."
Jean Paul.

Der Genuß besteht in der Befriedigung des den Menschen allgemein eingepflanzten Triebes nach angenehmen Empfindungen.

Welche Verschiedenheit der Begriffe knüpft sich an dieses Wort in der Anschauungsweise der Menschen!

Wenn der Eine darunter ausschließend nur das Vergnügen sinnlicher Freuden versteht, begreift ein Anderer hierin vorzugsweise die Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse und räumt jenen nur eine sehr untergeordnete Rolle ein; in beiden Fällen stehen sich die Meinungen über den Gegenstand des Genußes abermals gegenüber, so daß nicht selten dem Einen Genuß gewährt, was den Andern gleichgültig läßt, oder ihn gar mit Abneigung erfüllt.

Wenn man nun bedenkt, daß der Mensch länger mit seinem Geiste als mit seinen Sinnen zu leben hat, so ist keine Frage, welchen Genüßen er den Vorzug geben sollte, vorausgesetzt, daß er die Fähigkeit besitzt, überhaupt geistig genießen zu können, in welcher Beziehung **Montaigne** sehr richtig bemerkt:

„daß — es mögen die Glücksgüter auch noch so erklecklich seyn, man immer doch das erforderliche Gefühl haben müsse, um ihrer froh zu werden. Der Genuß — der Nutzen, den wir von einer Sache ziehen, nicht der Besitz derselben allein ist's, was uns glücklich macht."

Es wäre nun zu betrachten, auf welche Weise der Mensch vernünftigerweise genießen, welche Mittel ihm dabei zu

Gebote stehen, und was der Gegenstand seiner Genüße seyn soll.

Vor allem verdient der Ausspruch **F. H. Jacobi's** unsere besondere Beachtung:

„Bedenkt was ihr lange wißt (wissen solltet) und prägt es euch tief ein, daß der Mensch nur ein bestimmtes, sehr eingeschränktes Vermögen zu genießen hat, daß, wenn er Mittel des Genußes in zu großer Menge sucht, er nur Mühe und Ungemach erbeutet. Wenn der Mensch sich alles zu verschlingen sehnt, so muß er, um Neues zu gewinnen, Altes daran geben, auch soll der noch kommen, der sich rühme, auf diesem Wege sein Glück gemacht zu haben! Im Gegentheile fühlen alle, welche ihn wandeln, sich, je länger er dauert, je elender, können's aber nicht begreifen, ihr Taumel verhindert sie, zu sehen, daß jene Freuden, die dahinten blieben, die besseren waren! Aber und abermals rennen sie nun wieder schneller voran, streben aber und abermals nach mehr, meinen immer es liege nur daran, daß ihnen dieses oder jenes noch fehle und werden so täglich unfähiger, zu erkennen, daß sie immer mehr und Besseres zurücklassen, von allem wahren Genuße sich täglich weiter entfernen, daß sie elende, von Gott und der Natur verlassene Undinge werden."

Leider ist diese Jagd nach sinnlichen Genüßen in unseren Tagen eine gewöhnliche Erscheinung geworden. Täglich mehren sich die Klagen über ungenügendes Auskommen, über die Anforderungen des Luxus und der Eitelkeit, zunehmende Genußsucht, Kleiderpracht und Ueberfeinerung. Geht man nur auf die Ursachen dieser Erscheinungen zurück, so wird man immer finden, daß eine irgendwie sich ausgebreitete fremde Meinung alle diese Dinge für unumgänglich nöthig erklärt hat, (was sie doch vorher offenbar nicht waren) und eine Menge gedankenloser Köpfe, im lächerlichen Bestreben, sich von ihren Nebenmenschen nicht „verdunkeln" zu lassen, alle diese „zum guten Ton gehörigen Genüße," als unentbehrliche Lebens-

bedingungen aufgenommen, und, sehr oft gegen eigene Ueberzeugung und mit vielen Seufzern über diese „unvermeidlichen" Ausgaben — nachgeahmt haben.

Wenn diese Menschen die Wahrheit erkennen und hienach handeln wollten, welche schon **Epicur** *) in den Sätzen aussprach:

1) daß nur der am meisten genießt, der die wenigsten Bedürfnisse hat,
2) daß man stets genug habe, wenn man nach den Vorschriften der Natur lebt, die nur weniges fordert, und nicht nach der herrschenden Meinung, die unersättlich ist,
3) daß, wer mit wenigem nicht zufrieden ist, auch Vieles nicht genügt,

so würden sie die Reue ersparen, die nicht selten, aber meistens zu spät, im Gefolge jener Erkenntniß ist, welche ihnen die Thorheit ihrer Handlungsweise in ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen, verschwendeter Zeit, oder zu Grunde gerichteter Gesundheit fühlbar wird.

Nicht daß man das Leben in ewiger Entsagung hinbringen und ängstlich jeden Lebensgenuß, jede sinnliche Freude als „sündhaft" meiden soll, im Gegentheile, Genuß ist sogar nothwendig, der eine belebende, eine erfrischende Kraft ausübt, neue Anstrengungen zu ertragen.

„Stete Anstrengung zerrüttet und zerstört eben so unvermeidlich, wie steter Genuß erschlafft und auflöst, aber es muß sich mit ihm das Gute und Angenehme vermählen; er hat um so mehr Werth je selbstthätiger er ist, je mehr er sich dem Schönen

*) Der griechische Philosoph Epicuros † 970 v. Chr. zu Athen. Seine vielseitig theils mißverstandene, theils absichtlich verläumdete Lehre, nach welcher er das Vergnügen als das höchste Gut erklärte, worunter er aber ungetrübte Heiterkeit und Wohlbehagen des Körpers und der Seele, aber keineswegs Sittenlosigkeit und Wollust verstand, hat später die Schule der Epicuräer in argen Mißcredit gebracht. (Vorberg, Hellas u. Rom.)

nähert und dann muß er frei, darf nicht Mittel zum Zwecke seyn: absichtlicher Genuß wäre Geschäft und nicht Genuß."

Fried. Schlegel.

Bei allen Freuden, Vergnügungen und Genüßen des Menschenlebens muß aber vor allem diesen — die Vernunft unsere Führerin seyn, wenn auch, zumal in den Jahren jugendlicher Leidenschaftlichkeit, es keine geringe Aufgabe seyn mag, ihre Vorschriften nicht aus dem Auge zu verlieren. Nicht Jedem schwebt immer die Lehre **Uz'ens** vor:

Die Freude dieses Tages muß künftigen Vergnügen
Nicht selbst im Wege steh'n. Der Thor kauft theuer ein,
Kauft einer Stunde Lust mit Jahren voller Pein!

oder **Young's** mahnende Sentenz:

„So gewiß als dem Tage die Nacht folgt, so gewiß tritt der Schmerz in die Fußstapfen des Vergnügens, wenn dieses Wege geht, welche die Vernunft meidet."

Aber das kleine Wörtchen: „Mäßigung", dessen Wichtigkeit und Wahrheit selbst das geringste Nachdenken erkennt und das von der täglichen Erfahrung unterstützt wird, sollte stets als Mahnung in Erinnerung bleiben! Wie viel Schlimmes könnte dadurch vermieden, welche Reue erspart werden! Die geringste Unmäßigkeit bestraft sich selbst durch Ueberdruß und Erschlappung und wird so zur Quelle der unangenehmsten Empfindungen, die gewiß schon ein jeder gefühlt, der z. B. Uebermaaß im Genuße von Speisen oder Getränken, in Befriedigung des Geschlechtstriebes, in der Dauer des Wachens oder auch des Schlafes 2c. sich zu Schulden kommen ließ, was eben so gut auch auf übermäßige Anstrengung der Geisteskräfte bei überlangem Studiren, zu lange gespannte Aufmerksamkeit, übergroße Aufregung des Gemüthes 2c. seine Anwendung findet.

Der Arzt, den die Natur mit eig'ner Hand geweiht,
Der unbetrüglichste, ist unsere Mäßigkeit!

Mit unübertrefflicher Schärfe und Trefflichkeit des Ausdruckes, wie immer, schildert **Shakspeare** den schwelgerischen Jubel der Sinne:

Wilde Freude nimmt ein wildes Ende
Und stirbt im höchsten Sieg, wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehrt, die Süßigkeit
Des Honigs widert durch ihr Uebermaaß,
Und im Geschmack erstickt sie unf're Lust!

Abgesehen aber nun von der Art und Weise des Menschen, seine Wünsche zu befriedigen, möchte noch ein Wort über den Gegenstand derselben anzuführen seyn und hier begegnen wir der eigenthümlichen Thatsache, daß es nur sehr wenige Menschen gibt, welche den Dingen ihren *eigentlichen* Werth beizumessen, d. i. ihrem Sehnen und Wünschen ein *vernünftiges*, wahrhaft *wünschenswerthes* Ziel zu geben wissen. Geld, Besitzthum, Rang, Ansehen, Ehrenzeichen und Wollust, das ist der Kreis der ausschließlichen Wünsche, in welchem sich täglich Millionen von Menschen bewegen und in deren Erfüllung sie den höchsten Genuß der Erde finden. Auf diesem vergänglichen Grunde bauen sie am Tempel ihres „*Glückes*", für dieses leben, arbeiten, schaffen sie, mühen sich, ohne eine Ahnung ihrer hohen Lebensaufgabe, ohne nur einen Zollbreit den engen Kreis überblicken zu können, außerhalb welchen die eigentlichen werthvollen und wünschenswerthen Güter des Menschen-Daseins liegen. Erkenntniß des Wahren, Edlen und Schönen durch die Kultur der Wissenschaften und *Veredlung* des **moralischen** *Menschen in und durch sich*.

So wie **Salomo**, sagt **Garve** in einer seiner philosophischen Schriften:

„sehen die Menschen die Eitelkeit aller menschlichen Freuden nicht eher ein, als nachdem sie sie alle genossen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verschwinden, wenn man lange an Höfen gelebt und in Gesellschaft der Vornehmsten des Landes

einen vertraulichen Zutritt gehabt hat.*) Wenn man von Putz und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künste täglich umgeben ist, so wird man gegen diesen am Ende doch sehr einförmigen Genuß gleichgültig und lernt die allein nie veraltenden Güter, das Vergnügen eines geistreichen Gespräches, eines vertraulichen und zwanglosen Umganges mit edlen gleich gestimmten Seelen und den Genuß der ewig herrlichen Natur um so mehr schätzen."

Rousseau bezeichnet das

„häusliche, von allem Weltgetümmel entzogene Leben als das sicherste Merkmal eines wahrhaft ruhigen Geistes. Diejenigen, welche sich immer bestreben, ihr Glück von außen zu suchen, werden es sicherlich nie in sich selbst finden Die Menge und Abwechslung der Unterhaltung scheint wohl zum Genuße beizutragen, daher deucht auch ein immer sich gleich bleibendes Leben Ueberdruß zu erregen, allein bei genauer Prüfung wird man im Gegentheile finden, daß der süßeste Genuß der Seele in der Mäßigkeit bestehe, welche weder Unersättlichkeit noch Ekel zurückläßt."

Es hat nun allerdings nicht jeder an jenem stillen Genuße häuslicher Ruhe gleichen Geschmack, oder findet durch unzusagende Familienverhältnisse gerade zu Hause weniger Genuß als in der Erholung äußerer sozialer Kreise, doch kann ihn das nicht abhalten, stets ein aufmerksames Auge auf seine innere geistige Entwicklung, auf die höhere Lebens-

*) Wer mit vorurtheilsfreier stiller aber scharfer Beobachtung die nichts weniger als seltenen Erscheinungen des Zwanges, des Rangstolzes, des Neides und Intrigue wahrnimmt, die sich unter dem trügerischen Glanze eleganter Formen dem Uneingeweihten vortrefflich zu verbergen wissen, wie oft Unzufriedenheit, Langweile und Flachheit auch da die Menschen, wenn sie aufrichtig seyn wollten, zu dem Geständnisse nöthigen, daß sie nicht glücklich sind, der wird solche Kreise nicht mehr um ihr angebliches Glück beneiden.

aufgabe des Menschen — Veredlung seiner selbst — zu richten und auch in der Außenwelt jene Gelegenheit aufzusuchen, die ihm mehr als gewöhnliche Leerheit und Unbedeutenheit zu bieten vermögen und den Bedürfnissen eines gebildeten Geistes entsprechend, im Gedankenaustausche über interessante Gegenstände Belehrung und darum Genuß gewähren.

Eine sehr richtige Beurtheilung der menschlechen Natur liegt in der Meinung **Goethe's**:

„Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte; denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

Es wird gewiß jeder feiner Gebildete nur Wahrheit und Bestätigung seiner eigenen Meinung in dem geist- und gemüthvollen Ausspruche eines edlen Mannes finden:

„Es giebt einen Lebensgenuß, der uns nie verläßt: das ist Genuß des Geistes, genährt durch Wissenschaften! Gebildet zum Denken in jeder Lage des Lebens, gewohnt das Gute, Schöne und Edle zu empfinden, wo er es wahrnimmt, der nicht an die Handvoll Erde gefesselt ist, welche der Fuß jedesmal betritt, der, wenn ihm die Erde unter seinen Füßen keinen frohen Anblick gewährt, die Welten über sich beschaut, wenn ihm die Gegenwart mißfällt, in die Vergangenheit zurücksieht, der sich durch Belebung seiner Lieblingsideen, durch Weckung seiner frohesten Empfindungen, durch Anschauen lieblicher Ideale, durch Erinnerung und Hoffnung Freude schafft, wo außer

ihm keine Freude ist, der in seiner **Selbstthätigkeit** den schönsten Genuß findet! —

(Streithorst: „Heldenmuth und Wissenschaft im freundschaft-Bunde." In der deutschen Monatsschrift. März 1797.)

Die Alten, die wir als Lehrer und Muster der Lebens-Weisheit und hoher Geistesbildung zu verehren gewohnt sind, scheinen im Betreffe des Vergnügens und des Freudengenusses eine etwas materiellere Anschauung gehabt zu haben.

Schon der griechische Epigrammendichter **Markus Argentarius** sang:

Fünf Fuß Erde bedeckst du im Grab' dann schau'st du des Lebens
Lust nicht mehr, nicht mehr Helios freundlichen Strahl,
Leere denn jetzo mit Lust den begeisternden Becher des Bachos
Kinkios! und dir im Arm' ruhe das reizende Weib!
Weisheit suchest du auf, die unsterbliche? Wisse: Kleanthes
Und auch Zenon ruht' tief in des Aïdes Nacht:

In gleicher Weise mahnt **Theognis**:

Blühet die Fülle
Strahlender Jugend dir noch, denket auch Kluges der Sinn,
Wohl so geneuß' was Gutes dir ward; denn doppelte Jugend
Geben die Götter dir nicht, noch vor dem Tode befreit
Einen der Menschen ein mildes Geschick. Bald dringet verderblich
Feindliches Alter heran, das dich am Scheitel ergreift! —

In fröhlicher Weinlaune, welche aber dennoch eine schwache Färbung elegischer Empfindung trägt, sagt ein Dritter:

Reiche den lieblichen Becher mir her aus Erde gebildet,
Aus ihr ging ich hervor, unter ihr lieg ich im Tod! —

So räth **Horaz** ohne weitere Umstände:

Wenn Mädchen, Blumen, Wein, dich zum Genuße laden,
Greif' zu so lange noch die Parze spinnt den Faden,

was allerdings etwas leichtfertig klingt und zu befolgen von Bedingungen der Vernunft abhängt, die immer unsere Neigungen beherrschen sollte! —

Der wahre, eigentliche Lebensgenuß, der, wie schon gesagt, nur in dem geistigen Aufschwunge des Menschen in das Gebiet des Wahren, Schönen und Edlen, und in Verbindung mit dem vernünftigen Genuße sinnlicher Freuden gefunden werden kann, hat übrigens noch zwei Bedingungen, ohne welche alle Bemühungen, alle Glücksgüter, die angenehmsten Lebensverhältnisse dennoch nicht genügen, jenes wohltuende Gefühl der Zufriedenheit nicht erzeugen, das so sehr beseligt — diese sind Ruhe der Seele und Gesundheit des Körpers. Wenn das Innere des Menschen von Selbstsucht, Stolz und Neid, von anderen schlimmen Leidenschaften, oder der quälenden Erinnerung an verübte unedle Handlungen erfüllt, jener Gewissensruhe entbehrt, welche die Freuden jedes Genusses erhöht, wie schlimm sieht es da mit dem Vergnügen aus, das jede noch so schwache Anregung zu zerstören vermag! —

Muß z. B. das Gefühl nicht ein drückendes seyn, wenn sich der Mensch sagen muß: diese Freude, die du eben jetzt genießest, hast du lieblos anderen Menschen verdorben, sie ihnen durch deine Schuld unmöglich gemacht oder wenn ander Mahnungen einer schuldbeladenen Seele, welche nie ausbleiben, wie Wehemuthstropfen in den Kelch der Freude fallen, den der Schuldige — oft zur Betäubung dieser inneren Stimmen leeren will! —

Mit wenigen aber inhaltsschweren Worten hat **Lucretius** diese Wahrheit in dem Satze niedergelegt:

Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein Glück dir,
Denkest umsonst an Lebensgenuß! —

Gesundheit des Körpers ist die zweite dieser unerläßlichen Bedingungen. Wenn Krankheit den Körper leidend und unfähig macht, was helfen einem Menschen da alle Glücksgüter der Erde, Macht und Ansehen, Reichthum 2c. wenn, wie **Horaz** singt:

Wenn er im Fieber liegt und sein Gemüth in Krücken geht? —
Wer reich sein will, der brauche was er hat,
Sei weise und gesund dabei!

Ebenso:

Wem Furcht und Sorge plagt,
Dem nützen Güter nicht ein Haar mehr,
Als schöne Bilder blöden Augen,
Und dem von Gicht Gequälten Salb und Pflaster.

Diejenigen aber, welchen ein minder günstiges Lebensverhältniß die Theilnahme an Genüssen, Freuden und Vergnügungen geschmälert hat (ganz versagt ist sie wohl keinem Menschen) und welche mit Neid auf die „Glücklichen" blicken, deren Wünschen die Erfüllung auf dem Fuße folgt, mögen überzeugt seyn, daß es mehr als bloße Reime sind, wenn der Dichter sagt:

Ohne Dornen blüht kein Kranz auf Erden,
Lust vermählet sich der Pein
Und von tausend Freuden die uns werden,
Ist vielleicht kaum eine rein!

eine Wahrheit, die unser herrlicher **Schiller** ebenfalls in dem kurzen Satze aussprach:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil!

59.

Frohe, heitere Gemüthsstimmung.

„Der Erde köstlicher Gewinn,
Ist frohes Herz und reiner Sinn"

singt unser biedere **Seume**, dem sammt dem sonstigen Ernste seines Charakters, dennoch jene Stimmung des Gemüthes nicht

fremd blieb, die wir, nach Entfernung aller trüben Gedanken und unangenehmen Gefühlen, Frohsinn nennen.

Wenn Eines uns über die mannigfaltigen unerquicklichen Berührungen des täglichen Lebens, über die Widerwärtigkeiten so mancher Erfahrung, überhaupt über die unangenehmen Empfindungen prosaischer Wirklichkeit hinüberhilft und uns schnell wieder in das Gleichgewicht mit uns selbst setzen kann, so ist es neben einem unbelasteten Gewissen, die neidenswerthe Gabe der Fröhlichkeit und des Humors, welche allerdings durch Temperament und äußere Lebensverhältnisse bedingt ist.

„Fröhlicher Muth hilft durch, was Fröhliche thun, geräth wohl; fröhliche Menschen sind nicht bloß glückliche, sondern auch in der Regel gute Menschen, ohne Neid und Grämelei. Tücke und Bosheit machen verschlossen, ernst, zerstreut" — **Weber.**

Nicht umsonst will man in der Art und Weise, wie der Mensch lacht, einen Schluß auf seinen Charakter gemacht haben und schärfere Beobachtung dieses angeblichen Kennzeichens haben in der That nicht selten die Bestätigung gegeben, daß ein Mensch, der recht herzlich lachen kann, gewiß kein schlimmes Gemüth besitzt, das sich bei Anderen eben so oft durch jene gezwungene Grimasse des sogenannten „grünen" Lachens verräth. Man sieht auf den ersten Blick, wem es wirklich Ernst mit seiner Fröhlichkeit ist. Eine der gewöhnlichsten Wirkungen froher Laune und ungetrübten Herzens ist fröhlicher Gesang. Stört doch keinen Menschen, der eben ein Liedchen singt oder pfeift! In dem Augenblicke genießt er vielleicht die seltene Empfindung des Vergessens aller trüben Erinnerungen, das Gleichgewicht seiner Empfindungen stimmt ihn heiterer als sonst, fröhlichen Muthes trällert er sein Liedchen! Nur zu bald kommen vielleicht die trüben Gedanken wieder, wo er um keinen Preis aufgelegt wäre, ein Lied zu singen; warum ihm das kurze unschuldige Glück mißgönnen oder unüberlegt stören? Gesang gilt ebenfalls für ein Wahrzeichen eines guten Gemüthes und bekannt ist das ge-

wöhnliche Motto der meisten Liederbücher: „Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder!"

„Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, sagt Goethe, die ein jugendlicher Muth, eine aufgefrischte Phantasie über unsere lebensarme Blöße hängt? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist daran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens werth?"

und tritt damit der grämlichen Kritik langweiliger Ernsthaftigkeit in gleicher Weise wie **Schiller** in seinem bekannten Gedichte an „einen Moralisten" entgegen:

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne, die Philosophie
Schlägt um, wie uns're Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.
Wohl wenn in das Eis des klügelnden Verstandes
Das bischen Blut ein wenig munt rer springt,
Laß' den Bewohnern eines besser'n Landes
Was nie den Sterblichen gelingt!
Zwängt doch der irdische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde.
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Es verrinnen die Stunden, ob wir sie mit Lust oder mit Trauer zugebracht haben, und jedenfalls ist der Gewinn für Leben und Gesundheit, für den Umgang mit Anderen und den Betrieb seiner Geschäfte, aus einer fröhlicheren Lebensanschauung, aus einer humoristischen Auffassung der Fehler, Schwächen und Thorheiten der Menschen, die uns den Tag über begegnen, ein besserer, als Mißmuth und Trauer, Ernsthaftigkeit und Entrüstung über dieselben, besonders wenn man bedenkt, daß man damit nichts zu ändern im Stande ist, und durch den unvernünftigen Versuch das Unmögliche

zu gestalten, sich nur die kurz gemessene Frist des eigenen Lebens verbittert, wenn auch gleichwohl nicht ein Jeder aufgelegt ist, das leichtfertige Verschen **Goethe's** zu unterzeichen:

Ein Mädchen und ein Gläslein Wein
Kuriren alle Noth,
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Aber wie freundlich ist die Erinnerung an fröhlich verlebte Tage!

„Eine verlachte Stunde ist später noch immer wie eine Schachtel, in welcher früher duftendes Rauchwerk war". —

Es gibt, namentlich für Gefühlsmenschen, Situationen, wo allerdings die Lust zum Lachen vergeht, ja wo sogar dasselbe ein Zeichen des schlimmsten Charakters seyn müßte. und es kann daher selbstredend nicht von einer Zumuthung humoristischer Auffassung und Behandlung aller Lebensvorkommnisse die Rede sein, sondern nur von der Abmahnung, nicht jeder Kleinigkeit eine so ernsthafte Bedeutung beizumessen, Humor und fröhliche Laune so viel als möglich auf jene Gegenstände zu übertragen, die eben so gut scherzhaft als ernsthaft behandelt werden können, und nicht mit hypochondrischer Grillenfängerei und unzeitigen Tadel die frohere Lebensansicht eines Mitmenschen zu stören.

Heiterkeit des Geistes und Frohsinn des Herzens sind auch in der Regel mit humanen Tugenden vereint, die freundlichere Auffassung der menschlichen Verhältnisse stimmt das Herz zur Milde und Wohlthätigkeit, und macht es geneigt, durch theilnehmende Tröstung den Ernst und die Schwermuth eines Betrübten zu verscheuchen, welche Ansicht **Herder** in den freundlichen Worten ausspricht:

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit heiterm Gesicht sie,
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn;
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherz'ge Mann! —

Schon oft hat ein wohlangebrachter Scherz, ein witziger Einfall, den **Jean Paul** das Sprichwort eines gebildeten Mannes nennt, zündende Wirkung geäußert und dem drohenden Ernst einer Sache schnell eine bessere Wendung gegeben, wie man sich z. B. von **Napoleon** dem Ersten erzählt, daß er bei Gelegenheit eines Auflaufes wegen Noth und Brodmangel die aufgeregten Gemüther durch die Präsentation einer überaus dicken, heftig gestikulirenden Frau mit den Worten besänftigte: Sieht diese Frau wohl hungerig aus?

Wie in allen Einzelnheiten, so auch bei Scherz und Satyre wird sich der Charakter des Menschen bewähren, so z. B. wird ein wahrhaft Gebildeter niemals die Gränze überschreiten, welche den Scherz vom Spaße trennt, der, wenn er auch nicht immer das feinere Sitten- und Ehrengefühl, jedenfalls den besseren Geschmack verletzt.

In dieser Beziehung mag immerhin die Regel gelten, welche die Alten beobachteten:

Spöttischen Witz wie geselligen Rausch erlaubt sich der Weise
Nur im vertraulichen Kreis, nimmer bei festlichem Schmaus!
Witzlinge geben der Menge sich preis, doch sittliche Würde
Hüllet der Grazien Flor auch um den fröhlichen Scherz.

60.

Ueber die Liebe, Neigung, Sympathie, Zärtlichkeit.

„Die That allein beweist der Liebe Kraft?" —
Goethe.

Es gibt wohl keinen Gegenstand, über welchen mehr gesprochen, geschrieben, gedichtet, gesungen, überhaupt mehr verhandelt worden wäre, als über jenes wunderbare Gefühl der Neigung zwischen Menschen, das eben so viel Freude, Segen und Glück verbreitet, als auch Schmerz und Unheil

angerichtet hat und das man, mehr oder minder genau, mit dem Worte Liebe bezeichnet. Es wird mit diesem Namen so gut wie mit jenem der Freundschaft, so viel Mißbrauch getrieben, Genußsucht und Wollust, Spekulation und Habsucht, Stolz und Eigenliebe 2c. nehmen diese Larve so oft vor, um ihre Zwecke zu erreichen, die Mehrzahl der Menschen täuscht der Trieb dieser Leidenschaft wohl selbst so oft über das, was sie eigentlich fühlen, daß man **Leisewitz** *) vollkommen Recht geben muß, wenn er sagt:

„Das Menschengeschlecht wird darum nicht aussterben, aber unter Tausenden kennt kaum einer die Liebe! — —

Lichtenberg geht gar noch weiter, wenn er behauptet:

„Wir können eigentlich nicht, wie man zu sagen pflegt, für andere fühlen, wir fühlen nur für uns! Man liebt weder Vater noch Mutter, noch Frau, noch Kind, sondern die angenehmen Empfindungen, die sie uns machen! es schmeichelt immer etwas unserem Stolze und unserer Eigenliebe! —

ein Satz, dem (insoferne dieses nicht durch das geistige Affinitätsverhältniß zweier Menschen erklärt werden kann), die Erfahrung von einer ächten reinen Liebe gegenüber steht, welche auch da noch in ihrer ganzen Stärke fühlt, und die höchsten schmerzlichsten Opfer bringt, wo der Gegenstand der Neigung und überhaupt die ganze Situation widriger Verhältnisse längst aufhören mußte, angenehme Empfindungen rege zu machen.

In Beziehung hierauf hat **Bouterweck** **) ein schönes Gedicht über die Bedingungen und das Wesen der Liebe geliefert:

---

*) Joh. Ant. Leisewitz, Präsident des Obersanitätskollegiums in Braunschweig, † 1806, berühmt durch sein klassisches Trauerspiel „Julius von Tarent."

**) Friedr. Bouterwek, Philosoph u. Aesthetiker, Professor der Philosophie zu Göttingen, k. hannov. Hofrath, † 1828, Gedichte. Göttingen 1802.

Wer nicht dann noch lieben kann,
Wenn die Hoffnungen verwehen,
Schwingt sich zu den Himmelshöhen,
Wahrer Liebe nie hinan!

Herzen, die das Glück besticht,
Folgen nur verwöhntem Triebe,
Lieben nur den Preis der Liebe,
Aber die Geliebte nicht! —

Liebe trägt sich selbst und hält
Ihren Fittig, unter Blitzen
In sich selbst und ohne Stützen,
Wie des Himmels Sternenzelt! —

Man hat überhaupt viel über das Wesen ächter Liebe geschrieben, die **Schlegel** so sinnig: die „Poesie des Lebens“ nennt, und doch läßt sich der Kern derselben, das, was eigentlich das Hochgefühl, der Seligkeit liebender Beglückung ausmacht, in wenig Worten zusammendrängen, wie z. B. **Jean Paul** definirt:

„Die edelste Liebe ist blos die zarteste, tiefste, stärkste Achtung, die sich weniger durch Thun als durch Unterlassen offenbaret, die sich wechselseitig erräth, die auf beiden Seelen oft bis zum Erstaunen, die nämlichen Saiten zieht, die die edelsten Empfindungen mit einem neuen Feuer höher trägt, die immer aufopfern, nie bekommen will, eine Liebe, in welcher der Druck der Hände und der Lippen sehr entbehrliche, gute Handlungen aber sehr wesentliche Bestandtheile sind, eine Achtung, die zwar von dem größten Theile der Menschheit verhöhnt werden wird, aber von besseren Menschen hoch geehrt werden muß! —

In noch besserer Weise erklärt der philosophische Lehrer **Reinhard** *) die Liebe, freilich aber in ihrer idealischen Vollkommenheit:

*) Versuch einer Theorie des gesellschaftl. Menschen. Leipzig u. Gera 1797.

„Sie ist nichts anderes als ein Streben nach Vereinigung des ganzen physischen und geistigen Daseins, nach Vermischung aller physischen und geistigen Eigenschaften beider Individuen, ein Streben nach wechselseitiger innigster, vollkommenster Mittheilung alles dessen, was jedes als freies ebenso, wie als organisirtes Individuum hat. Nichts soll dem Einen angehören, was nicht mittel- oder unmittelbar dem Anderen zu Theil werde. Jeder muß geben wollen, was die Natur ihm verliehen, was seine Kraft ihm erwarb, jedes muß aufnehmen können, was ihm gegeben wird und jedes das Empfangene selbstthätig behandeln, und dem Anderen neu modifizirt, lieblicher, schöner, edler, zurückgeben. Das ist ein Tausch, bei welchen an keine Absonderung gedacht wird, wo jedes sich freut, je mehr es geben kann, und immer mehr zubekommen meint, als es giebt; wo man nichts haben mag, wenn es das Andere nicht auch und zugleich hat, wo man ein Gut wegwerfen könnte, weil es sich nicht auf die Individualität des Andern verpflanzen läßt; das ist ein Verhältniß der Wechselwirkung, wo jedes nur in dem Anderen sein Dasein fühlt, jedes in dem Andern den Schöpfer seiner Glückseligkeit erkennt, wo man die ganze individuelle Freiheit des Anderen aufhebt, weil man die Seinige hingiebt, wo jedes sich um so freier fühlt, je mehr es von seiner Freiheit dem Anderen freiwillig hingiebt. — **Das ist Liebe** — **das heißt lieben** — das ist ideale Liebe, die der Rohe nicht kennt, der Empfindler mißkennt, welche der Thor verlacht, weil er — ein Thor ist!

Diesem schließt sich **Fr. Halm***) mit seiner tiefgemüthlichen Schilderung an:

---

*) Eligius Franz Jos. Frhr. v. Münch-Bellinghausen, k. k. Hofrath ꝛc. als lyrischer und dramatischer Dichter der Neuzeit rühmlichst bekannt.

O meßt nicht Liebe mit so engem Maaß!
Was wäre Liebe denn, wenn sie nicht gäbe,
Mehr als sie selbst empfing, wenn sie nicht trüge,
Mehr als sie auferlegt, wenn sie nicht stünde,
Ein starker Fels, im Kampf empörter Winde,
Wenn sie nicht treu und fest im Unglück bliebe,
Der Hoffnung letzter Rest, was wäre Liebe?! —
(„Griseldis.")

Man sieht in diesen Definitionen so ziemlich den Grundcharakter der Liebe erschöpft, der auch in jedem wahren, ächten Gefühle sich bestätigen, d. i. in seiner Realität sich zeigen und dann stets jenen unauflöslichen Bund zwischen Menschen knüpfen wird, die der Himmelsfunke, Sympathie, als verwandte Herzen zusammenführt.

Vergeblich erweisen sich da alle Hindernisse, die menschliches Vorurtheil, Interesse oder Gewalt und Macht entgegenstellen, das ist, sagt **Schiller**, so schön:

— Der Liebe mächt'ger Götterstrahl,
Der in die Seele trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet, —

ein Gedanke, den **Sheakspeare** in den zwei Zeilen wiedergibt:

Verwandte Seelen knüpft der Augenblick
Des ersten Seh'ns mit diamant'nen Banden!

Es gibt aber auch kein schöneres, rührenderes Verhältniß, als der Bund zweier Menschen, welche durch die Güte ihres Gemüthes und durch die Höhe geistiger Bildung, die Liebe in ihrer Wahrheit und eigentlichen Wesenheit aufzufassen im Stande waren und nun vereint Hand in Hand fürs ganze Erdenleben einander angehörend, den Weg durch Leid und Freud' ihres irdischen Daseins wandeln, unter allen Verhältnissen in treuer Liebe und Hingebung, nur in dem Glücke

des anderen Theiles, das eigene finden, und so die Glückseligkeit des Himmels schon auf dieser Erde genießen! —

Ein solches Verhältniß auf irgend eine Weise zu zerstören oder auch nur zu trüben, ist eine Verantwortung, eine Rohheit des sittlichen Gefühls, eine That sündhaften Leichtsinns, ein wahres Attentat auf Menschenglück, dessen sich kein wahrhaft edler, rechtschaffener Mann schuldig machen wird, denn:

Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig,
Wer ihren Schmerz und ihre Wonnen kennt,
Dem ist die fremde wie die eig'ne heilig! —

Houwald.

Merkwürdig ist die Wirkung des liebenden Gefühles auf die Individualität des Menschen. Alles verwandelt sich vor seinen Blicken. Aus einem Chaos drängender ungewisser Empfindungen, aus der wehmüthigen Sehnsucht des Herzens und dem Widerstreite unerklärter Wünsche bricht mit einem Male der göttliche Strahl — der Liebe mit siegender Gewalt jedes andere Gefühl hinwegdrängend. Nun wird alles klar, alles bestimmt, ein Ziel, eine Richtung, ein Bewußtsein erfüllt ganz und gar die bebende Brust des Menschen, die ganze Seele einem Wesen hingegeben, herrscht nur ein Gedanke, ein Wunsch, der der Vereinigung — des Besitzes! So giebt es z. B. für einen gefühlvollen Mann kein höheres, kein nachhaltigeres Glück, als den Besitz eines edlen, gebildeten, tugendhaften Weibes, dessen Einwirkung auf das ganze Leben **Goethe** so schön in den Worten ausspricht:

Wenn Tugend, wenn Verdienst den Tüchtigen
Nur langsam fördern, wenn er still entsagend,
Und kaum bemerkt, sich andern widmend strebt,
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel,
Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zu höchsten Frauen kehr' er sie!
Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm! —

Diese mächtige Einwirkung auf das Gefühlsleben sowohl, als die äußeren Verhältnisse macht eben den hohen Werth und den Reiz der Liebe aus, die in ihrer wahren, ächten Empfindung

„um so gleichgiltiger gegen alles andere wird, je stärker sie dieselbe einem Gegenstande zuwendet.“

Diese Kraft und Bestimmtheit des Gefühls, das den Menschen mit siegender Gewalt erfaßt und festhält, ist es auch, welche die Fesseln unerträglich macht, welche die Macht feindlicher Verhältnisse unserer Neigung anzulegen sucht, weßhalb es auch

„keine Verkleidung giebt, welche die Liebe, da wo sie wirklich ist, lange behaupten, noch da, wo sie fehlt, lange verbergen könnte!“

in gleicher Weise wird

„Trennung und Entfernung (die gewöhnlichsten Mittel der einer Liebe mißgünstigen Macht) ächte, starke Liebe, eher vermehren, schwache Neigung, bloße Aufwallung, nur sogenanntes verliebtes Gefühl 2c. — aber mindern, gleich dem Winde, der Lichter auslöscht, aber Flammen anfacht!“ —

Auch ist alles

„unersetzlich, was wir wahrhaft lieben, und alles, wofür uns ein Ersatz denkbar ist, haben wir niemals wahrhaft geliebt!“ —

Am meisten sind bei unglücklichen Liebesverhältnissen die Herzen der Frauen zu beklagen, welchen die Natur überhaupt ein weit stärkeres Gefühlsleben verliehen hat, und die darum auch das größere Leid, einen tieferen Schmerz empfinden müssen, als der Mann, der in der größern Stärke seines Geistes und dem Einflusse noch anderer für ihn wichtigen Empfindungen, welche ihn noch neben dem Gefühle sanfter Frauenliebe beschäftigen können weit mehr moralische Mittel zu finden weiß, sein Herz zu bemeistern.

Den Ausspruch **Raupach's**

„Entschlossenheit zum schwersten Opfer ist der Liebe **Ruhm und** höchste Offenbarung!“

haben gewiß bei weitem mehr Frauen als Männer bestätigt, die in stiller heroischer Entsagung, ergeben dem Machtspruche eines unseligen Verhängnisses, vielleicht dem „Glück“ des Andern das Eigene opferten, aber die tiefe unheilbare Wunde im stillen Winkel ihres Herzens trugen, und keinen Trost kannten, als jenen der nun schmerzlichen Erinnerung an jenen wonnevollen Silberblick ihres irdischen Daseins, an den kurzen aber schönen Traum ihrer Jugend! —

Höchstens daß die Zeit, die allmächtige Zauberin dieser Erde, in langen langen Zwischenräumen die Gefühle eines so verwundeten Herzens bis zur Wehmuth mildert: Vergessenheit aber — bringt weder Zeit noch Verhältniß, wo wahres Gefühl vorhanden war und rührend schön ist das poetische Bild Anastasius **Grün's***)

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes dürres Blatt!

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst' im Lenz ihr's gepflückt,
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt! —

Liebe ist unstreitig die höchste Wonne dieses Lebens, das innigste Band, welches Menschen vereinigt, der mächtigste Trost in jedem Leide. „Sie ist so heilig, daß selbst ihre Täuschungen uns noch werth bleiben,“ denn es hat uns der Wahn, wenigstens dortmals, doch glücklich gemacht. **Brinkmann** giebt den freundlichen Trost:

*) Anton Alex. Graf v. Auersperg, durch seine freisinnigen lyrischen Dichtungen berühmter Dichter der Neuzeit. Gedichte Leipzig 1852.

War sie die Flamme nicht werth, die so feurig Geliebte, verzeih ihr,
Hat nur dein eig'nes Herz edel und heilig geglüht.
Auch dem Gefühl', wie dem ächten Genie, sei Dichtung und Liebe
Selbst sich genügender Zweck —

ein Gedanke, der sich in dem alten Spruche wiederholt:

Mehr beseligt's ungeliebt zu lieben,
Als geliebt, kein Liebender zu seyn! —

Es giebt wohl kaum einen Menschen, welchem nicht irgend ein anderer, die angenehmen Empfindungen zutraulicher Neigung erregt hat, der nicht einmal in seinem Leben, und wäre er noch so rauh und unzugänglich gewesen, ein Wesen fand, bei dem ihm wohl geworden, ganz abgesehen von jenen niederen Trieben thierischen Genußes, den allerdings Viele „Liebe" nennen! Wäre aber ein solcher selbstsüchtiger Sonderling irgendwo vorhanden, so müßte man an ihn die vortreffliche Mahnung **Schiller's** richten, die derselbe im Ausdrucke des reinsten Humanismus einem „Egoisten" giebt:

Hast du den Säugling geseh'n, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter geseh'n, wenn sie süßen Schlummer den Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt.
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfanget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring' dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht im vertraulichen Bund,
Willst du, Armer, stehen allein, und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht? —

Ein solcher weiß nun selbst nicht, was und wie viel er entbehrt, weil er die Fähigkeit nicht besitzt, sich des Genusses zu freuen, die das beseligende Gefühl der Liebe einem Anderen gewährt, aber sicher ist noch keinem wohl dabei gewesen. Oede und leer ist die Brust des Selbstlings, und in trüben Gestalten führen die Jahre die Bilder dieses Menschenlebens an seinem innern Auge vorüber, und kalt und seiner eigenen Gattung entfremdet, unliebend und ungeliebt wankt er lebensmüde seinem Ende zu

Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht!

Darum mahnt **Schulze***), der begeisterte Sänger der Liebe:

Hast du noch niemals geliebt, so geh' und liebe noch heute,
Ungenossen entschlüpft dir sonst das reizendste Glück!

Mit rührender Innigkeit hat auch unser berühmter Lyriker **Ferdinand Freiligrath** über die Liebe und über die kleinen Differenzen geschrieben, die durch rasches Blut und Uebereilung manchmal hervorgerufen werden, von denen aber das Herz nichts weiß und sie später — vielleicht zu spät, bitter bereut. Er sagt:

O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern steh'st und klagst!

Und sorge daß dein Herz erglüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

---

*) Ernst Konrad Friedrich Schulze, Dichter, † 1817 in Celle, rühmlichst bekannt durch seine sinnigen Elegien, das Gedicht zur Verherrlichung seiner Geliebten „Cäcilie" und die „bezauberte Rose."

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb,

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der And're aber geht und klagt!

O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an die Gruft,
Und birgst die Augen trüb' und naß;
Sie seh'n den Andern nimmer mehr,
In's lange feuchte Kirchhofsgras,

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint,
Vergib' daß ich gekränkt dich hab',
O Gott es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst.
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er thats, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still, er ruht, er ist am Ziel!

O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst! —

61.

Eifersucht.

„Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, so bekommt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwei darunter, die etwas zu sehen taugen!"
W. Müller.

„Was mit Eifer sucht, was Leiden schafft, das ist die Leidenschaft der Eifersucht" —

so lautet die bekannte Phrase und bezeichnet wohl im Allgemeinen das Wesen dieses Uebels, das sich in der schmerzlichen Gemüthsaufregung kund giebt, in welche uns die Vermuthung oder Ueberzeugung versetzt, im Besitze der Neigung, Liebe oder Freundschaft einer Person, durch fremden Einfluß verdrängt worden zu seyn.

Zunächst von der gewöhnlichsten Art der Eifersucht zu sprechen, welche aus Liebesverhältnissen hervorgeht, so haben Temperament und Charakter wesentlichen Einfluß auf die Art und Weise, wie sich diese Leidenschaft in ihren Wirkungen äußert.

Der Phlegmatische, dessen Seele niemals eines höheren Aufschwunges fähig ist, wird in ziemlicher Gemüthsruhe und Affektlosigkeit die Sache mit seinem „praktischen" Verstande beurtheilen und die beiden Fälle setzen: entweder ich habe gegründete Ursache eifersüchtig zu sein, oder meine Vermuthung war ungegründet; im ersteren Falle war die Person meiner Liebe nicht werth, und es ist Unsinn, einem Anderen ein bestimmtes Gefühl für sich aufnöthigen zu wollen, das nun einmal einem andern Gegenstande zugewendet ist, im letzteren Falle ist der Unsinn noch größer, sich einer Einbildung wegen auch nur in Unruhe zu versetzen. Der Choleriker hingegen wird, von der Aufregung es Augenblickes hingerissen, deren Grund oder Ungrund er sich niemals Zeit nimmt zu untersuchen, in verzehrende Leidenschaft gerathen,

in flammender Wuth den Gegenstand seines Zornes und seiner Rachbegierde verfolgen und nur nach Befriedigung derselben trachten.

Zwischen beiden steht das gemäßigte Temperament, welches, wenn es mit einem edlen Charakter, warmen Herzen und hellem Kopfe verbunden ist, wohl in Sachen der Eifersucht den härtesten Standpunkt hat. Ein solcher Charakter, wenn er Bestätigung seiner Vermuthung gewann, ist weder für das kalte, nüchterne Urtheil der Lethargie, noch für das rasende Beginnen der entfesselten Leidenschaft, fühlt aber tiefer und schmerzlicher das verlorene Lebensglück, reißt sich mit blutender Seele von dem unwürdigen Gegenstande seiner Liebe, und befolgt mit stillem aber gebrochenen Herzen das Gebot seiner Selbstwürde.

Börne behandelt diesen Gegenstand in seiner bekannten Fastenpredigt gegen die Eifersucht und sagt mit treffender Wahrheit:

„Der liebende Mann hat sein ganzes Dasein auf das Herz eines Weibes gestützt, wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugend er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall. Seine Seele gleicht einer Wasserwüste.“ —

Wenn man übrigens die Sache etwas genauer betrachtet, so erkennt man, daß in der Eifersucht, die **Calderon** „den Tod der Liebe“ nennt, eigentlich mehr die Eigenliebe, als die Liebe zu einem andern Wesen eine Rolle spielt, was allenfalls die Beobachtung bestätigen könnte,

Daß die Eifersucht zwar stets mit der Liebe lebt, aber nicht immer mit ihr auch stirbt.“

Ein Mann, dessen Liebe zu seinem Weibe längst erloschen, hält sich noch immer berechtigt, eifersüchtig zu seyn. Auch **Voß** ist dieser Meinung und behauptet, daß die meisten in der Liebe nur sich selbst lieben.

„Stolz, Eitelkeit, Habsucht und Sinnlichkeit nehmen diese Maske oft vor. Die Eifersucht verlangt egoistisch gewißermassen sogar die Aufhebung der Persönlichkeit des Anderen, Neid und Furien umheulen sie von allen Seiten, die Dissonanzen schwirren um sie her und doch hält die verzerrte Welt dafür, dieser Teufelsdreck vermehre in der Liebe den haut goût.

Gegen Eifersucht sich bewahren, gibt es nur ein Mittel: Glaube und Vertrauen; sind diese bereits erschüttert, dann hilft kein anderes als Resignation durch die Gründe der Vernunft, welcher man den Sieg über das Herz einräumen muß, woraus von selbst jenes Handeln folgt, das in dem Ehrgefühle und in der Selbstachtung des Menschen seinen Grund findet.

62.

Ueber die schmerzlichen Empfindungen, Leiden, Unglück und ihre Trostgründe.

„Trotz jedem Trost und Mitgefühlsgeberden,
Ist jeder wahre Schmerz ein Eremit auf Erden."
Lenau.

Wenn man die Summen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen eines Menschenlebens vergleicht, so wird man in der Regel jene der Unlust und des Schmerzes größer finden, als jene der Freude, des Frohsinns, der Zufriedenheit. Abgesehen von den körperlichen Schmerzen, welchen der Mensch gemäß seiner organischen Natur unterworfen ist, die, als eine Hemmung seiner Lebensthätigkeit, ihm so vielseitig zu schaffen machen und ihren Einfluß namentlich in den letzten Perioden eines Menschenlebens auf so empfindliche Weise üben, gibt es eine Menge unangenehmer Berührungen des geistigen Empfindungsvermögens, von denen wohl die schmerzlichen Gefühle der Trennung und

des Verlustes*) als der allgemeinste Schmerz dieses Lebens oben an stehen mögen.

Diese Empfindungen wirken auf den Menschen in sehr verschiedener Weise, weil ein Jeder nach der Höhe seiner geistigen Begabung, je nach der Stufe seiner Bildung und Beschaffenheit seines Gefühlslebens, die Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der Menschen und Sachen unter sich, verschieden auffaßt und beurtheilt, und demgemäß davon mehr oder weniger berührt wird. So z. B. entsetzt sich der Eine über Dinge oder bejammert schmerzlich Verhältniße, an welchen ein Anderer ihren nur eingebildeten Werth erkennend, unberührt vorübergeht, während dieser unangenehme, ja peinigende Empfindungen haben kann, welche jenem unbegreiflich sind! Man hat aus diesem Grunde schon oft nach der Ansicht **Epictet's** den Satz aufgestellt,

> „daß es nicht eigentlich die Dinge selbst seien, die uns freundlich oder schmerzlich berühren, sondern nur unsere Ansicht von den Dingen, daß (wie schon früher angeführt wurde) alle Unfälle nur das sind, wozu wir sie machen, jedes Uebel nur das, wofür man es hält, daß das, was man für kein großes Unglück hält, auch keines (für uns) sei,"

worin allerdings ein, wenn auch nicht in allen Fällen praktisch anwendbarer Beruhigungsgrund enthalten ist.

Gleichwohl leiden feinere Naturen sehr oft eben unter jener stabil gewordenen Ansicht von den Dingen, welche ihnen ihre innere, bessere Ueberzeugung klar und deutlich als die richtige aufdringt, und es gibt wirklich Leiden, welche keine Philosophie, wenn sie sie auch mildern kann, zu heilen im Stande ist, und welche ihre innere Berechtigung in sich selbst tragen. Das Letztere ist nun nicht überall der Fall und man hat die Kennzeichen wahren Schmerzes sehr wohl zu unterscheiden.

*) Wir werden in einem der nächstfolgenden Artikel (Nr. 64) dieses Kapitels, die Trauer um den Verlust durch den Tod, eigens besprechen.

So sagt schon der römische Dichter **Syrus**:

Du sprichst von Sorge, leicht kannst du sie tragen,
Der schwere Kummer macht erstarren, — schweigen! —

so auch **Wilh. v. Humboldt**:

„Der Kummer, der nach Hülfe und Trost verlangt, ist nicht der Höchste und kommt nicht aus der Tiefe des Herzens!“ —

ferner **Hebel**:

„Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf und tragen es ungeduldiger als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat und alle Tage etwas anderes. Erfahrung und Uebung im Unglücke lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle und er sagt es euch kurz und gut oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen wenn ihr es werth seid, und helft ihm, wenn ihr könnt!“

Ein rührendes Bild einer solchen schmerzgequälten Seele zeigt uns auch **Jean Paul**:

„Die Wunden, die aufgedeckt werden können, sind nicht tief; der Schmerz den ein menschenfreundliches Auge finden, eine weiche Hand mildern kann, ist nur klein. Aber der Gram, den der Freund nicht sehen darf, weil er ihn nicht nehmen kann, der zuweilen selbst in das beglückte Auge in Gestalt eines Tropfens steigt, den das weggewandte Antlitz vertilgt, hängt überdeckt, schwer und schwerer am Herzen, zieht es endlich los und fällt mit ihm unter die heilende Erde hinab!“ —

Diesen wahrhaft Leidenden steht die Mehrzahl jener Klagenden gegenüber, welche in thörichter Ueberschätzung des Sachwerthes sich von jeder Kleinigkeit unangenehm berührt fühlen, oder da, wo ihnen die Sache von Bedeutung scheint, in ungemessenen Schmerz und Verzweiflung ausbrechen, als ob außer ihnen noch kein Mensch ein solches Schicksal zu erdulden gehabt hätte, welche ihren schmerzlichen Empfindungen

nicht die geringste geistige Kraft, eine höhere Erkenntniß entgegen zu setzen wissen, sich auf keinen höhern Gedanken der Vernunft, Religion oder Philosophie zu stützen vermögend sind und so physisch und moralisch gebrochen, den Schlägen ihres Geschickes unterliegen.

Möchten doch Manchen von diesen Klagenden die freundlichen Trostesworte **Seuffert's** zu einer milderen Anschauung stimmen können:

Herzleid und Mißgeschick das And're traf' betrachten,
Ist denen heilsam, die nach Trost in Trübsal schmachten.
Sieh' reich war jener, der nun fleht um eine Gabe,
Sieh' dort die Eltern an des letzten Kindes Grabe,
Blick' auf die Dulder hin, die schuldlos Ketten tragen,
Und'frage dich nun selbst, hab ich wohl Grund zu klagen?"

Ein anderer Schriftsteller freilich nennt es

„eine versteckte Bösartigkeit des menschlichen Gemüthes, im fremden Unglücke Trost für unser eigenes zu suchen,"

was wir nicht näher untersuchen wollen.

Für leicht entzündliche, aber sonst vernünftig denkende Leute möchte wohl der praktische Maßstab für das Unglück passen, den **Kotzebue** empfiehlt:

„Sobald Einem etwas Unangenehmes widerfährt, so frage man sich: werde ich über ein Jahr um diese Zeit noch daran denken, wird es dann noch Einfluß auf mein Schicksal haben? Muß man diese Frage mit Ja beantworten, so ist dieß ein Unglück zu nennen. Alles Andere schlage man sich aus dem Sinne!" — —

Was man übrigens auch mit Recht zu beklagen haben mag, immer läßt sich mit Ruhe und einiger phylosophischer Untersuchung der Sache irgendeine gute Seite abgewinnen, welche als mildernder Trost aufzufinden um so nothwendiger ist, je unabänderlicher die Thatsache besteht, die so schmerzlich berührt.

„Es ist nichts angenehmer, sagt der geistreiche **Börne**, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen, und man kann das immer. Dieses ist in einem andern als den gewöhnlichen, aber in einem schöneren Sinne — Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen! —“

Dieser Vortheil ist meistens moralischer Natur, er ist der Gewinn, den wir aus einer höheren Anschauung menschlicher Schicksale, aus der Erkenntniß von der wirkenden Macht vorausgehender Ursachen und aus deren Folgerungen für unser eigenes Selbst, sohin für unsere Selbsterkenntniß ziehen.

Nicht unrichtig heißt es bei **Jean Paul**:

„In starken Menschen werden Schmerzen und Freuden zu überschauenden Anhöhen des Lebens. Nur im Leiden empfinden wir alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind, es zu ertragen.“

„Ein kleines Leiden setzt uns außer uns, ein großes in uns. Eine Glocke mit einem kleinen Risse tönet dumpf, wird er weiter gerissen, kehrt der helle Klang zurück,“

und ein anderer Schriftsteller sagt:

Ein scharfer Lehrer ist der Schmerz. Er trennt
Durch dichten Thränennebel von der Welt,
Und zwingt uns einzugeh'n in unsere Brust.
Dort trägt er in den unermeß'nen Räumen
Des tiefen Schachtes uns die Leuchte vor
Und zeigt uns vieles, was wir nicht geahnt!

So bewährt sich auch hier wieder die weise Einrichtung der menschlichen Natur, welche durch unangenehme, schmerzliche Gefühle, theils zur höheren Erkenntniß leitet, theils den Reiz und den Werth der angenehmen, freudigen Gefühle erhöht, wie in einem Gemälde, dessen Schatten am wirksamsten den Effekt des Lichtes hervorhebt! —

Der Schmerz, den **Tiedge** so sinnig

„Die Geburt höherer Naturen nennt,“

hat aber nicht nur mächtigen Einfluß auf die Beförderung

innerer Selbstständigkeit und Reife des Urtheils, weil man immer finden wird, daß „gerade die schmerzlichsten Erfahrungen die lehrreichsten waren,“ sondern erregt auch in den Augen des Nebenmenschen eine gewisse unwillkürliche Achtung vor dem Schicksale eines so schmerzlich Berührten, denn es ist, wie **Tiedge** sagt:

Ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als eins das niemals litt —

und erhöht die Theilnahme für eine Persönlichkeit, welche dadurch gleichsam eine höhere Bedeutung erhält, obwohl „den Schmerz eines Andern nur ein edles Gemüth würdigen kann.“

Sehr schön spricht **Lenau** diesen Gedanken aus:

Unglück hat sein Herz gespalten
Laßt den stillen Mann allein,
Wie sich nicht genaht die Alten,
Einem blitzgetroff'nen Hain!

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz,
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion*) dieses Herz. —

Es ist bei allen schmerzlichen Empfindungen, bei allen Auflagen, die ein widriges Geschick einem Menschenleben aufbürden mag, die Aufgabe des Vernünftigen, diesen Empfindungen jene geistige Kraft entgegen zu setzen, welche ihre Heftigkeit mildern, und den heilenden Balsam des Trostes und der Beruhigung auf ein so tief verwundetes Herz legen kann.

Wenn man erwägt, wie **Hofmeister** in seinen Aphorismen anführt, daß

„ein Unglück nur immer das Zerstören eines früher bestandenen Glückes ist, daher man nie in einem größeren Maaße unglücklich werden kann, als man vorher glücklich war,“

*) Ort wo der Blitz einschlug.

oder wenn man mit **Goethe** die Ueberzeugung gewonnen hat,

„daß der Mensch glücklicherweise nur einen gewissen Grad von Unglück fassen kann, und was darüber hinausgeht, ihn entweder vernichtet oder gleichgültig läßt," —

ferner wenn man die Richtigkeit der Thatsache einsieht, die sich in dem Satze ausspricht:

Wenn du die Blume pflückst, ist sie gebrochen,
Wenn du das Glück genießest, ist es verschwunden,
Und ist das Unglück erst nur da, so ist
Es auch bald überstanden (Grabbe.)

oder auch **Lichtenberg's** freundlich tröstenden Gedanken erfaßt:

„„Es giebt sehr viele Menschen, die unglücklicher sind als du""
„gewährt zwar kein Dach, darunter zu wohnen, aber sich bei einem Regenschauer darunter zu retiriren, ist das Sätzchen gut genug,"

und giebt allen diesen Trostgründen noch als ein solides Fundament, den tiefreligiösen Glauben an eine höhere Weltordnung, an einen Lenker aller Dinge und Schicksale, die Ueberzeugung von der nur sekundären Bedeutung dieses nichtigen Erdenlebens und aller seiner Schicksale, im Gegenhalt zu der höheren Bestimmung des Menschengeistes in seiner Fortdauer, so wird der denkende Mensch ohne Zweifel aus diesen Erwägungen jene nöthige Kraft gewinnen können, besonders wenn er bedenkt, wie platterdings unmöglich es ist, das Geschehene ungeschehen zu machen, wie alles in der Welt seine sichere und nothwendig ebenso und nicht anders wirkenden Ursachen hat, und er bei allem diesen durch ein sittlich reines Selbstbewußtsein unterstützt wird.

Rechtfertigt dich dein innerer Richter,
Die Hälfte deines Unglücks fühlst du nur! (Syrus.)

Ein weiteres Mittel seinen schmerzlichen Gefühlen entgegen zu treten empfiehlt **Jean Paul**:

„Ich weiß für den, der immer über neue klaffende Eisspalten des Lebens schreiten muß, kein Mittel als dieß: Wirf sogleich, wenn's

zu arg wird, alle möglichen Hoffnungen zum Henker, ziehe dich resignirend in dein Ich zurück und frage: **Wie nun, wenn nun auch das Schlimmste käme, was wäre dann?** Söhne deine Phantasie nie mit dem nächsten Unglücke aus, sondern mit dem Größten! Nichts löst mehr den Muth auf, als warme mit kalter Angst abwechselnde Hoffnungen!“ —

was nicht minder seinen praktischen Werth haben mag.

Derselbe Schriftsteller auch schwingt sich in einem anderen Satze auf eine höhere Stufe jener philosophischen Anschauung, die wir bereits in einem früheren Artikel dieses Werkes näher besprochen haben,*) nämlich auf die Höhe der allgemeinen Betrachtung des großen Weltganzen und seiner ewig feststehenden Gesetze und der damit verbundenen Einwirkung auf das Leben des Menschen. Er sagt:

„Die tiefsten Schmerzensstriche auf unserer Stirne sind nur kleine Linien aus dem ungeheuren Bauriß, den der Weltgeist zieht, unbekümmert, welche Stirnen und Freuden eine Glückslinie schmerzhaft durchschneidet.“ —

Die wenigsten Menschen aber besitzen Muth und Seelenstärke genug, um aus dieser allerdings großartigen Anschauung allein Trost zu schöpfen. Gottvertrauen, religiöse Ueberzeugung und eine vernünftige Untersuchung des Falles, werden immer weit schneller und nachhaltiger jenen beruhigenden Trost gewähren, den wir so sehr in schmerzlich erregten Augenblicken bedürfen.

„Kennet für alles doch Zeus lindernde Mittel allein,“

singt der griechische Dichter **Simonides** und freundlich und versöhnend spricht der kindlich fromme Glaube **Geibel's** an ein schmerzbewegtes Herz:

Und wenn du Thrän' auf Thräne häufst,
Und weinest manches Jahr,
Es kommt die Zeit, wo du begreifst,
Daß Alles — Segnung war! —

*) Im 3. Kapitel über das Schicksal (pag. 79.)

63.

Mitleid und Theilnahme.

„Den Strom der Trauer mildert, wer ihn theilt!" — Young.

Humanität, die schönste Blüthe menschlicher Tugend, bethätigt sich zunächst in dem Gefühle der Theilnahme an dem Schicksale Anderer, sei es nun, sich des Glückes derselben mitzufreuen und durch den erfüllten Wunsch für ihr Wohlergehen die eigene Befriedigung zu finden, sei es in den Tagen des Unglückes und des Schmerzes unseren Mitmenschen Mitleid, Trost und nach beßten Kräften Hülfe zu gewähren.

Für den letzteren Beweis humanistischer Tugend findet sich, bei der weitaus größeren Mehrzahl hülfe- und trostbedürftender Zustände, viel mehr Gelegenheit, als für jenen der Mit-Freude, der zudem mehr in dem inneren Gefühle allein, als in der Bethätigung eines solchen nach außen hin bedingt ist. Dafür ist dieses Mitgefühl auch nur Eigenthum edlerer Naturen und Beweis ächter Menschenfreundlichkeit, während in dem Haufen

„wenn ihn auch das Unglück beschäftigt, das Glück nur den interessirt, den es trifft,"

abgesehen von dem Neide, der jedem derartigen Glücksfalle gegenüber zu stehen pflegt.

Mit freundlichen Worten bezeichnet **Theodor Hell***) eine solche edle Theilnahme an dem Glücke Anderer:

Eine Freude unter allen,
Hab' ich stets für wahr erkannt
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,

*) Wahrer Name: Kl. Gotfried Theod. Winkler, Dichter und Schriftsteller, k. sächs. Hofrath ꝛc. zu Dresden.

Unbefleckt vom Groll und Neide,
Selig der, dem sie genügt:
Freude an des Andern Freude! —

Im Allgemeinen ist das Gefühl der Theilnahme das freundlichste Band, das Menschen aneinander knüpft; jede Gabe des Glückes steigt in ihrem Werthe, jeder Schlag des Schicksals ist leichter zu ertragen, wenn ein Menschenherz unsere Empfindungen dabei mitfühlt und **Schiller** sagt so schön als sinnig:

Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß uns're Freude fremde Wangen röthet,
Daß uns're Angst in fremden Busen zittert,
Daß uns're Leiden fremde Augen wässern! —

Es findet sich wohl selten ein Mensch, der „auch nicht eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund", wenigstens doch einem befreundeten Herzen näher steht, es müßte denn ein ganz rohes verwildertes Gemüth seyn, das weder eine Theilnahme Anderen einzuflößen, noch selbst eines Mitgefühls für Andere fähig ist, was es dann freilich auch des Bedürfnisses einer solchen überhebt.

Diesen gegenüber steht aber der Unglückliche, der ganz und gar Alleinstehende, dem vielleicht das einzige theilnehmende liebevolle Herz, das ihn bisher in seinem Unglücke aufrecht erhielt, durch die Gewalt der Umstände oder durch den Tod entrissen wurde, und der nun auf sich allein angewiesen in der großen, kalten, falschen Welt, mit Menschen in Verkehr treten muß, die kalt und theilnahmslos, nur ihren eigenen Interessen fröhnend, weder Herz noch Sinn für fremdes Leiden haben, denn:

Wenige möchtest du finden als treu theilnehmende Freunde,
Wenn hülflos in der Noth Tiefen sich härmet dein Herz! —

(Theognis.)

Deßhalb sagt **Sheakspeare** mit Recht:

„Wer einsam duldet, trägt das höchste Leid!“

Weil diese Wahrheit von guten und edelgesinnten Herzen gekannt ist, und diese allein sich eine Vorstellung von dem schmerzlichen Gemüthszustande einer solchen verwaisten Seele machen können, so ist auch nur bei solchen theilnehmendes Mitgefühl und hilfreicher Trost zu erwarten. Aber wie viele derartige gibt es? Wie wenige sind von den Fesseln der Selbstsucht und des eigenen Interesses befreit, überhaupt liebevoll und hilfreich gegen ihre Mitmenschen gesinnt? Droht nicht in unseren Tagen die Sorge für eingebildete, durch Unsinn und Vorurtheil der Menschen krankhaft gesteigerte Bedürfnisse, dem Sinn für Wohlthätigkeit Eintrag zu thun, da man nicht selten eine kleine Gabe der Dürftigkeit verweigert, aber eine zehn- und hundertfach Größere unbedenklich dem Luxus und der Eitelkeit opfert? Nur wenige edle hochherzige Seelen stehen über den Reiz selbstsüchtigen Interesses oder haben nach Befriedigung ihrer Wünsche für ihren früheren trost- und hülfebedürftigen Zustand noch ein Gedächtniß, das sie geneigt machen könnte, nun auch Andern thätige Theilnahme in unglücklichen Lebensverhältnissen zu gewähren, deren Bitteres sie aus eigener Erfahrung kennen!

Erfahrung überhaupt, die alte Lehrmeisterin der Menschen in allen Beziehungen, übt auch hier den mächtigsten Einfluß auf die Gesinnung für den Nebenmenschen, auf die Schätzung seiner Empfindungen in verschiedenen Lagen des Lebens aus und darum enthält der Rath viele Wahrheit:

Weinenden klage dein Leid und Frohen erzähle die Freude,
Ach! es begreift der Mensch nur, was er selber empfand!

64.

Ueber die Trauer um Verstorbene.

„Wer im Gedächtniß seiner Lieben lebt,
Ist ja nicht todt — er ist nur fern' — Tod nur
Ist, wer — vergessen wird!" —

Zedlitz.

Nach dem ewig feststehenden Gesetze einer höheren Weltordnung ist jedem lebenden Geschöpfe dieser Erde seine Lebensdauer zugemessen, nach deren Ablauf die Natur unerbittlich ihren Tribut fordert. Die Erfüllung dieses uns wohlbekannten Gesetzes versetzt uns gleichwohl in Schmerz und Trauer, und wohl ist kein Augenblick des Menschenlebens ernster, ergreifender, als wenn wir, machtlos das geliebte Leben noch länger zu fristen, im tiefsten Wehgefühle an dem Sterbebette eines theuern Angehörigen stehen, und nun der Augenblick der Trennung für dieses Leben wirklich eintritt, und wir den schmerzlichen Verlust in seiner ganzen Größe und die entsetzliche Lücke fühlen, die uns dieser Todfall hinterläßt! —

Gleichwohl heißt es nun Fassung und Resignation gewinnen, das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen und mit den Trostgründen der Vernunft den Schmerz des Gefühls zu mildern.

Wenn es wahr ist, daß

„in dem Wörtchen muß ein wahrer Schatz von Beruhigungsgründen liegt,"

so muß wohl auch hier in dem Gedanken, daß dieser traurige Fall, der uns so schmerzlch berührt, in kürzerer oder längerer Zeit jedenfalls und nothwendig eintreten mußte, ein Beweggrund für unsere Resignation liegen, der um so stärker, d. h. beruhigender wirken wird, je öfter uns schon früher die Möglichkeit eines solchen Falles, schon in der nächsten Zukunft, vor die Seele trat, überhaupt je vertrauter wir mit

den Gedanken an dieses nothwendige Schicksal aller Menschen schon vorher geworden sind. *)

Je nach der Gemüthseigenschaft der Hinterlassenen oder je nach dem besonderen Lebensverhältnisse, in welchem dieselben zu dem Verstorbenen stunden, auch nach Maaßgabe der nun nothwendig eintretenden Aenderung ihrer eigenen Lebensverhältnisse, wird übrigens der Eindruck eines solchen Todfalles ein verschiedener und jedenfalls ein in demselben Grade schmerzlicher seyn, je mehr sie dabei in geistiger oder materieller Beziehung verlieren, das heißt je mehr sie von ihren bisher gewohnten angenehmen Empfindungen nunmehr aufzugeben genöthigt sind, es mögen nun diese dnrch die Beweise des Wohlwollens, der Herzensgüte durch den Mitgenuß geistiger Vorzüge 2c. hervorgerufen worden, oder solche die Folge materieller Vortheile für die eigene Existenz, Lebensstellung u. s. w. gewesen sein, die ihnen das Leben des nun Dahingeschiedenen verschafft hatte. —

Umgekehrt gestalten sich immer Verhältnisse, wo der Verstorbene in entschieden unfreundlichen oder ziemlich indifferenten Beziehungen zu den Hinterbliebenen stund, wo Geistes- und Herzenseigenschaften des Verlebten nichts weniger als angenehme Empfindungen zu erregen geignet waren, und vielleicht noch obendrein dessen Ableben die Lebensverhältnisse der Hinterlassenen einer materiell günstigeren Wendung zuführt, zu schnell und kräftig wirkenden Trostesgründen, wie z. B. sogenannte lachende Erben beweisen.

In der Art und Weise also, als die Persönlichkeit, die Eigenschaften des Geistes und Herzens des Dahingegangenen und die eigene Situation nach dem Todesfalle, unser Empfindungsvermögen berührt, gestalten sich die Gefühle der

*) Wir haben auf die Nützlichkeit solcher Gedanken bereits in einem früheren Aufsatze des 3. Kapitels (Nr. 21) über den Tod 2c. hingewiesen.

Trauer und des Verlustes um den Verstorbenen — eine Beobachtung, welche den bereits erwähnten Satz **Lichtenberg's** zu rechtfertigen scheint:

„daß wir eigentlich nicht für Andere, sondern immer nur für uns — d. h. die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen fühlen, die uns Andere machen.“ — —

Aber nun abgesehen davon, hat ein solcher Trauerfall merkwürdigen Einfluß auf das Gemüthsleben im Allgemeinen: Es erscheint uns alles in einem gar eigenen Lichte. Die Wohnung, wo sich der Dahingeschiedene aufzuhalten pflegte, die Gegenstände, die sein Eigenthum waren, die er besonders werth hielt, oder deren er sich täglich bediente, die wohlbekannten Schriftzüge seiner Hand 2c. schauen uns mit wundersamen Blicken an, und erregen in einem empfänglichen Herzen, das dem Heimgegangenen auch nur einigermassen nahe stund, das Gefühl der tiefsten Wehmuth. So ist es auch in Bezug auf unser Urtheil über die Vorzüge oder Fehler der Verstorbenen, und unsere Neigung oder Abneigung für denselben, der Tod verdoppelt unsere Liebe wie er in der Regel unsern Haß versöhnt, obwohl es auch für eine gewisse Charakterbeschaffenheit und Gefühlslage unheilbare Verwundungen geben kann. Sehr richtig ist die Bemerkung, daß:

„Unsere wahre Liebe gegen den Menschen oft dann erst angeht, wenn er von uns gegangen ist; zwei innig verschlungene Herzen fühlen es oft nicht eher, wie eng sie verbunden waren, bis der Tod sie von einander riß und das Zurückgebliebene es nun am Schmerz und an dem langen Nachbluten seiner Wunde erkennt. Oft stirbt mit dem Menschen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erst glänzt, wenn die Schlacke von ihm gefallen, so steht der Mensch nur dann erst verklärt vor unseren Augen da, wenn er seine Schlacke, den Körper, abgestreift hat und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes die Sternbilder, die wir an seinem Lebenstage übersahen oder verkannten!“

Der Tod ist überhaupt ein unerbittlicher Richter. Mit dem Leben flieht auch der Schein, die gewöhnlichste Dekoration desselben, und die Wahrheit eines Menschenlebens ist in der Regel auf den Gesichtern der Zurückgebliebenen zu lesen. Die wahrhaften Vorzüge und Tugenden des Dahingeschiedenen, namentlich die Uebung der Humanität, der schönsten und freundlichsten aller Tugenden, machen ihren Werth noch nach dem Tode geltend, und sichern dem Heimgegangenen ein freundliches Andenken.

Sehr gewöhnlich ist die Klage, daß der Verlebte schon „so früh" von hinnen mußte; man möchte das unvermeidliche Loos so weit als möglich hinausgeschoben wissen, man bedauert lebhaft, die kurze Lebensdauer des Verblichenen, der eben vielleicht erst anfing, so zu sagen, ins Leben zu treten, oder der im rüstigsten Alter die Früchte seines Fleißes und seiner Mühe erst zu genießen anfangen wollte, wieder einen Dritten, der viel zu frühe seinen Kindern oder seinen Berufsgeschäften entrissen wurde, und hundert Fälle der Art.

Abgesehen nun davon, in wie weit solche Klagen durch die Eingangs angeführten Interessen, resp. die hiedurch alterirten Empfindungen bedingt erscheinen, muß gleichwohl der Vernünftige einsehen, daß in den allerwenigsten Fällen die Lebensverhältnisse eines Menschen in jeder Beziehung so außerordentlich freundlich und angenehm und die Erwartungen seiner Zukunft so reizvoll und fesselnd sind, daß man das Aufhören desselben für ihn schmerzlich bedauern muß, und daß ein früher Tod jedenfalls vor „des Lebens unerquicklichem Rest" dem Alter und seiner Hinfälligkeit bewahrt, wie denn z. B. **Goethe** das Loos **Schiller's** preist:

„daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Das Gebrechen des Alters, die Abnahme der

Körperkräfte hat er nicht gefühlt, er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger, ewig Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig sterbender Jüngling gegenwärtig." —

Es kann, vom philosophischen Standpunkte betrachtet, wie es in den geistvollen Briefen **W. v. Humboldt's** *) heißt,

„die kurze Spanne des Erdlebens gegen den Zustand jenseits gar nicht in Betracht kommen, für welchen es kein zu früh und kein zu spät gibt" —

obwohl der Maaßstab, den wir aus den kleinlichen Zeit- und Sachverhältnissen dieses Erdendaseins zu entnehmen und bei allem anzuwenden gewohnt sind, uns andere Verhältnisse zeigt, und so z. B. die gewöhnliche Dauer menschlicher Lebenszeit, als eine ziemlich lange Reihe von Jahren erscheinen läßt.

Wenn überhaupt eine Klage erhoben werden soll, so trifft diese eher die Zurückgebliebenen, denen das Nämliche und vielleicht noch vorher, eine lange Reihe von schmerzlichen Empfindungen, durch herbe Lebensschicksale und Erfahrungen bevorsteht, als den Heimgegangenen, der das alles bereits hinter sich hat, und sich sicher nicht wieder auf die Erde zurückwünschen wird, um alles noch einmal durchzumachen.

Wieder sind es die vortrefflichen Schriften der Alten, aus denen, wie für so viele Unfälle des Lebens, auch in dieser Richtung eine reichhaltige Quelle des Trostes fließt. So z. B. in den Trostschriften **Seneca's** an seine Mutter Helvia, aus seinem Exile, an Polybius, einem Günstlinge des Kaisers Claudius, wegen des Todes seines Bruders,

---

*) Des berühmten Gelehrten und Staatsmannes Kl. Wilh. Frhr. v. Humboldt's († 1835 zu Tegel) „Briefe an eine Freundin. Leipzig 1853, einen Reichthum der feinsten Beobachtungen, Urtheile und edelsten Gefühle über Welt- und Menschenleben enthaltend."

und an Marcia, einer reichen, gebildeten, durch schlimme Schicksale hart geprüften, römischen Matrone, aus welchen beiden letzteren wir einige Stellen anführen wollen:

„Das ist denn nun der beste Trost, wenn wir bedenken, es sei uns begegnet, was Alle vor uns zu leiden hatten und Alle leiden werden und ich meine, die Natur habe das, was das Schwerste ist, darum Allen gemeinschaftlich gemacht, damit bei der Grausamkeit des Geschickes, die Gleichmäßigkeit desselben ein Trost wäre. — Dein Schmerz frommt weder ihm (dem Verstorbenen) noch dir selbst, du kannst also nicht wollen, daß lang dauere, was vergeblich ist — dein Schmerz ist Niemand weniger lieb, als dem, den er gezollt wird. — Entweder will dein Bruder, daß du dich mit endlosen Thränen quälst, dann ist er nicht werth, daß du solch' ein Herz für ihn hast, oder er will es nicht, dann laß' den Kummer, ein liebloser Bruder verdient nicht, und ein liebevoller kann nicht wollen, daß man sich also um ihn härmt. — Auch das wird dir zu großer Erleichterung dienen, wenn du dich oft fragst: Bin ich um meiner selbst willen betrübt oder um den Dahingeschiedenen? Ist's um meinetwillen, so darf ich weiter nicht mehr von meiner Zärtlichkeit reden, weil sich meine Betrübniß zum Eigennutze hinneigt. — Denke nicht daran, wie viel länger du ihn hättest haben können, sondern wie lange du ihn gehabt hast. Was ist's denn Neues, wenn ein Mensch stirbt? Sein ganzes Leben ist ja nichts anderes, als ein Gang zum Grabe! Dein Bruder ist entweder selig oder er ist Nichts; einen Seligen zu beweinen, ist Neid, Einen der Nichts ist, Wahnsinn! — „„Aber er ist dir unvermuthet entrissen worden."" Die Natur hat Keinem eine Urkunde ausgestellt, sich mit ihrem nothwendigen Gesetze nach seinem Gefallen richten zu wollen. Es gehen täglich Leichen von Bekannten und Unbekannten an uns vorüber, wir meinen aber doch, es komme das ganz plötzlich, was uns doch unser Lebenlang als kommend gemeldet wird" 2c 2c. —

„Wenn das Geschick durch Thränen zu besiegen ist, so laß' sie uns vereinigen, der ganze Tag gehe unter Thränen hin, in jeder Art versuche sich die Traurigkeit, wenn sie nur etwas ausrichtet. Aber wenn durch kein Händeringen der Gestorbene zurückgerufen wird, wenn das unbewegliche und in Ewigkeit feststehende Geschick sich durch keinen Jammer ändern läßt, und der Tod festhält, was er dahingerafft hat, so höre die Betrübniß auf, sie ist verloren. — „„Aber die Sehnsucht nach den Seinen ist dem Menschen doch natürlich!““ Wer hat etwas entgegen, so lange sie mäßig ist? Thut ja doch schon die Trennung, nicht nur der Verlust unserer Lieben, nothwendig weh, und preßt die stärksten Herzen zusammen. Aber was die Einbildung dazu thut, ist mehr, als was die Natur auferlegt! Den Schmerz heilt die Zeit. Bist du nicht dennoch glücklicher (den Sohn verloren zu haben) als wenn du ihn gar nicht gehabt hättest? Denn, wenn man Einem die Wahl freistellt, ob es besser sei, nicht lange oder gar nicht glücklich zu sein, so will man doch lieber ein Glück haben, das bald wieder dahin geht, als gar keines. „„Aber es ist hart, einen Sohn, der schon der Mutter und dem Vater eine Stütze und Zierde geworden, zu verlieren.““ Wer sagt denn, es sei nicht hart? aber Menschenloos ist's; dazu bist du geboren, daß du verlierest — vergehest, — Du klagst, Marcia, dein Sohn habe nicht so lange gelebt, als er hätte leben können. Woher weißt du denn, ob es ihm länger gut gewesen wäre, ob nicht dieser Tod sein Glück war? Wo kannst du heut zu Tage Einen finden, dessen Verhältnisse so gut gestellt und begründet wären, daß er im Verlaufe der Zeit nichts zu fürchten hätte? Menschengeschick hat seinen Verlauf, und keine Seite unseres Lebens ist so verwundbar und zart, als die, die uns die liebste ist! Nichts ist so trügerisch, als Menschenleben, nichts so voll Hinterhalt, darum ist den Glücklichsten der Tod zu wünschen, weil bei einer so großen Unbeständigkeit des Schicksals nichts gewiß ist, als was vorüber ist.“ 2c. 2c.

Mag nun der erste Schmerz bei dem Verluste unserer Lieben ein noch so tiefer, ein noch so erschütternder sein, mögen wir noch so viele Ursache haben, über die daraus erwachsenden Veränderungen unserer eigenen Lebensverhältnisse zu klagen, immer doch führt uns zuletzt die Vernunft und das Vertrauen auf den Lenker aller Dinge zur ruhigen Ergebung in das Unvermeidliche, besonders, wenn wir, wie es in dem Buche „Stunden der Andacht" heißt: das ähnliche Schicksal Anderer beobachten,

„denen die Hand des Herrn noch viel schwerere Prüfungen auferlegte; so z. B. Waisen, denen der Tod nicht einmal Zeit ließ, nur das Bild ihrer Eltern als dürftigen Trost für deren Verlust zu empfangen; Familien, die der giftige Hauch einer verheerenden Krankheit, oder das blutige Schwert des Krieges vor den Augen eines Einzelnen aufrieb; hochbetagte Eltern, die verzweifelnd vor dem Sarge ihres einzigen Sohnes, ihrer einzigen Freude und Stütze im Alter, zusammenbrachen; Liebende, die nicht selten am Tage der Hochzeit den gräßlichen Schmerz des Verlustes erlitten; Menschen, die erst den Gatten, dann die Kinder, Eltern, Freunde, alles, alles begruben, und zuletzt allein in der Welt, von allen verlassen dastunden" u. s. w.

Auf alle diese eben so tiefen und schmerzlichen Wunden legt die alles vermögende Zeit ihren heilenden Balsam, die „gewaltigen Stunden" besiegen die Stärke des Gefühls, das ohne diese weise Einrichtung der Natur den Menschen fortwährend auf die Folterbank seiner Empfindung spannen würde. Mildert sich darum auch mit der Zeit das Gefühl des Schmerzes, nimmer können wir aber vergessen, was einmal unseren Herzen nahe stund, und keine Todtenfeier ist schöner und edler, kein Denkmal würdiger, das wir der Erinnerung an theuere Verstorbene errichten, als das Andenken an das Gute und Liebe ihrer Eigenschaften zu einem Vorbilde für unsere eigenen Handlungen zu machen, in ihrem Sinne zu handeln, und auf diese Weise ihr Gedächtniß zu ehren!

Eine vernünftige Anschauung und gleichsam eine Vorbereitung für den wohl jeden Menschen treffenden Fall eines derartigen Verlustes liegt in dem Gedanken: **Es ist dir alles, was du besitzest, nur geliehen, es kommt sicher eine Zeit, wo der Besitz von dir scheidet, oder du dich von dem Besitze trennen mußt,** und darum mahnt ein Dichter mit Recht:

Lern' die Zeit aus Zeiten wägen,
Nicht aus nahem Augenblick',
Wisse sanft in's Grab zulegen,
Jedes hingesunk'ne Glück.
Weißt du sanft zurückzugeben,
Was nur Gunst der Zeit dir lieh,
Beut sie dir stets neues Leben,
Denn das Deine nimmt sie nie!

und volle Beachtung verdient die gleiche Warnung:

— — Hänge an nichts dein liebendes Herz,
Als ob es ewig dein Eigenthum bliebe!
Ach nur zu oft ist der bitterste Schmerz,
Das Kind der zärtlichsten Liebe!

65.

Erinnerungen, Rückblicke.

O selig der,
Dem aus dem sanften Nachklang gold'ner Tage.
Die Tröstung blühet für die Gegenwart!"
Gubitz.

Wenn **Jean Paul** die Erinnerung die Probe des Genusses und das einzige Paradies nennt, aus welchem wir nicht vertrieben werden können, so hat er damit offenbar nur angenehme Eindrücke der Vergangenheit im Auge und wohl gehört es zu den freundlichsten Empfindungen, in Stunden einsamer Muse, jene Tage und Stunden an unserem Gedächt-

nisse vorübergehen zu lassen, in welchen wir ein Vergnügen genossen, die Freude empfanden, einen längst gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, wo wir eine edle Seele kennen lernten und im Umgange mit geist- und gemüthvollen Menschen frohen Genuß fanden, oder wo uns sonst eine Gabe des Glückes erfreute, noch mehr aber als alles dieses, wenn in unserem Bewußtsein das Gedächtniß einer edlen Handlung fortlebt, die Erinnerung die Schmerzensthräne eines leidenden Mitmenschen getrocknet, oder sonst Beistand und milden Trost an Verlassene und Unglückliche gespendet zu haben, oder auch das Andenken an einen Sieg, den wir über uns selbst errungen, wenn wir einen Feind, der uns wehe gethan, verziehen, ja ihn vielleicht sogar in edler Selbstopferung sein schlimmes Handeln mit Wohlthaten erwiedert haben u. s. w.

Etwas Anderes ist es aber um die Erinnerung an die Stunden schmerzlicher Gefühle, unangenehmer Erlebnisse, oder an Handlungen, die unser Gewissen beschwerten. Man kann es eine wohlthätige Einrichtung der Natur nennen, daß die Erinnerung an ausgestandene Leiden allmälig schwächer wird und der lindernde Einfluß der Zeit, heilenden Balsam auf solche Wunden legt, besonders wenn nachfolgende freundlichere Eindrücke das unangenehme Andenken hieran mehr und mehr verdrängen helfen, ja daß sogar die Erinnerung an solche Prüfungen des Schicksals, den Genuß eines gegenwärtigen Glückes erhöhen kann, obwohl es für Menschen von ungewöhnlicher Tiefe des Gefühlslebens Erinnerungen geben kann, welche tief, schmerzlich, unauslöschlich, in gleicher Stärke fortlebend, bis zum Grabe begleiten und die kein nachfolgendes Glück zu versöhnen vermag!

Andernseits mag die Erinnerung an begangene schlimme Handlungen, welche das getrübte Selbstbewußtsein mit lästiger Treue dem Gedächtnisse aufbewahrt, eines der unseligsten Gefühle sein, wenn die mahnende Stimme des Innern, das schlummernde Gewissen weckt und in schlaflos einsamen Nächten

die Bilder der Vergangenheit vor der geängstigten Seele vorüberziehen, die uns bald hier einen Menschen zeigen, dessen Eigenthum wir beeinträchtigt, oder dessen Verdienst wir lieblos geschmälert, oder sonst auf irgend eine Weise wehe gethan, bald dort eine Zukunft, die wir gewissenlos zerstört, ein Vertrauen, das wir mißbraucht, eine Handlung, mit welcher wir unsere Selbstwürde verachteten und deren Kundwerden uns mit glühender Schamröthe bedecken müßte u. s. w.

Wie drückend, wie unerfreulich sind solche Rückblicke, wie traurig der Sieg, den wir mit Aufopferung unseres besseren Ich errungen, wie schauen uns mit stummem Vorwurfe selbst die leblosen Dinge an, welche wir auf solche Weise errungen, wie unheimlich muß sich ein Mensch im Genuß unrechtmäßiger Vortheile fühlen, wenn Reue und Gewissensbisse früh oder spät ihre Rechte geltend machen!

Es liegt aber lediglich in unserer Macht, das Gedächtniß vergangener Tage, in Beziehung auf unser Selbstbewußtsein, rein und freundlich zu bewahren, ohne Schuld und Vorwurf der Erlebnisse zu gedenken und in dem Gedanken Kraft und Trost zu gewinnen, überall rechtlich gehandelt, überall das Beste gemeint zu haben. Was auch das Schicksal verhängt haben, wie sehr wohl auch das Herz unter der Auflage schmerzlicher Erlebnisse gelitten haben mag, wenn nur die eigene Brust rein ist, der innere Richter uns keine Vorwürfe zu machen hat.

Erinnerungen stehen gewissermaßen mit den Hoffnungen in Verbindung; aus den Erfahrungen und dem Rückblicke eines vergangenen Lebens bauen sich die Hoffnungen auf die Zukunft auf, wenn schon auch **Tiedge** der Meinung ist:

Wie schön der Hoffnung Bilder lachen,
Sie stellen Truggestalten dar,
Nur die Erinnerung redet wahr,
Die Hoffnung ist ein Traum im Wachen! —

Dennoch lassen sich beide nicht wohl trennen und **Hofmeister** hat Recht, wenn er behauptet:

„Die Erinnerung gewährt nur so lange eine ungetrübte Freude, als ihr noch eine entsprechende Hoffnung gegenüber steht. —

Ist die Erinnerung aber mit dem Verluste theuerer Personen für immer abgeschlossen, keine Wiederkehr vergangener schöner Zeiten möglich, ja, dann senkt mit stiller Wehmuth die Erinnerung ihr sinnendes Haupt, läßt noch einmal im schmerzlichen Nachgenuße das geliebte Bild an sich vorüber ziehen und versinkt in stille Resignation, dem eisernen Gebote der Nothwendigkeit gehorchend!

„Haltet aber die Stunden nicht verloren, in denen ihr in frommer Trauer vor dem Bilde einer schönen Vergangenheit weilt. Eurem Herzen bleibt es Bedürfniß, Euch das Gute zu wiederholen, was ihr vielleicht weniger achtetet, als ihr es für unverlierbar hieltet.“ (Niemayer.)

66.

Schuldbewußtsein, Gewissen.

„Ein Gewissen frei von allem Tadel,
Uebertrifft den Reichthum und den Adel
Und des Zufalls ganze Schmeichelei!“
* * *

Was ist das für ein eigenthümliches, nimmer ruhendes beängstigendes Gefühl vorwurfsvoller Erinnerung, das den Menschen, der eine böse That begangen, eine lieblose Handlung ausgeübt, oder tief und schneidend in das Leben und die Rechte seiner Mitmenschen eingegriffen, mit lästiger Treue überall hinbegleitet, das er vergebens durch sophistische Vertheidigung seiner Handlungen und Denkungsart zu bekämpfen oder durch materiellen Sinnengenuß zu übertäuben sucht?

Es ist das drückende Bewußtsein der Schuld, der unaufhörliche Vorwurf des Gewissens: unrecht gehandelt zu haben.

Diese innere, in keiner Menschenbrust gänzlich mangelnde Stimme, welche bei guten Handlungen das Gefühl beseligender Zufriedenheit erregt, oder bei schlimmen mit Vorstellungen der Unruhe, Furcht und Reue quält, ist eigentlich das in dem Menschen groß gezogene Urtheil von gut und bös, das ist, das hieraus hervorgehende sittliche Selbstbewußtsein, welches in jedem nicht bereits gänzlich verderbten Gemüthe als unbestechlicher Richter über alle Gesinnungen und Handlungen lebt. Diese innere Stimme läßt den Menschen das Gute oder Böse einer vorhabenden Handlung erkennen und leitet ihn hierin in dem Maaße, als sie seine sehr oft ihr widerstrebenden Leidenschaften zu besiegen vermag; sie entscheidet ebenso über den Werth der begangenen Handlung durch das befriedigende Gefühl des Beifalls oder das beängstigende ihres Tadels.

Leider nur zu oft überfluthet der brausende Strom der Leidenschaft, die ungezügelte Begierde, diese innere Stimme in der Brust des Menschen, übertäubt den Warnungsruf des treuen Wächters über das Bessere und Edlere seiner geistigen Natur, und treibt ihn zu Handlungen, vor denen er später erröthet, denn das Gewissen erwacht und lauter als jemals spricht es sein unerbittliches Urtheil; darum sagt **Schiller** so schön und wahr:

Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen;
Aber ist sie gescheh'n und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen!

Und was ist das für ein Leben, von den Rachegeistern eines schuldigen Gewissens fortwährend gequält zu werden, die Angst und Unruhe eines solchen belasteten Bewußtseins überall mit sich zu schleppen, sich nimmer frohen, leichten Herzens mit anderen Menschen freuen zu können, sich jede Lust, jedes Vergnügen von dem grinsenden Gespenste einer Schandthat verbittern zu lassen! Wohl hat **Herder** recht, wenn er sagt:

Der Schuldige büßet, glaubt es, die Schuld zuerst
In sich; sie fordert Rache; die Nemesis
Wird er sich selbst. Oh, welch' ein Ruhbett,
Wieget je ein beschwert' Gewissen
In sanften Schlaf ein?

Ein reines Bewußtsein ist hingegen ein köstlicher Schatz, dessen Werth man erst eigentlich in den Tagen des Unglücks, des Leides fühlt. Mit ungewöhnlicher Kraft und Heiterkeit erfüllt eine vorwurfsfreie Rückschau auf ein vergangenes Leben! Das Gefühl, ein besseres Loos verdient zu haben, giebt eigenen Muth und Stärke ein schlimmes zu ertragen; ein gutes Gewissen ist

„besser als zwei Zeugen, es verzehrt deinen Kummer wie die Sonne das Eis, es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkst, ein Schirm, wenn die Sonne sticht, ein sanftes Ruhekissen im Tode! (Hippel.)

Darum, sich dieses auf alle Weise zu erhalten, soll das leitende Princip aller unserer Handlungen seyn.

Sehr beherzigenswerth ist die Lehre **Knigge's**:

„Habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen, gehe nie schiefe Wege und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhilfe in der Noth!

Es gibt übrigens eine Menge Menschen, welche hierin wenig skrupulös sind, und in der Regel die Größe und Wichtigkeit ihres Vortheils als einzig entscheidenden Beweggrund ihrer Handlungen betrachten, ohne Rücksicht darauf, ob der Weg, auf dem sie dazu gelangen, immer auch der geradeste und ehrlichste ist. Dem Vorwurfe ihres Gewissens begegnen sie mit der Entschuldigung, daß Andere dieselben Wege gehen, daß von jeher Schlauheit, List und Berechnung, kluge Benützung der sich eben darbietenden Umstände, weit mehr in der Welt errangen, als Offenheit, Wahrheit und allzu ängst-

liche Ehrlichkeit u. s. w. Das mag im Ganzen richtig seyn, beweist aber nichts für das Unrecht. Ein Vortheil auf Kosten des moralischen Werthes, mit Hintansetzung der Pflicht, mit Verletzung des sittlichen Selbstbewußtseins und der Rechte des Nebenmenschen, kann niemals den Vorwurf einer unedlen Handlung entkräften, wenn auch dieselbe von vielen Anderen gleichfalls begangen wurde. Unrecht bleibt Unrecht, gleichviel, ob von Einem oder Tausenden verübt, die Fehler Anderer können niemals die eigenen entschuldigen. Und dann ist bei solchen gewissenlos errungenen Vortheilen weder Segen noch Genuß, denn es mangelt die Ruhe, das befriedigende Bewußtsein eines reinen Gewissens, das allein der Rechtschaffenheit eigen ist.

Selbstsüchtiger Trotz gegen die innere Mahnung und das Urtheil der Außenwelt, erweist sich dennoch auf schwachen Stützen ruhend, sobald ein ernster Augenblick zur Selbstschau, zur prüfenden Einkehr in das Innere zwingt und da kommt es denn oft vor:

„daß, wer vor keinem Menschen zitterte, oft vor sich selbst erschrickt. (Auffenberg.)

Eben so wenig schützt Heimlichkeit, Verstecken einer schlimmen Handlung vor den Augen der Welt und Täuschung derselben durch Heuchelei und Scheinheiligkeit, vor den Vorwürfen des rächenden Gewissens. Ueber kurz oder lang fällt die Larve eines solchen Heuchlers dennoch, sei es durch die natürlichen Folgen seiner Handlungsweise, sei es, daß er sich selbst verräth, und wenn er auch die Täuschung geschickt bis an sein Lebensende fortspinnen kann, so erschüttert ihn dann die Furcht vor einer ewigen Gerechtigkeit — vor einer Vergeltung jeder Schuld durch eine allwissende Macht: zu spät erinnert er sich an **Lucian's** Warnungsruf:

Menschlichen Blicken vielleicht entgehst du thuend, was unrecht,
Aber den Himmlischen birgt selbst der Gedanke sich nicht; —

Capitel X.

Allgemeine sociale Lebensverhältnisse.

67.

Ueber Urtheile, Meinungen und Ansichten im Allgemeinen. Kritik der Menschen, Lob und Tadel.

„Im Urtheile über Andere spricht sich der Mensch sein Eigenes!" —
Hofmeister.

Die Schärfe eines Urtheils, die Richtigkeit einer Ansicht hängt zu sehr von der natürlichen Begabung, von dem intellektuellen Bildungsgrade und der moralischen Beschaffenheit des Menschen ab, als daß man hiefür andere, als jene allgemeinen Direktiven aufstellen könnte, welche ihre Begründung theils in den Gesetzen der Moral und der Aesthetik, theils in dem Eindrucke der Sinne finden.

Fichte giebt den Rath:

„Urtheile so, daß du die Art deines jetzigen Urtheilens als ein ewiges Gesetz für dein gesammtes Urtheil denken könntest. Wie du vernünftiger Weise in allen Fällen kannst urtheilen wollen, so urtheile in diesem bestimmten Falle; mache nie eine Ausnahme in deiner Folgerungsart. Alle Ausnahmen sind sicherlich Sophistereien" —

was zunächst das Urtheil in moralischer Beziehung angeht, und durch Anweisung eines bestimmten Standpunktes jedenfalls zur Befestigung des Charakters beiträgt. Fügt man diesem Rathe, in Hinsicht auf ästhetische Wahrnehmung, die Regel bei, welche **Geibel** aufstellt:

Um keinen Preis gestehe du
Der Mittelmäßigkeit was zu;
Hast du dich erst mit ihr vertragen,
Wird es dir bald bei ihr behagen,
Bis du, du weißt es selbst nicht wie,
So flach geworden, so wie sie!

so sind damit allgemeine Anhaltspunkte gewonnen, die allenfalls für das Bedürfniß des Gebildeten ausreichen werden, weil jedes Urtheil, das nicht ausschließend unter dem Eindrucke der Sinne steht, am Ende doch immer durch Vernunft und Geschmack*) bestimmt wird.

Es lehrt nun die tägliche Erfahrung, daß sich die Urtheile, Ansichten und Meinungen der meisten Menschen gewöhnlich auf Leidenschaften, egoistische Interessen (auf die Sucht nach angenehmen Empfindungen) stützen, daß dieselben weit entfernt, dabei irgend ein feststehendes System, ein moralisches Gesetz zu befolgen oder die Absicht zu haben, durch kritisches Prüfen und Vergleichen das eigene Urtheil zu schärfen und hiedurch ihre Bildung zu erhöhen, sich lediglich nur den Eindrücken des Augenblicks überlassen und nach dem materiellen Nutzen oder Schaden urtheilen, den die Sache für jetzt oder die Zukunft, ihrer meist sehr beschränkten Ansicht nach, haben kann. Das muß auch den so oft vorkommenden Wechsel der Ansichten und Meinungen, wenigstens die Aeußerungen hievon erklären und den Satz **Lichtenberg's** rechtfertigen:

„Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.“

Hiezu sind noch die verschiedenen religiösen, politischen und socialen Parteien und Standeskategorien zu rechnen**),

*) Ihre s. g. Gegensätze sind nur niederere Grade derselben.

**) Seuffert charakterisirt sie mit den treffenden Worten:
Die Einen haben und die Andern wollen Plätze,
Das ist der Schlüssel zu allem Parteigeschwätze.

deren jede in ihrem herrschenden Grundsysteme bereits das Urtheil und die Meinung ihrer Anhänger prädestinirt und deren oberster Grundsatz, wie **Seuffert** sagt, stets der ist:

Was ein Genosse sagt, bedarf der Probe nicht,
Und kein Beweis macht wahr, was unser Gegner spricht,

ferner die Menge von Leuten (wie schon einmal angeführt), welche, mit **Seume** zu reden,

„gar keine Meinung, viel weniger eine eigene, viel weniger eine geprüfte, viel weniger vernünftige Grundsätze haben, sondern entweder sich lediglich auf fremde Meinung stützen,"

so daß dieselben, wie **Lichtenberg** behauptet, „sich nicht eher eine Aeußerung erlauben, bis sie nicht gehört, es habe das Nämliche schon Jemand vor ihnen gesagt," oder mit großer Volubilität der Zunge, früher zufällig vernommene unverdaute Sentenzen im Munde führend, ohne Zusammenhang und Begründung geradezu in den Tag hineinschwatzen und einem allzu willigen Zuhörerkreis die Produkte ihrer mangelhaften Bildung zum Besten geben.

Diese Wahrnehmungen müssen nun allerdings die Lebenserfahrung bereichern und die Untersuchung des reifer und tiefer Denkenden entschuldigen, wenn derselbe, nicht wie die leichtgläubige unerfahrene Jugend, dem Scheine vertrauend, auch nach den Gründen des vernommenen Urtheils fragt, und diesem, erst nach Maaßgabe jener, Werth beilegt, überhaupt zurückhaltend und selbstprüfend, weniger geneigt ist, dem Lobe oder Tadel einer fremden Meinung alsbald beizutreten, des sinnigen Spruches des griechischen Dichters **Theognis** eingedenk:

Meinung gebiert viel Uebles, das Best' ist den Menschen — Bewährung,
Manche bevor sie bewährt, hebet die Meinung empor! —

der noch zur Stunde volle Geltung hat.

Wie viele Ansichten und Meinungen hat nicht schon die Zeit abgeändert und berichtigt, je nach der Umänderung der Begriffe, Steigeruug des Wissens und der Bildung und Ausbreitung humanerer Ansichten! Welche grausame und unmenschliche Ansichten und Urtheile über Religions-Glaubens-Verschiedenheit, in juridischen Fällen, oder in sozialen Einrichtungen bewahrt uns die Geschichte vergangener Jahrhunderte*); wie hat sich das im Verlaufe der Zeit zum Theile ganz geändert, zum Theile in dem Maaße gemildert, als die Menschen vernünftiger, gebildeter, humaner wurden!

Das sollten die Rechthaber bedenken, welche in dem Wahne ihrer Unfehlbarkeit, ihre Ansichten oft die Dauer ewiger Zeiten beilegen und nicht begreifen wollen, wie man überhaupt jemals anders über eine Sache denken, richten und urtheilen könne, als gerade sie gethan haben. Ansichten und Meinungen sind, wie Alles, dem Wechsel, der Umgestaltung unterworfen; es braucht nicht einmal eines großen Maaßstabes, nicht der großen Verhältnisse, mit welchen die Philosophie rechnet, sondern nur einer kurzen Betrachtung innerhalb den engen Schranken eines kurzen Menschenlebens, um zu erkennen, von welcher Dauer die meisten Urtheile, Meinungen und Ansichten der Menschen sind. Man frage sich selbst, wie hat man in seinem 15ten, 20sten, 30sten, 40sten Lebensjahre gedacht und geurtheilt, um schließen zu können, wie man später urtheilen wird, wie man täglich an älteren Personen wahrnehmen kann, deren „Anschauungsweise" mit der unseren selten harmonirt.

Die ewigen Rechte des Guten und Schönen, die Stimme des Gewissens, überhaupt jene Grundsätze für sittliche Unterscheidung, welche immer und zu allen Zeiten das Maaß menschlicher Beurtheilung sowohl auf dem Gebiete der Moral,

*) Ketzervertilgungen, Judenverfolgungen, Tortur, Hexenprocesse, Leibeigenschaft 2c.

als auf jenem der Aesthetik gegeben haben, werden hiedurch keineswegs angetastet; diese werden immer bestehen und sind gleichsam mit der Natur des Menschen verbunden, aber die Art und Weise der Auffassung, die Befolgung jener natürlichen Gesetze, hängt von dem Fortschritte der Erkenntniß, den Errungenschaften der Bildung, von dem Einflusse entgegenwirkender Leidenschaften ab, weßhalb man nicht mit Unrecht aus dem Urtheile eines Menschen auf seinen Charakter schließen darf. „Das Urtheil ist der Mensch.“

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen mehr zu den speziellen Objekten menschlicher Urtheile, Ansichten und Meinungen, so tritt uns in erster Reihe als stereotypes Thema und wie es scheint, auch als das interessanteste, der Nebenmensch mit seinen Eigenthümlichkeiten mit seiner Lebensweise, Handlungen, Reden 2c. entgegen.

Der gewöhnliche Stoff in den Gesprächen des täglichen Verkehrs ist das gegenseitige Verhältniß und die socialen Beziehungen der Menschen untereinander, der Austausch ihrer Meinungen und Ansichten hierüber, Lob und Tadel über das Verhalten Anderer u. s. w., wobei weit öfter Neid und Mißgunst, auch wohl Unverstand, bloße Liebhaberei von Geklatsch und Neuigkeitsjagd die Aeußerungen bestimmen, als rücksichtsvolle Humanität, vernünftige Kritik und Gerechtigkeit.

Es gehört schon eine umfassende Kenntniß des ganzen Sachverhältnisses, aller mitwirkenden Ursachen, eine in das Detail der Umstände eingehende Untersuchung dazu, um ein gegründetes Urtheil über eine Handlung des Nebenmenschen fällen und hieraus auf seine sittliche Beschaffenheit schließen zu können. Mit Recht sagt **Lichtenberg**:

„Ueber nichts“ wird flüchtiger geurtheilt, als über den Charakter der Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer seyn. Bei keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter ausmacht, als hier, ich habe

immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer kennen lernt und die guten — verlieren!

und an einem anderen Orte:

„Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch seyn, den man verstehen will. Wer da weiß, was Gedankensystem ist, wird mir Beifall geben."

Wer hätte nicht schon ein ursprüngliches Urtheil über eine Persönlichkeit, bei näherer Kenntniß derselben, überhaupt zu ändern gehabt und mit **Knigge** eingesehen:

„daß die meisten Menschen nicht halb so gut sind, wie ihre Freunde sie schildern und nicht halb so böse, wie ihre Feinde sie ausschreien."

Noch schärfer und geradezu absprechend beurtheilt **Goethe** das Kriterium der Menschen, wenn er sagt:

„Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen können, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und meistens nur eine gleichgültige Erscheinung an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten Jemand eigentlich, was er daraus machen soll" — was bei weitaus der größten Mehrzahl des „Publikums" seine Richtigkeit haben mag, übrigens dasselbe dennoch nicht verhindert, in gewohnter Weise, alles, was es von den Lebensumständen und Verhältnissen Anderer in seine meist sehr oberflächliche Erfahrung bringen kann, durch seine Hechel zu ziehen, ja sogar noch mit größtem Vergnügen eine derartige Neuigkeit zu empfangen, wenn sie nur pikanten Stoff zum Klatsch alberner Unterhaltungen liefert. — Solche Stadt-Frau-Basen kennen wohl auch den Ausruf **Lichtenberg's**:

„Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig kümmerte, als um seine eigenen!"

haben aber keine Lust ihn zu beherzigen, weil es viel leichter und angenehmer ist, eine schadenfrohe kritische Geisel über das Leben des Nebenmenschen zu schwingen, als die eigenen Fehler zu erkennen und zu verbessern. Dem nur zu oft lieblosen Kriterium der Menschen gegenüber giebt es nur eine siegreiche Waffe, ein reines Bewußtsein. An diesem Schilde prallen alle Pfeile des Neides, der Verläumdung, des vorschnellen Urtheiles 2c. ab, und noch jedesmal hat die Zeit die Rechtfertigung eines unschuldigen Verkannten eben so gut übernommen, als sie noch immer die Larve von dem Gesichte des Heuchlers riß, der sich das Lob seiner Mitmenschen unverdient zu erringen wußte. Wie schön und treffend spricht sich hierüber unserer biedere **Seume** in seiner gewohnten kernhaften Weise aus:

„Wem sein eig'ner Beifall nicht genügt, macht an jenem der Welt einen schlechten Gewinn," —

eine Wahrheit, welche **Tiedge** in dem schönen Gedichte wiederholt:

Nicht des Beifalls arme Gaben,
Gottes Blick und dein Gefühl,
Tragen dein Gemüth erhaben
Ueber dieses Weltgewühl.

Sei's daß dir das Lob verstumme,
Lob verweht und Weihrauch stäubt,
Nur das Gute, nur die Summe
Deiner bessern Thaten bleibt!

Im Besitze eines reinen Gewissens, und in der Sorge für die fleckenlose Erhaltung desselben, läßt sich mit Ruhe dem ekelhaften egoistischen Getriebe der Menschen zusehen, welche ihr Urtheil meistens nur nach ihrem Interesse einrichten, die Laster und Fehler des Mächtigen in demselben Maaße entschuldigen, als sie dieselben bei den Niedern verurtheilen, so lang als Verhältnisse bestehen, die ihnen bei jenen Nutzen, bei diesen keinen Schaden versprechen.

Aus diesem Grunde hat man schon öfter „nach den Urtheilen der Welt seine Handlungen einrichten" und „Wasser in ein Sieb gießen" ein und dasselbe thörichte Beginnen geheißen, obwohl auch schon, des schlimmen Urtheiles der Welt und dessen Beweggründe bewußt, entgegengesetzte Ansichten aufgestellt wurden, wie denn z. B. ein Schriftsteller meint:

„Wer unbekümmert um das Urtheil der öffentlichen Meinung, lediglich den Eingebungen seiner Laune folgt, der gleicht einem Manne, der noch lebend seinen Leichnam an ein anatomisches Theater verhandelt,"

dem sich **Seuffert** mit der Ansicht anschließt:

Hältst du für nöthig nach der Meinung Gunst zu trachten,
So gieb dir nicht den Schein, ihr Urtheil zu verachten! —

Wenn es auch bedingungsweise wahr ist, daß

„die bösen Handlungen der Menschen immer in Erz verewigt werden, während wir ihre Tugenden in's Wasser schreiben,"

oder wie **Sheakspeare** sagt:

„Was Menschen Böses thun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft verscharrt,

und dieser Umstand uns nicht mit Unrecht gegen das Urtheil der Welt gleichgültig machen könnte, so müssen wir dennoch bei dem gerechten Urtheile eines ruhigen, vernünftigen wohlwollenden Mannes in so ferne eine Ausnahme machen, als uns sein Lob gleichsam die Anerkennung unseres moralischen Werthes verbirgt, sein Tadel uns zu näheren Untersuchungen unser selbst veranlassen und somit unsere Selbsterkenntniß fördern kann.

Es ist nun freilich wohl Niemand frei vom Tadel, das, wie **Schiller** sagt,

„der niederste und höchste Grad seyn könne, weil nur die Größe oder die Ohnmacht dazu führe," —

und in soferne kaum eine Berechtigung des Einzelnen vor-

handen, die Fehler des Anderen zu rügen, doch kann die gute Absicht einer freundschaftlichen, wohlmeinenden Warnung, verbunden mit einer ruhigen, rücksichtsvollen, schonenden Behandlung der Sache, nur den aufrichtigen Dank des Betheiligten verdienen, und ist **Rückerts** Lehre wohl beherzigenswerth:

Tadel mußt du lernen tragen,
Dir die Wahrheit lassen sagen,
Nicht darüber dich beklagen,
Wenn es heilsam dich wird nagen;
Aber wenn es Tölpel wagen,
Grob zu seyn mit Wohlbehagen,
Dir die Achtung zu versagen,
Die den Tadel sollte tragen,
Sollst du nichts nach ihnen fragen,
Oder sie in's Antlitz schlagen! —

Im Allgemeinen geht eigentlich Niemand die Handlungen, Lebensweise Reden ꝛc. eines Andern etwas an, wenigstens so lange nicht, als nicht sein eigenes oder das öffentliche Interesse davon berührt wird, und kann somit jedes deßfallsige Geklatsch und Gerede völlig gleichgültig, wenigstens für den seyn, der sich nicht deßhalb zu bekümmern genöthigt sieht; wem übrigens daran liegt zu wissen, was andere Leute über eine Sache denken, die einem selbst angeht, dem giebt **Lichtenberg** einen Rath, dessen Richtigkeit zu prüfen, wir jedem Einzelnen überlassen müssen. Er sagt:

„Man denke in diesem Falle nur, was man unter gleichen Umständen über das Nämliche von ihnen denken würde und halte Niemand für moralisch besser in diesem Stücke, als man selbst ist, und Niemand für einfältiger. —

Es giebt nun allerdings einen höheren Standpunkt, von welchem aus die wechselseitigen Beziehungen der Menschen und die Kritik ihrer Handlungen betrachtet werden kann, jenen der philosophischen Würdigung, auf welchem mit der

Gemüthsruhe eines Weisen, die **Seneca** so vortrefflich schildert, man die Dinge nach ihrem eigentlichen inneren Werth und nach einem anderen Maßstabe, als jenem des materiellen Nutzens, schätzt, wo ein bedeutender Grad von Selbstbeherrschung eine lange Zeit fortgesetzte Uebung philosophischen Denkens, überhaupt ein ziemlicher Fortschritt in der Schule der Erkenntniß die Fähigkeit entwickelt, sich in einem geistigen Aufschwunge von der Gewöhnlichkeit menschlicher Eindrücke, über das Urtheil der Menschen erhaben zu fühlen, weder bei ihrem Lobe, noch bei ihrem Tadel die mindestet Aufregung zu empfinden, eine Fähigkeit, welche allerdings weitaus die größte Mehrzahl der Menschen nicht besitzt, deren egoistische materielle Interessen ihnen das Urtheil (die gute oder schlimme Meinung) des Nebenmenschen wichtig macht, ja sogar wichtig machen muß, abgesehen davon, welch' eine große Rolle, Eitelkeit und Selbstliebe, diese unzertrennlichen Lebensgefährten beinahe aller Menschen hiebei spielen.

Einem solchen Standpunkte nahe steht **Seuffert**, wenn er in seinen Sinngedichten sagt:

Ob man mich lobt, ob schmäht,
Ich will es nicht erfahren,
Um mich vor Eitelkeit
Und vor Verdruß zu wahren.

Wie richtig er ihn aber erkannt hat, drückt sich in den Worten aus:

Wohl ist, wem Tadel noch verletzt und Lob entzückt,
In der Philosophie noch wenig vorgerückt!

Wenn derselbe Schriftsteller weiter sagt:

Wer selbst sich kennt, denkt gewiß von sich gering,
Und hält das Lob der Welt für ein werthloses Ding,

so hat er damit das richtige Mittel angegeben, um jene seltene Fähigkeit zu erlangen, die Ruhe des Gemüthes gegen-

über den Urtheilen der Menschen zu behaupten. Dieses Mittel ist jenes uralte des **Socrates:**

Erkenne dich selbst! *)

Wer in ruhig prüfender sinnender Selbstschau die Tiefen seines Innern erforscht und seine eigentliche Beschaffenheit, seine Mängel und Schwächen, von denen kein Sterblicher befreit ist, erkannt hat, wer einsehen gelernt, daß jede wahre Tugendübung schon bereits ihren Lohn durch ihre Rückwirkung auf den moralischen Werth durch die eigene Vervollkommnung dessen, der sie übt, in sich selber trägt, daß wer den Vorschriften der Vernunft und Pflicht gemäß lebt, kein anderes Lob nöthig hat, als jenes, was ihm sein Selbstbewußtseyn, der innere strenge unparteiische Richter seiner Gedanken und Handlungen ertheilt, auf das er weit mehr Gewicht legen muß, als auf das Lob fremden Mundes, der nur den Effekt der Handlung, nicht aber auch den Beweggrund einer solchen, der ihr doch einzig und allein Werth verleihen kann, beurtheilt, der wird sicher bei dem Lobe der Menschen, das seinen inneren Werth eben so wenig erhöhen, als ihr Tadel herabsetzen kann, ruhig bleiben. In gleicher Weise wird ihn fremder Tadel nicht verletzen können, denn sein Selbstbewußtsein muß ihm, wenn er sich selbst kennt, sogleich sagen, ob ihn der Tadel gerecht oder ungerecht trifft. Im ersten Falle muß er ihm sogar ein willkommener Anlaß zur Erweiterung seiner Selbstkenntniß, ein Sporn zur Verbesserung des Tadelwerthen seyn, im letzteren Falle, wenn ihn der Tadel gar nicht angeht, warum soll er sich darüber erzürnen? Wenn sich der Andere in seinem Urtheile geirrt, so liegt darin, wenn Zeit und Umstände seine Meinung berichtigt und verbessert haben, für denselben weit mehr Anlaß zur Beschämung, Verlegenheit und unangenehmen Gefühlen, als für den, den der Tadel unverdient traf. —

*) Vergl. hierüber den Artikel Nr. 15 über Selbsterkenntniß pag. 74.

Auf dieser Anschauungsweise beruht der Sinn des Ausspruches:

„Keiner läßt sich lieber tadeln, als wer am meisten Lob verdient.“ (Plinius.)

Erwägt man ferner noch, welche Beweggründe das Urtheil der Menge leiten, wie verschieden dieses über ein und denselben Gegenstand lautet, je nachdem Vernunft, Bildungsgrad, Auffassung, Begriffe, Umstände, persönliche Interessen, sehr oft nur bloße Nachbetung irgend einer sogenannten Autorität ꝛc. hiebei wirksam sind, so wird man die Richtigkeit der Ansicht des philosophischen Kaisers **Marc Aurel's** erkennen, wenn er sagt:

„Kenntest du die Quellen, aus denen bei Vielen Urtheil und Interesse fließen, du würdest nach der Menschen Lob und Zeugniß nicht begierig seyn!“ —

Ein weiser Mann wird demnach dem Lobe und Tadel der Welt nur einen sehr relativen Werth beilegen, den Pflichten seines Standes und den Gesetzen einer vernünftigen Lebensanschauung gemäß leben und sich, sollte er damit nicht jedem Genüge leisten, mit **Theognis** Spruche:

Nie wird einer der Sterblichen seyn, noch war er zuvor je,
Welcher von Allen gelobt, steige zum Aïs hinab,
Mag doch er selbst, der Menschen und himmlischen Göttern gebietet,
Zeus der Kronide sich nie Lobes bei Allen erfreu'n! —

oder auch mit **Lichtenberg's** Meinung trösten:

„Es ist für des Menschen Rechtfertigung hinreichend, wenn er so gelebt hat, daß er seiner Tugenden wegen Vergebung für seine Fehler verdient.“ —

In dem Maaße als die Erkenntniß des eigenen Selbst den gewöhnlichen Eindruck fremder Kritik reduzirt, mildert sie auch das eigene Urtheil über Andere nach dem Gebote der Humanität. Die Worte **Christi,** als eine Sünderin gesteinigt werden sollte:

„Wer sich frei von Fehlern weiß, der werfe den ersten Stein auf sie!“ —

ist das leuchtende Vorbild für unsere Beurtheilung der Fehler unserer Mitmenschen und sehr beherzigenswerth ist der Zuruf eines Menschenfreundes:

„Urtheilt nicht lieblos über Anderer Verbrechen, der Beste unterliegt der Versuchung am ersten. — Erhebe keiner den ersten Stein. — Wer weiß, wenn dein Wille minder fest, deine Erziehung sorgloser gewesen wäre, ob du nicht an der Stelle jenes ständest, der jetzt der Gegenstand deines Abscheu's ist!“

In ähnlicher Weise mahnt Tiedge:

Fiel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht,
Mensch o richte nicht!
Weißt du, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag,
Solch ein Herz erlag?

und unser gemüthlicher, freundlicher Seuffert, auf ganz gleichem Standpunkte stehend, ruft mit dem Ausdrucke der reinsten Humanität den Meinungskämpfern zu:

Setzt euch einen Augenblick,
Auf eures Gegners Platz und prüft mit scharfen Blick,
Wem er zum Vater hat, und welche Milch gesogen,
Erziehung, Sitte, Stand, sei Alles wohl erwogen,
Und wenn euch nun sein Bild im rechten Licht erschien,
Dann legt die Hand auf's Herz und urtheilt über ihn! —

Im Allgemeinen sollte man, wenn überhaupt Lob und Tadel ausgesprochen werden muß, dieses wenigstens nur auf die wichtigen Erscheinungen eines Menschenlebens — auf hervorragende Handlungen, in steter hauptsächlicher Würdigung ihrer sittlichen Beweggründe, beschränken, nicht aber, wie so häufig geschieht, eine bloß geäußerte Ansicht,

eine hingeworfene Meinung, oder jede kleine Schwäche, jeden unbedeutenden Fehler eines Menschen, zum Maaßstabe einer voreiligen Kritik machen, überhaupt niemals das Charakterbild des gesammten Menschen außer Acht lassen, das sich aus seiner bisherigen Haltung, und aus wesentlichen Handlungen der Vergangenheit darstellt.

Lichtenberg hat auch hierüber mit treffender Wahrheit gesagt: „Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurtheilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen!" —

Wenn man übrigens die Frage stellt, worin eigentlich die beste Kritik besteht, welche am schlagendsten die Richtigkeit einer Beurtheilung darthut, so hat hierauf **Geibel** die treffendste Antwort gegeben:

Das ist die beste Kritik in der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer was Eig'nes, **Besseres** stellt! —

Faßt man nun alle diese Verhältnisse und Bedingungen zusammen, von welchen die kritischen Urtheile der Menschen bestimmt werden, und würdigt sie nach Maaßgabe ihres inneren Werthes, so ist es immer nur die Philosophie, die uns aus diesem Chaos des Streites der Meinungen und der Parteien auf die Sonnenhöhe der Erkenntniß, auf den Standpunkt einer höheren Beurtheilung hebt, auf welchen wir die schnelle Vergänglichkeit aller dieser so hoch gepriesenen Dinge, **und den kleinlichen Maaßstab erkennen, mit welchem Menschen messen**, und wo uns so recht die Wahrheit des Gedankens kund wird:

Wenn wir auf hohem Berg' in Himmelsnähe steh'n,
Wird was im Thale weilt, als winzig klein geseh'n,
So wird, was irdisch ist, von dem gering geachtet,
Der von des Geistes Höh' den Lauf der Welt betrachtet.

(**Seuffert.**)

68.

Ruf, Nachrede, Gerücht.

— Guter Ruf
Ist allernächst das Kleinod unsrer Seelen,
Des Mannes und des Weibes. Wer den Beutel
Mir wegstiehlt, stiehlt mir Tand, 's ist was, 's ist nichts,
'S war mein, 's ist sein, ein Sklav von Tausenden!
Doch wer mir meinen guten Namen raubt,
Beraubt mich dessen, was ihn reich nicht macht,
Mich aber bettelarm.

Shakspeare.

Im Nachgange und in Bezugnahme auf das im vorigen Kapitel über die Kritik ꝛc. der Menschen Vorgetragene mögen noch einige Worte über den Ruf, d. i. die öffentliche Meinung gesagt werden, welche sich über das Verhalten, über die Handlungen und den Charakter des Einzelnen zu bilden pflegt.

Es liegt in der Natur des Menschen, wenn auch noch so versteckt, eine zu große Dosis von Eigenliebe, als daß nicht — vielleicht bei äußerst Wenigen ausgenommen — das Bewußtsein, von seinen Nebenmenschen geachtet zu werden, von ihnen Beweise ihrer Liebe und Zuneigung erhalten zu haben ꝛc., dennoch ein gewisses Gefühl der Befriedigung erregen sollte, das am Ende verzeihlich ist, wenn bei einer ehrlichen Selbstschau und Untersuchung der eigentlichen Beschaffenheit unseres Innern, der strenge unparteiliche Richter unserer Gedanken und Handlungen — das Selbstbewußtsein — die Meinung der Außenwelt bestätigt.

Es ist nun aber um diese Meinung eine eigene Sache, weil sie sich stets nach dem Erfolge einer Handlung, nicht aber nach ihren Beweggründen richtet, somit also nur ihre äußere Erscheinung beurtheilt. Hiezu kommt nun die Sucht nach Neuigkeiten, nach Stoff zu Gesprächen, der am willkommensten erscheint, wenn etwas „Pikantes" an der Sache ist, und die Vergrößerung und Uebertreibung der That-

sache, auf welche man stets rechnen kann und die wahrscheinlich deßhalb geschieht, um die Mittheilung „interessanter“ zu machen.

Ein Dichter hat hierüber gesagt:

Der Ruf ist selten ohne Grund,
Vergrößert er gleich alle Sachen,
Die Wahrheit öffnet ihm den Mund
Und lehret ihm die Lüge machen.
Er setzt, uns besser zu betrügen,
Zur Finsterniß ein wenig Klarheit,
Spricht keine Wahrheit ohne Lügen
Und keine Lüge ohne Wahrheit!

was dem Sinne nach — wenn man hiebei logische Strenge bei Seite setzt — wenigstens so ziemlich den inneren Gehalt eines Gerüchtes bezeichnet.

Die Hauptsache bleibt immer das Selbstbewußtsein und der eigene Vorwurf, die Schamröthe, welche uns das Bewußtsein einer schlechten Handlung ins Gesicht jagt, eine strengere Strafe als das Urtheil der Welt! — Wie verächtlich blickt hingegen der Schuldlose auf Lüge und Verläumdung!

Die Lehre **Herder's**:

Gottes Strafen entgehen kannst du durch reuige Bess'rung,
Aber der Menschen Schmach tilget auch Besserung nicht.
Dulde den Vorwurf still und danke Gott für die Wohlthat,
Daß du dich besser fühlst, als dich ein Sterblicher wähnt! —

darf in der That Manchen, der einen Fehler zu bereuen hat, zur Beruhigung dienen, und ein Solcher mit **Maria Stuart** sagen:

„Ich bin besser als mein Ruf!“

Der Vernünftige wird überhaupt alle Mittheilungen der stets geschäftigen Fama mit äußerster Vorsicht aufnehmen, und sich, wo es immer angeht, eigene Ueberzeugung zu ver-

schaffen suchen, ehe er glaubt und urtheilt, und dieses um so mehr, als die tägliche Erfahrung lehrt, wie oft Haß, Neid, Mißgunst oder Bosheit das elende Laster der Verläumdung üben, oder auch Unverstand und Rohheit ihre Stimmen über Dinge erheben, deren Wesenheit sie nicht einmal aufzufassen im Stande sind, aber dennoch darüber schwatzen und aburtheilen, oder zur Verbreitung unsinniger Gerüchte das Ihrige gerne beitragen oder denselben eine Glaubwürdigkeit beimessen, die eben den Grad ihrer Beschränktheit bezeichnet.

69.
Rang- und Standesverhältniß.

> „Der Mensch gehört stets zu demjenigen Rang, den er zu behaupten weiß."
> Hofmeister.

Wohl die allgemeinste Schwäche des menschlichen Characters stellt sich in den gewöhnlichen Begriffen über die Standes- und Rangverhältnisse dieses Lebens dar, die allerdings theils durch den Unverstand, theils durch das Interesse der Menschen fortwährend reichliche Nahrung erhalten.

Nach dem Werthe und der Größe des Besitzes richtet sich stets das Urtheil und das Benehmen der Menge. Wie Viele bewundern den Reichen und Mächtigen, bücken sich allenthalben vor ihm, finden sich von socialen Berührungen mit ihm geschmeichelt, entschuldigen oder übersehen ganz eben dieselben Schwächen, Fehler, selbst Laster (wenigstens so lange sie nicht direkt davon berührt werden), die sie an sogenannten niederen Leuten verdammen und verabscheuen, wünschen nichts sehnlicher, als in ähnlicher Weise, wie der Bewunderte und Beneidete, „vorwärts" zu kommen, Würden und Ehrenstellen zu erlangen, Geld und Besitz zu erwerben oder zu ver-

mehren 2c., während sie mit Geringschätzung auf den „geringen" Mann herabzuschauen pflegen, der von äußeren Glücksgütern entblößt, sein Leben in mühevoller Arbeit und Dienstbarkeit vollbringt u. s. w.

So der liebe Usus. Wir wollen mit einigen Worten die innere Berechtigung desselben beleuchten.

So weit die Geschichte zurückreicht, findet man einzelne Menschen, die sich durch besondere Vorzüge, entweder durch körperliche oder geistige Kraft, wodurch sie ihren Nebenmenschen nützlich waren, vor den Uebrigen auszeichneten, und dafür von diesen in besonderen Ehren gehalten wurden. Dieses Ansehen wuchs und vererbte sich im Laufe der Zeiten je nach den dabei mitwirkenden Umständen und der Art und Beschaffenheit der solchen Bevorzugten zuerkannten, oder von diesen eigenmächtig beigelegten öffentlichen und äußeren Auszeichnungen, Würden und Ehren u. s. w.

Talent, Tapferkeit, größere Thatkraft und geistige Ueberlegenheit, verbunden mit Ruhmsucht und Eitelkeit, benützten die sich darbietende Gelegenheit, ihre Herrschaft über Schwäche und Verzagtheit oder Unverstand und Unfähigkeit zu befestigen oder zu erweitern, anderntheils wandten sich die Menschen, durch die stets steigenden Bedürfnisse veranlaßt, aus Neigung oder Gewinnsucht bestimmten Beschäftigungen oder Diensten zu, und so finden wir bereits im grauesten Alterthume die Verschiedenheit der Stellung einzelner zu den übrigen Menschen. Mit dem erhöhten Raffinement der sich fort entwickelnden Kulturverhältnisse trat dieser Unterschied der Stände immer entschiedener hervor, bis er sich zu jenen gesetzlich bestimmten Formen bildete, auf deren Organisation sich das Wesen des Staates gründete.

Hier nun entschied allein Titel, Macht und Besitz, deren Herrschaft so innig mit der Verschiedenheit geistiger Begabung, der Stärke menschlicher Leidenschaften und der Macht wirklicher oder eingebildeter Bedürfnisse zusammenhängt,

daß die Standes- und Rangverschiedenheit der Menschen, obgleich in ihrer Spezialität immer von der erreichten Stufe ihres Kulturzustandes abhängig, sich als nothwendige Wirkungen jener in der Natur der Sache liegenden Ursachen ergeben.

Hieraus folgt nun aber nicht, daß Titel, Macht und Besitz allein, und als solche, unbedingten Anspruch auf Auszeichnung und allgemeine Verehrung in sich schließen, die mitunter niederträchtige Menschen um jeden Preis bis zur Verläugnung aller menschlichen Selbstwürde üben, sondern daß diese Aeußerlichkeiten auf inneren Werth, auf Verdienst und Tugend gegründet seyn müssen, wenn der Vernünftige und der Rechtschaffene dafür wirkliche Achtung und Verehrung haben (nicht allein die äußeren Formen derselben beobachten) soll.

„Man ehrt deine Würde; welches Amt wird je zum Menschen dich erheben?

so fragt der römische Dichter **Syrus** einen hochgestellten — schlechten Character.

In ähnlicher Weise sollte man überhaupt fragen: ist der Mensch rechtschaffen und gut, übt er Humanität gegen seine Mitmenschen, füllt er seinen Posten aus, welche Verdienste hat er sich erworben, auf welche Weise verwendet er seine geistigen Fähigkeiten, strebt er nach höherer Bildung? u. s. w. Fällt dann befriedigende Antwort mit einem aus äußeren Verhältnissen bestehenden höheren Range und Stande zusammen, dann doppelte Hochachtung und Ehrenbezeugung, welche einem solchen Ehrenmanne auch Niemand versagen wird.

Aber Diplome und Stammbäume allein, sagt **Zschokke**, adeln ein Geschlecht so wenig, als hundertjährige Rheinwein-Etiketten auf Wasserflaschen das Wasser derselben in Rheinwein umwandeln können!“

Dafür aber hält sie der gewöhnliche Begriff des Volkes, von dessen Unverstand schon **Horaz** zu sagen weiß,

„daß ihn prunkende Titel und Ahnenbilder mit Bewunderung erfüllen!"

Weit entfernt, das wirkliche Verdienst edler Geschlechter herabsetzen zu wollen, welche durch Tapferkeit und Heldenmuth in Zeiten des Krieges, oder im Frieden durch einen edlen Gebrauch ihres Reichthums zur Hebung der Kulturzustände ihres Vaterlandes, oder sonst durch verdienstliches Wirken in ihrem Berufskreise, zum allgemeinen Nutzen beitrugen, verwirft unsere Anschauung nur die unbedingte Bewunderung jener Aeußerlichkeiten ohne ihre innere Begründung.

Wie in dieser, so liegt ein weiterer Unverstand der Menge in dem Neide, mit welchem sie die Hochgestellten dieser Erde und die Mehr=Begüterten betrachtet. Man nimmt da die höchste Stufe des Glückes und der Zufriedenheit, sich von selbst verstehend, als ausgemacht an, und schämt und ärgert sich über die eigene „Niedrigkeit" und Armuth. Wie sehr irrt ein solches Urtheil!" „Man frage einen solchen „Glücklichen", was ihm noch fehle, und man wird ihn weniger, vielleicht gar nicht mehr beneiden!" So mancher würde z. B. gerne seine offizielle Stellung mit der behaglichen Ruhe eines Privatmannes vertauschen, um die Mühen und Unannehmlichkeiten eines Amtes los zu sein, das er eigentlich weit weniger der damit verbundenen Ehren und Auszeichnungen, als der materiellen Vortheile wegen, die es ihm verschafft, noch in den späteren Lebenstagen beibehält, wo der Mensch ohnehin müde geworden und sich nach Ruhe sehnt. Bei Anderen, welche durch Geburt und Glücksgüter der Sorge für materielle Vortheile enthoben sind, sorgen andere Plagen des Lebens, z. B. Neid, Mißgunst und Undank, Ueberdruß und Erschlappung, dann die Intriguen der höheren Kreise u. s. w., um jeder Beneidung ihr Recht zu entziehen.

„Es ist etwas ganz Gewöhnliches, erzählt Fr. Jacobi, daß in den höheren Regionen der menschlichen Gesellschaft der Starke

dem Schwachen unterliegt. Der modrige Holzschwamm zerstört das festeste Gebäude und der Maulwurf, der blind im Finstern wühlt, zerstört den ganzen Frühlingsschmuck des Gartens. Wurde nicht Lodbrog von dem Gewürme aufgezehrt? Und ist nicht sein Schicksal das Symbol des großen Mannes, der dem Ungeziefer zur Beute wird, das er hätte zertreten können?"

Welchen Werth aber hat die höchste Gunst des Erdenglücks ohne Gesundheit. Mit wie vielen Tausenden würde mancher Reiche, mancher mit Titel, Rang und Orden reich Beglückte auf seinem Siechbette die rüstige Gesundheit eines Armen kaufen, der so eben thöricht genug war, ihn um seine Vorzüge zu beneiden. Nur wer diese „überglücklichen Kreise", in denen in den meisten Fällen die Grundbedingung des Glückes, die Zufriedenheit, fehlt, nicht genauer kennt, kann sie beneiden, oder sich im Vergleiche mit ihnen unglücklich fühlen, ganz abgesehen davon, welch' ein moralisches Gegengewicht das Bewußtsein in der Brust des armen, aber redlichen Mannes herstellt, ein Bewußtsein, das nicht immer in Verbindung mit Reichthum, Rang und Ansehen angetroffen wird.

Auch die Bedürfnisse des Herzens bleiben in jenen Regionen, wo Geburt, Rang und Besitz Alles gilt, unbefriedigt worüber **Eberhard** ein treffendes Gleichniß aufgestellt hat:

„Je höher und glänzender die Stufe ist, auf welche der Mensch von dem Schicksale gestellt wird, desto einsamer steht er da, und desto frostiger ist die Luft, die ihn umweht. Die Gipfel der hohen Berge schimmern und glänzen herrlich in der Ferne, aber klimmt man zu ihnen hinauf, so steht man auf Schnee und Eis, welchen nur das Morgen- und Abendroth flüchtigen trügerischen Schein leiht."

Die eigentliche Berichtigung der so häufig falschen Begriffe über den Rang- und Standesunterschied der Menschen übernimmt, wie Alles, was zum Wesen des Geistes gehört,

die große Lehrmeisterin aller Wissenschaften, die Philosophie. Sie untersucht den inneren Gehalt und Werth der nur auf menschlichen Uebereinkommen beruhenden Ehren-, Würden- und Standesformen während der kurzen Spanne menschlicher Lebenszeit, und macht auf die **eigentliche höhere Bestimmung** des Menschen aufmerksam, **welche dieser unter allen Formen und Verhältnissen seines Erdenlebens zu erreichen bestimmt ist.** Dieser gegenüber sinkt der, nur auf die Meinung Anderer beruhende äußere Glanz, die äußere Größe, in Nichts zusammen, wenn der Mensch jener inneren wahren Größe entbehrt, die allein ihn gegen jede Schicksalsfügung, gegen die Schrecken des Todes waffnet, ihn allein aufrecht hält in jenen Augenblicken, wo jene falsche schwindet!

Dieser äußere Schein ist es aber, den so viele Menschen überschätzen, weil sie glauben, er könne ihnen wirklichen Werth verleihen, während doch sicher keine Würde, keine Ehre, kein Reichthum den Menschen selbst, d. i. seinen eigentlichen moralischen inneren Werth verändern, d. i. also weder erhöhen, noch vermindern kann, worauf sich wohl der Satz gründen mag:

„Niemand kann durch jemand Andern zu etwas gemacht werden, was er nicht schon vorher durch sich selber war.“

Wie schön und vortrefflich zeigt **Schiller** in dem Gedichte „Würden“ das eigentliche Bewandtniß und den flüchtigen Schein menschlicher Standes- und Rangverhältnisse!

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell, wie von eigener Glut, flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine and're sich schon, schnell wie die erste zu flieh'n.
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt!

Wenn die Menschen auch dieses einsehen, so bleibt immerhin eben der „glänzende Ort“ das wünschenswertheste

Ziel ihres Strebens, weil er ihrem Stolze, ihren selbstsüchtigen Gefühlen schmeichelt. Die Philosophie urtheilt aber anders, und hält sich an das Höhere, indem sie das in diesem kurzen Erdenleben Erreichbare, nicht für den Inbegriff und die abgeschlossene Summe menschlicher Beglückung anerkennt, sondern den Hauptzweck des Menschenlebens jenseits desselben sucht, und demnach nur jenen geistigen Vorzügen, welche sie zur Erreichung jenes Hauptzweckes allein als dienlich erkennt, nämlich einem durch Tugendübung und Geistesbildung veredelten Wesen, wirklichen Werth beilegt. In diesem Sinne strebsame Geister hat es von jeher, wenn auch nicht in großer Anzahl, gegeben, welche wie **Voltaire** sagt,

> Begünstigt von dem Himmel;
> Die durch sich selbst sind, alles sind, und nichts
> Dem Anherrn schuldig, nichts der Welt!

Wer sich auf der Höhe besserer Erkenntniß von den beengenden Vorurtheilen und den überlieferten Meinungen menschlicher Eitelkeit und Ueberschätzung losgemacht hat, dem wird niemals äußerer Rang und Glanz allein bestechen, sondern diesen nur in Verbindung mit guten segensreichen menschenfreundlichen Gesinnungen und Handlungen ehren können, demnach selbst dem „geringsten Manne" seine Hochschätzung nicht versagen, wenn er sie in diesem Sinne verdient, oder sollte er selbst dieser „Geringe" sein, sich, namentlich anmaßendem Hochmuthe gegenüber, mit seinem Bewußtsein trösten und wie **Herder** denken:

> Ein verständig nützlicher Mann ist die goldene Münze;
> Wo sie erscheint, kennt jeder den köstlichen Werth.
> Stand und Geburt dagegen sind geprägtes Leder
> Ueber die Gränze hinaus gelten sie das, was sie sind!

70.

Ueber Ehre, Ehrgeiz, Ruhm und Achtung.

„Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden."
Goethe.

Die Meinung Anderer von unserer Vollkommenheit, von dem persönlichen Werthe unserer sittlichen Eigenschaften und Vorzüge, und die Kundgabe dieser Meinung, welche um uns einen gewissen Nimbus von Vortrefflichkeit verbreitet, ist das, was wir unter dem Begriffe von Ehre verstehen, welche sich demgemäß stets auf ein äußeres Verhältniß zu beziehen scheint. Es lebt aber auch in uns die Achtung der Menschenwürde, und das Selbstbewußtsein dessen, was wir dieser schuldig sind als innere Ehre oder als Ehrgefühl, das den Menschen vor seinem inneren Auge oft ganz anders erscheinen läßt, als ihn die Meinung seiner Mitmenschen darstellt. Darum nur:

Ist die Ehre süß, wenn unser Herz uns sagt,
Daß unser'm Haupt der Ehre Kranz gebührt.

Dieses Selbstbewußtsein unseres sittlichen Werthes muß uns auch in allen Fällen trösten, wo uns unverständiges oder liebloses Urtheil, Unkenntniß näherer Verhältnisse und innerer Persönlichkeit jene Anerkennung unserer Vorzüge versagt, die wir verdient zu haben glauben, dann auch die Ueberzeugung, daß „nur ein Heuchler die Achtung aller Menschen haben könne."

„Niemand kann uns unsere Ehre geben und nehmen, als wir selbst."

Es ist nicht zu läugnen, daß es ein angenehmes Gefühl ist, sich von seinen Mitmenschen wohl gelitten zu wissen, bei ihnen in einem gewissen Grade von Achtung und Ansehen zu

stehen, und, geschieht dieß in größeren Kreisen, jene allgemeine Anerkennung zu genießen, welche man Ruhm nennt. Dieses Gefühl läßt sich aber nur dann rein genießen, wenn man seinerseits jene Menschen, welche diese Achtung bezeigen, selbst der Achtung für würdig finden muß, und mit dem ungetrübten Bewußtsein rechtlichen Verdienstes jene Huldigungen empfängt.

In letzterer Beziehung meint aber ein neuerer Schriftsteller:

„Den meisten Menschen genügt der äußere Ruhm, gleichviel ob sie ihn verdienen oder nicht";

in ersterer Beziehung **Lichtenberg**:

„Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsüchtigkeit der Bewunderer zu, und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, von Einigen, die weniger Ruhm aber mehr Geist haben, durchschaut zu werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. Eigentlicher ruhiger Genuß kann nur bei Wahrheit bestehen."

Es ist demnach mit dem „Berühmtsein" eine eigene Sache, und jedenfalls das Bewußtsein, rühmlicher Anerkennung werth zu sein, unverdientem Ruhme vorzuziehen, der ohnehin dem strengen, gerechten und unerbittlichen Urtheilsspruche der Zeit verfallen wird, welcher immer die Wahrheit bestätigt oder die Lüge entlarvt.

Shakspeare nennt den Ruhm überhaupt:

einen Cirkel im Wasser,
Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
Bis die Erweiterung ihn in nichts zerstreut!

Wenn sich nun nicht in allen Fällen bestätigt, daß

Berühmtheit täuscht, wie Theatermalerei,
Fern bleiben muß das Aug, sonst ist der Trug vorbei,

was doch so manche Erfahrung gegen sich haben dürfte, so hat der Satz unseres trefflichen **Seume** schon mehr Wahrheit für sich:

„Nur selten ist Ehre, wo Ruhm ist, und fast noch seltener Ruhm, wo Ehre ist. Manchmal ist Ruhm der Gegensatz von Ehre.“

Der Weise wird deßhalb auch die wahre eigentliche Ehre immer in der Zufriedenheit mit sich selbst, in der ungestörten Harmonie seines Selbstbewußtseins finden, und gerne auf den Ruhm verzichten, der vergänglich wie Alles in der Welt, sein eigenes Ich, seinen inneren Werth eben so wenig befördern, als ihn die Mißachtung schmälern kann, besonders wenn er des **Goethe**'schen Wortes gedenkt:

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen,
Denn bist du nur erst hundert Jahr' berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.*)

Diese Anschauung von der Vergänglichkeit aller Dinge sollte billig die Leidenschaft des Ehrgeizes mäßigen, die sich in einem unersättlichen Streben nach Ehre, eigentlich aber nur nach den äußeren Zeichen derselben, unbekümmert um die eigene Achtungswürdigkeit, äußert.

Eine solche Treibjagd nach Ehre und resp. Ehrenbezeugungen, die sich nicht selten, aber immer auf Kosten des Verstandes, in lächerlich kleinlicher Weise kund gibt, scheint **Seume** im Auge gehabt zu haben, wenn er von solchen Menschen in seiner bekannten kräftigen Weise behauptete:

Wer mehr als gewöhnlichen Respekt verlangt,
Verdient auch den gewöhnlichen nicht!

Die Leidenschaft des Ehrgeizes, weit entfernt, durch ihre Erfolge befriedigt zu werden, geht zuletzt in Ehrsucht über,

*) Der philosophische Kaiser Marc Aurel sagt in seinen Meditationen: „Die Zeitgenossen mag man nicht rühmen, aber von Nachkommen, die man gar nicht kennt, will man gerühmt werden. Ist das nicht gerade so, als wenn es dich schmerzte, daß deine Vorfahren nichts von dir zu rühmen hatten?

wo die unmäßige Begierde nach Ehre und Ruhm die Wahl der Mittel übersehen läßt, und jene als den letzten Zweck aller Handlungen betrachtet. Da kann es denn nun wohl vorkommen, daß „Einer seine Ehre für ein Ehrenzeichen verkauft“ und erst vielleicht in den letzten ernsten Augenblicken seines Lebens, wo ihm sein ganzes vergangenes Leben vorüberschwebt, zu der schmerzlichen Erkenntniß kommt, wo und bei welchen Gelegenheit er wahre Ehre und Tugend hätte bethätigen können, und wie wenig Zufriedenheit für das Herz in Stunden ernster Einkehr in sich selbst all' der Tand und Flitter äußerlicher Ehre gewähren könne, wenn man ihn noch obendrein mit seinem sittlichen Werthe bezahlt hat!

„Nur eine rechte Ehre gieb's hienieden, sagt der französische Dichter **Boileau** mit Recht, wenn man die Wahrheit stets zum Führer wählt, der Vernunft und dem Gesetze gehorcht, streng über sich, mild über Andere richtet, das Gute thut, was uns die Pflicht gebeut, kurz rechtlich lebt, dieß Wort schließt Alles ein.“

und ein sehr freundliches Wort hat **Mahlmann***) im richtigen Verständnisse des Bedürfnisses eines edlen Herzens:

„Achtung willst du erwerben, es soll dich Liebe beglücken,
Achtung erwirbt, was du thust, Liebe verschafft, was du bist.
Richtest du Rühmliches aus, schaffst Nützliches, hast du die Achtung,
Bist du ein liebendes Herz, bist du der Liebe gewiß!

Das ist auch die Ansicht des weisen **Socrates**, der als den kürzesten und sichersten Weg, sich die Achtung seiner Nebenmenschen zu erwerben, das Bestreben bezeichnet,

„wenn man die Vorzüge sich wirklich zu verschaffen bemüht, die man in den Augen Anderer haben will!“

---

*) Siegfried Aug. Mahlmann, Dichter, k. sächs. und herzogl. gotha'scher Hofrath ꝛc. † 1826 zu Leipzig.

71.

Armuth und Reichthum.

„Die Reichen sind's ja nicht allein, die froh zu leben wissen" — —

Horaz.

Armuth ist der Mangel unabweisbarer Lebensbedürfnisse und in so ferne wohl die drückendste Last auf dem Lebenswege. Der gewöhnliche Begriff der Armuth ist aber ein sehr relativer und gibt es darin mehrere Abstufungen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem verarmten Millionär und einem armen Teufel, der von jeher Mangel an dem Nöthigsten litt und, nun gänzlich zu Grunde gegangen, den Bettelstab ergreift. Jener kann noch immer so viel übrig haben, daß es diesen zum wohlversorgten Manne machen könnte.

Es ist überhaupt nur die Meinung, welche **vorausgesetzt**, daß die nöthigsten Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung, Obdach und Feuerung &c. gedeckt sind, die Begriffe von arm und reich feststellt.

„Arm ist auch bei Wenigen nicht wer nach der Natur lebt, wer nach Meinungen lebt, ist auch bei Vielen nicht reich.

(Nach Epicur.)

Ob nun diese Lebensbedürfnisse im Ueberflusse oder gerade ausreichend, ob sie in der besten, oder etwas minderen Qualität vorhanden sind, ist für den ruhig und vernünftig denkenden Mann, dem der materielle Genuß nicht die Hauptaufgabe seines Lebens ist, ziemlich einerlei. Der Reiche kann nicht mehr essen, als bis er satt ist, nur immer in einem Zimmer sich aufhalten, in einer Kleidung sich befinden, braucht nur ein Feuer zur Erwärmung. Das alles genießt der Nichtreiche aber auch, nur mit dem Unterschiede der mindern Quantität und Qualität dieser Dinge.

Es wäre noch zu untersuchen, wo der bessere Lebensgenuß zu finden ist, in dem Prunke und den tausend Inkonvenienzen, die immer mit dem reichen Besitze verknüpft sind, oder in der Einfachheit gerade zureichenden Auskommens, in dem meist gedankenlosen Genusse täglichen beschäftigungslosen Wohllebens, das nicht selten Langeweile und Ueberdruß zum Gefährten hat, oder im fröhlichen Genuße munterer Arbeit!

„Wie viel kostet uns täglich die fremde Meinung mehr als unsere Eigene!“ —

Etwas ganz anderes nun aber ist, wenn die wesentlichen Lebensbedürfnisse mangeln, also der Mensch mit wirklicher Armuth zu kämpfen hat.

Das schwere Joch der Armuth, das **Jean Paul**

„die einzige Last nennt, die immer schwerer wird, je mehr daran tragen,“

ist nach dem Mangel an Gesundheit wohl der einzig wahrhaft bedauernswerthe Zustand des Menschen, und um so niederdrückender, wenn diese Lage eine selbstverschuldete ist, am schlimmsten aber noch —

„Endlich zu müssen, was man früher nie gewollt — stolze Armuth!

Wohl hat **Thümmel** recht, wenn er behauptet:

„Man erringe den Muth, sich arm zu zeigen und man raubt der Armuth den schärfsten Stachel!“

Aber eben diesen Muth zu erringen und zu behalten, ist für den Verarmten eine weit größere schwerere Aufgabe, als für Arme, welche vorher nie bessere Tage selbst gesehen, sondern sie nur aus Beobachtung an Anderen kennen!

Beklagenswerth ist der Einfluß, den Armuth selbst nicht selten auf den moralischen Zustand des Menschen äußert. Die stete Sorge um die eigene Existenz und jene der Angehörigen, das Bücken und Schmiegen unter fremde Autorität, nur um geringen Verdienst zu erhalten oder nicht zu ver-

lieren, das Begeben jeder eigenen Selbstständigkeit, Verzichtleistung auf eigene Selbstwürde, das Gefühl stetiger Unterthänigkeit, übt in jahrelanger, täglich sich wiederholender Uebung eine furchtbare Wirkung auf den Seelenzustand des Menschen aus und macht ihn zuletzt zum Sklaven, der nach und nach selbst die Fähigkeit eines Aufschwunges bei möglicher günstigerer Veränderung seiner Umstände verlustig geht.

Herder schildert diese Einwirkung in treffenden Worten:

Armuth macht den Mann beschämt,
Schaam und Unglück macht ihn muthlos.
Muthlos wird er unterdrückt,
Unterdrücket wird er grämlich.
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben,
Und so senkst du böse Armuth,
Endlich in das tiefste Weh! —

Ist nun aber einmal Armuth vorhanden, so hilft nichts weiter als ruhige Resignation, doppelter Fleiß und das Vertrauen auf den Wechsel aller Dinge, der schon oft das nie Gehoffte plötzlich herbeigeführt, eine Lage ganz anders als erwartet, verändert hat!

„Es ist kein Mensch, sagt **Feuchtersleben***), der nicht schon unerwartet etwas Gutes erlebt hätte Das halte Dir vor, und du wirst nicht an der Zukunft verzweifeln. Die Erinnerung wird, wie sie der Dichter nennt, eine Ernährerin der Hoffnung werden.“

Am schlimmsten ist es dabei, sich immer mit der Vorstellung des glücklichen Zustandes abzuquälen, den man bei dem reichen Nachbar ohne weiters voraussetzt und beneidet.

Wie oft täuscht man sich aber in dieser Meinung! Schon bei den alten Griechen hieß es:

Gold! du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen,
Wer dich entbehret hat Müh', wer dich besitzet hat Leid!

---

*) Ernst Frhr. v. Feuchtersleben, Dr. med. in seinem rühmlichst bekannten Werke: „Zur Diätetik der Seele“ (Tagebuchblätter). Wien 1854.

worüber auch **Seneca** gleicher Ansicht ist, indem er den nicht genug zu beherzigenden Satz aufstellt:

„Die Reichthümer heben die Beschwerlichkeiten des Lebens nicht auf, sondern verändern sie nur! —

wobei allerdings nicht zu läugnen ist, daß vielen auch mit eben diesen „Veränderungen“ schon geholfen wäre.

Habe und Besitzthum, soviel davon zu einem die vorzüglichsten Bedürfnisse befriedigenden, nach den gewöhnlichen Begriffen anständigen aber einfachen Lebensweise gehört, sind ohne Zweifel wünschenswerthe Güter dieses Erdenlebens, keineswegs aber jener übertriebene Luxus und Reichthum, der als ein goldenes Eldorado vor den gierigen Blicken des unvernünftig Genußsüchtigen schwebt. Ein solcher sollte die Lehre **Herder's** bedenken:

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern,
Nicht das Leben, um uns schwer zu belasten mit Gut!

Ein andermal sagt derselbe Dichter:

Willst du reich in der Armuth seyn, so zähle dein Schaf dir
Für eine Heerde, genug, wenn es dich fröhlich ernährt,

und empfiehlt damit die Tugend der Genügsamkeit, welche wohl weit mehr innere Befriedigung und Ruhe des Gemüthes giebt, als die nie rastende Jagd nach Besitz und Genuß, deren Wünsche mit jeder Befriedigung sich mehr und mehr steigern, die Begehrlichkeit unaufhörlich anreizen und zuletzt Ueberdruß und Ermüdung, also gerade das Gegentheil von jenen Freuden und Genüßen erzeugen, die man so sehnlichst herbeigewünscht.

Horaz drückt mit wenig Worten die Bedingung aus, welche ein Vernünftiger zum „reich seyn“ nöthig hat:

„Er brauche, was er hat, sei weise und gesund dabei! —

gewiß eine Lehre, deren Befolgung jeden zufriedenstellt, der sich von dem Einfluße der Anforderungen unvernünftiger

Meinungen und Vorurtheile der Menge zu befreien gewußt hat. Dazu führt aber nichts, als die Kultur des Geistes, der Wachsthum höherer Erkenntniß, welche den Werth des Menschen nicht nach der Anzahl seiner Geldsäcke mißt, sondern ihn in seiner inneren moralischen Güte, in der Bildungsstufe seines Geistes und vor allem in makelloser Reinheit und Rechtschaffenheit des Herzens zu finden gewohnt ist, wie schon der alte griechische Dichter **Theognis** sagt:

Güter vermag das Geschick dem verächtlichsten Manne zu geben,
Aber der Tugend, o Sohn, folgen nur wenige nach! —

Im Uebrigen ist auch der große Unterschied nicht zu vergessen, der zwischen Besitz und Genuß des Besitzes immer bestehen wird,*) der meistens bei der unvernünftigen Beneidung jener „Glücklichen" übersehen wird; der Besitz nicht, der Genuß eines Besitzes, wie schon einmal angeführt worden, ist es, was glücklich macht. Das leuchtet ein, wenn wir nur einigermaßen vorurtheilsfrei die Art und Weise beobachten, wie von Vielen Reichthum und Besitz gebraucht werden, wie z. B. der Eine Leben und Gesundheit in unsinnigen Genüßen verschwendet und im Alter mit einem siechen elenden Körper das „Glück" seines Reichthums bezahlt, ein Anderer in thörichtem Hochmuth das Erbe seiner Väter vergeudet, herzlos und kalt an dem Elende seines armen Mitmenschen vorübergeht, dem er mit einem kleinen Theile dessen, was er täglich muthwillig verschwendet, helfen könnte, wieder ein Dritter mit ängstlicher Sorge seine Geldkiste hütet, Kapital auf Kapital, nicht immer auf erlaubte und ehrenhafte Weise anhäuft, während sein alberner Geist sich selbst kaum das Nöthigste und, um wie viel weniger seinen Nächsten, das Geringste gönnt, bis zuletzt lachende Erben die letzte Stunde

*) Wir haben darüber in dem Artikel „Genuß" ɩc. im 9. Kapitel dieses Buches (pag. 287) ausführlicher gesprochen.

des alten Geizhalses verbittern, in der er von seinen geliebten Schätzen Abschied nehmen muß, die er eigentlich „nicht besaß, sondern denen er nur als Sklave diente" u. s. w.

Wie wahr bemerkt der geistreiche **Lucian**:

Nur Reichthümer des Geistes, o Freund, sind wirklicher Reichthum,
Weniger Lust als Schmerz bieten die übrigen dar.
Reich fürwahr und Güter begabt, heißt einer mit Recht nur,
Wenn er die Gaben des Glücks recht zu gebrauchen versteht.
Aber wer selbst sich verzehrend nur quält und zählet und rechnet
Haufen auf Haufen nur thürmt, und Schätze zu Schätzen gesellt,
Diesen vergleich ich der Biene, die stets in zelligen Waben
Emsig bereitet den Seim, dessen sich and're erfreu'n! —

Die Behauptung **Wieland's**:

„Die Kunst reich zu werden, ist im Grunde nichts anderes, als die Kunst, sich des Eigenthums anderer Leute mit ihrer Zustimmung zu bemächtigen",

hat ihre Richtigkeit, und eben dies Streben, diese „Zustimmung durch erlaubte oder unerlaubte, natürliche und künstliche Mittel herbeizuführen, eine gefährliche Klippe für die reine Tugend des Menschen. Gleichwohl fragt, nach **Syrus**

„die große Welt nicht, woher und wodurch, sondern wie reich du seiest."

Genauere Rechenschaft freilich fordert ein rechtschaffenes Gewissen! — Im behäbigen Gefühle nunmehr errungenen Besitzes und Ueberflusses flieht auch gar leicht das frühere Gefühl der Humanität, besonders wenn ein unedles Herz, früher erlittenes Unrecht oder Kränkungen nunmehr an den Menschen überhaupt rächen zu können, die Macht und das Recht zu haben glaubt, weßhalb auch **Börne** sagt:

„Reichthum mache das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei!" —

und der wackere **Claudius**:

Den Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren! —

So sind denn näher untersucht, Gold, Besitz und Ueberfluß nicht immer so ausschließend, so unendlich hochschätzbare, einer solchen heißen drängenden Sehnsucht würdige Güter, wenn der Mensch auf noch etwas mehr bedacht ist, als dieses kurze Erdenleben sich so bequem und äußerlich so glänzend als möglich zu machen.

Zufriedenheit ist immer sehr wohlfeil zu erkaufen, wenn man den Dingen keinen größeren eingebildeten Werth beimißt, als sie an und für sich haben, und der Weise wird stets auf eine anregende Frage dieser Richtung eine ähnliche Antwort, wie den sinnigen Ausspruch **Goethe's** haben:

Es herrschen Eigennutz und Geld! —
Laß' ihnen doch die Beute,
Die Rechenpfennige der Welt,
Mußt du ihr nicht beneiden! —

72.

Ueber Freiheit und Abhängigkeit.

„Es drücken Sklavenfesseln nur die Hände;
Der Sinn, er macht den Freien wie den Knecht."
Grillparzer.

Kein Wort hat wohl mehr falsche Anwendung erfahren und in den stürmischen Tagen der Neuzeit mehr dazu beigetragen, die Begriffe zu verwirren, als das hochtönende, so oft mit dem höchsten Aufwande rhetorischer Kunst ausgeschmückte

Wort Freiheit! Man kann für den einzelnen Menschen eine innere Freiheit (moralische oder Geistesfreiheit) und eine äußerliche (bürgerliche) unterscheiden. Um nun vorerst von Letzterer zu sprechen, so drängt sich die Frage auf:

Was versteht man nun eigentlich unter Freiheit und welches ist das Wesen derselben? Hierauf hat unter einer Unzahl von weitschweifigen Abhandlungen auch der englische Schriftsteller **Payley***) in so klarer und einfacher, allgemein verständlicher Weise geantwortet, daß man einer solchen Definition nur eine allgemeine Verbreitung, namentlich in solchen Schichten des Volkes wünschen muß, in welchen die Verworrenheit und Unklarheit des Begriffes von Freiheit und Unfreiheit, ein leider nur zu leicht zu lenkendes Urtheil erzeugt, das dann nicht selten die elenden Spekulationen der sogenannten Volksfreunde, d. i. solcher Leute, welche die Vornirtheit der Menge zu ihrem eigenen Vortheile zu benützen streben, zu Handlungen zu verführen sucht, welche ihrer furchtbaren Folgen wegen, nicht genug beklagt werden können.

Diese Definition lautet folgendermassen:

„Zu thun, was wir wollen, ist natürliche Freiheit. — Zu thun, was wir wollen, wenn es nur dem Interesse des gemeinen Wesens, zu welchem wir gehören, gemäß ist, oder was dasselbe ist, wenn es demselben nicht widerspricht, das ist die bürgerliche (äußerliche) Freiheit, d. h. es ist die einzige Freiheit, die man als Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft vernünftigerweise begehren kann. Ich wünschte freilich vielleicht, daß es mir erlaubt wäre, in jedem Falle gerade so zu handeln, wie es mir beliebte, aber ich denke, daß jeder Andere dann dasselbe Recht hätte, und es auch ohne Zweifel ausüben würde, in welchem Zustande allgemeiner Unabhängigkeit und Selbstherrschaft ich so viele Hindernisse und Beschränkung meines

*) M. Payley: Grundsätze der Moral und Politik aus dem Englischen übersetzt von Garve. Leipzig 1787.

Willens durch den entgegengesetzten, und mir oft widerstrebenden Willen anderer Menschen finden würde, das nicht nur meine Glückseligkeit, sondern auch meine Freiheit geringer seyn müßte, als sie es jetzt in einem gemeinsamen Wesen ist, wo alle gleichen Gesetzen gehorchen.

Die gerühmte Freiheit eines Standes der Natur findet nur in einem Stande vollkommener Einsamkeit statt. In jeder Art und bei jedem Grade des Zusammenhanges und der Vereinigung der Menschen untereinander, wird die Freiheit der einzelnen Grade durch diejenigen Gesetze vermehrt, durch welche sie eingeschränkt wird, weil jeder durch die der Freiheit Anderer gesetzten Gränzen mehr gewinnt, als er durch die Verminderung seiner eigenen verliert! —

Natürliche Freiheit ist dem Rechte einer ganzen Gemeinde auf ein unangebautes Stück Land ähnlich, die bürgerliche Freiheit gleicht dem sicheren ausschließenden und ungehinderten Besitze eines eingezäunten kultivirten Ackers.

Diese Darstellung beweist die Nothwendigkeit eines gewissen allgemeinen Rechtsverhältnisses, das durch die Gesetzgebung erst Form, Inhalt und Wirkung empfängt, denn die höchste unbedingteste Freiheit ist doch Unterthänigkeit unter die Vernunft, und die von derselben diktirten Gesetze, die die eigentlichen Elemente derselben, welche, wie der schottische Philosoph **Hutcheson***) gleichfalls bemerkt, „die „Freiheit nicht im geringsten aufheben, sondern vielmehr deren natürlichster Schutz sind.“ **Goethe** sagt darüber sehr schön:

Vergebens werden ungebund'ne Geister,
Nach der Vollendung reiner Höhe streben,
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben!

---

*) Francis Hutcheson, Professor zu Glasgow, † 1747, Sittenlehre der Vernunft, aus dem Englischen. Leipzig 1756.

Die Richtigkeit dieser Thatsache ist auch zu allen Zeiten eingesehen worden und hat die Menschen von jeher genöthigt, sich **zum Schutze ihrer Freiheit**, unter gewisse Gesetze zu stellen, deren Handhabung aber eine Oberleitung, eine Regierung bedingte, welche, so lange sie redlich verfuhr und die Macht, die ihr zur Vollstreckung der Gesetze anvertraut war, nicht zu selbstsüchtigen Zwecken gebrauchte, auch wirklich geeignet war, einen geordneten Rechtszustand, d. i. so viele Freiheit für den Einzelnen aufrecht zu erhalten, als er zum ungestörten Genuße seines Lebens und Eigenthums bedurfte. Der unerbittliche Griffel der Geschichte hat uns aber nicht wenige Nachweise aus den Annalen herrschsüchtiger Despotie gegeben, daß dieser Zweck gar bald von den egoistischen Interessen mancher Macht- und Gewalthaber ganz und gar verkannt, oder absichtlich verläugnet und dafür das despotische Princip willkürlicher Rechtserklärung und Selbstherrschung aufgestellt wurde, welches, weit entfernt, den Menschen von der Furcht zu befreien, damit er sicher sein natürliches Recht zum Leben und Wirken ohne seinen und Anderer Schaden recht ausgebreitet genießen könne, im Gegentheile zum Zwecke hatte, die Menschen durch bloße Furcht hinzuhalten, sie ihrer Rechte zu berauben und willkürlich über sie zu herrschen.

Der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, sagt **Spinoza**, ist aber nicht der, die Menschen aus vernunftmäßigen Wesen zu bloßen Thieren oder Automaten zu machen, sondern die Menschen traten in Gesellschaft, damit ihre Seele und ihr Körper ungestört thätig sein könne, und sie im freien Gebrauch ihrer Vernunft nicht gehindert werden, die Freiheit ist also wirklich der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft."

Aus dem Mißbrauche der Gewalt entstunden von jeher die Revolutionen, welche, so lange sie nur die Wiederherstellung eines vernünftigen Rechtszustandes anstreben, d. i. jene Freiheit zu erringen suchen, die in Gesetzen des Rechtes und

der Billigkeit, die Wohlfahrt Aller ausmacht, wohl von einem ganz anderen Standpunkte beurtheilt werden müssen, als jenes brutale sinnlose Verfahren, das in den unglücklichen Anwendungsversuchen ganz verkehrter Begriffe, in den aufgeregten Schwindelköpfen vieler sogenannter Volksbeglücker bei solchen Anlässen allgemeiner politischer Aufregung zum bedauerlichen Vorschein kommt, und welche eigentlich nichts anderes bezwecken, als vorläufig den gemeinsten Leidenschaften fröhnen zu können, und später die eigene, ebenso freche als bornirte Gewaltherrschaft an die Stelle der verjagten zu setzen.

Der in diesen Blättern so oft citirte Verfasser vorzüglicher Aphorismen J. A. **Seuffert** hat auch diesem Zustande in seiner Sammlung köstlicher Epigramme einige humoristische Zeilen gewidmet:

Von Freiheitsliedern, die im Uebermaaße wir hören,
Laßt Niemand wohl, so lang er nüchtern, sich bethören,
Hoch Freiheit! brüllt der Chor, doch wenn wir Jeden fragen:
Was heißt Dir frei zu seyn? — weiß keiner viel zu sagen.
Ja Freiheit sei gelobt, wenn sie Befreiung schafft,
Nicht von der Willkür blos, auch von der Leidenschaft!
Ein edler Jüngling der von Freiheitsfieber brennt,
Versuche praktisch nur der Menge Regiment,
Hat er beim freien Volk nur Jahr und Tag verweilt,
So ist er sicherlich und radikal geheilt! —

Wenn damit im Allgemeinen das Wesen der äußerlichen Freiheit bezeichnet ist, so wären noch einige Worte über die innere Freiheit, d. i. jenes innere mit unserem geistigen Wesen innig verbundene Vermögen der Selbstbestimmung für das Handeln anzuführen. Abgesehen von dem unbestreitbaren Einflusse einer Menge menschlicher Bestimmungen und Verhältnisse, die uns nöthigen etwas zu thun oder zu unterlassen, ist schon öfter der Versuch gemacht worden, ob jene

Freiheit des Geistes, welche wir Willensfreiheit*) nennen, und die demnach unsere Handlungen bestimmt und auf unser Urtheil einwirkt, behauptet, und ihre Existenz mit zureichenden Gründen aus der Entwicklung der Vernunftfähigkeiten des Menschen als moralisches Wesen bewiesen werden könne. Diesen Bestrebungen trat eben so oft eine andere Ansicht gegenüber, nach welcher es jenen Definitionen nicht gelungen sei, die durch selbe behauptete Selbstbestimmbarkeit mit dem Gesetze der Kausalität (Zusammenhangsursache), welche sich im ganzen Bereiche der Natur geltend macht, und dem der Mensch sowohl nach seiner geistigen als körperlichen Beschaffenheit, als eine Erscheinung in der Natur, eben so gut unterworfen gedacht werden muß, in Einklang zu bringen, besonders wenn der Umstand zu untersuchen kam, daß nach

> „dem Gesetze der Kausalität, Alles was in die Erscheinung tritt, einen zureichenden Grund seines Werdens und Seins in einem früheren und anderweitigen Zustande hat.“

Daraus wäre nun allerdings die Folgerung zu ziehen, daß es nirgends irgend eine Wirkung geben kann, die nicht eine veranlassende Ursache hätte, wonach denn, da jedem Willen offenbar Vorstellungen und diesen zuerst sinnliche Eindrücke vorangehen müssen, dem menschlichen Geiste um so mehr nur eine relative Freiheit eigen zu seyn scheint, als eine absolute, d. i. eine Entbundenheit von allen Motiven nur als Idee existirt, und nur der Gottheit beigelegt werden kann!

Wer in der Welt ist frei von allen Banden,
Wir sind gebunden alle, wie wir sind,
Im Hause binden uns der Liebe Pflichten,
In der Gesellschaft bindet uns die Sitte,

*) Wir haben bereits im 8. Kapitel in dem Artikel „über Handlungen und den dabei thätigen Willen“ (pag. 261) davon gesprochen.

Im Staate bindet uns das Staatsgesetz,
Und die Nothwendigkeit in der Natur;
Ja selbst die ew'gen Geister sind gebunden,
Denn ein Gesetz muß sein, nachdem sie sind!

Raupach.

In einem anderen Sinne bedeutet innere Freiheit auch das allmählige Wachsen der Erkenntniß, das Losmachen von großgezogenen Vorurtheilen und engherzigen Ansichten, den Aufschwung des Geistes in die Regionen der die Freiheit des Denkens und die hieraus erfolgende veränderte Anschauung der Dinge, welche allmählig hiedurch auf ihren, durch die Vernunft von jeher angewiesenen richtigen Platz gestellt und nach ihrem eigentlichen Werth erkannt werden.

Die wahre Freiheit sucht der Mensch vergebens außer sich, er kann sich nur in seinem Innern bilden.

Hofmeister.

Der Zustand äußerlicher Unfreiheit und Abhängigkeit, zumal wo die Fesseln der Dienstbarkeit noch durch Eigensinn und Lieblosigkeit des Befehlenden erhöht wird, ist allerdings und besonders darum ein bedauernswerther, weil der permanente Druck der Unterwürfigkeit, der die innere Würde des Menschen verletzende Zustand der Hingebung und des absoluten Gehorsams, oft gegen eigene Ueberzeugung und Zustimmung, für den Willen eines Anderen, das Aufgeben=Müssen aller eigenen Selbstbestimmung, und aller Regungen des Selbstgefühls, nach und nach selbst den Geist in Fesseln zu legen droht, wie **Rousseau** von den Sklaven behauptet:

„die in ihren Ketten Alles verlieren, selbst endlich den Wunsch ihrer los zu seyn."

Deßhalb warnt schon der alte **Syrus**:

„Verkaufe deine Freiheit nicht um den Genuß der Wohlthat irgend eines Menschen!"

ein Satz, der nicht genug zu beherzigen ist, besonders da es wenig Menschen geben mag, die so viele Stärke des Geistes, so viele Selbstbeherrschung und philosophische Resignation besitzen, daß sie sich mit der Lehre trösten könnten:

„Der Mensch glaube doch ja, daß es manche Abhängigkeiten im Leben geben könne, die dazu nütze ist, ihn immer freier zu machen!"

73.

Glaube und Vertrauen (in socialen Verhältnissen).

„Einem trauen ist genug,
Keinem trauen ist nicht klug,
Doch ist's besser keinem trauen
Als auf Alle zu viel bauen!"
Logau.

Nach gewöhnlicher Anschauung theilt sich der Glaubensbegriff in die verschiedenen Gattungen des Glaubens: Meinen, Wähnen, Glauben und Wissen, und im Allgemeinen in den historischen, moralischen und religiösen Glauben.*)

Ohne in die nähere Entwicklung dieser Begriffe einzugehen, seien hier nur einige Worte jenem freundlichen Gefühle des Zutrauens, des Glaubens an die Aufrichtigkeit und Redlichkeit eines Mitmenschen gewidmet, welche in gutartigen Naturen meistens noch in den Jahren der Jugend und Unerfahrenheit angetroffen werden. Ehe noch der Mißbrauch, den noch jede edle, vertrauungsvolle Seele früher oder später erfahren hat, die freundliche Illusion zerstört, und den

*) Diesem Letzteren haben wir bereits in erstem Kapitel dieses Buches einen Artikel (pag 19) gewidmet.

Glauben an die Menschen erschüttert hat, fühlt sich noch das Herz mit rührender Zuversicht zu den Menschen hingezogen, in harmloser Unbefangenheit ohne Zögern jedem guten Schein vertrauend, denn:

Mit leichtem Muth verschenkt der Bied're sein Vertrauen,
Denn er versteht es nicht, die Menschen zu durchschauen.

Seuffert.

Da kommt die Schule der Erfahrung mit ihren unerquicklichen Belehrungen, nach welchen uns die Täuschungen bewußt werden, die wir in hundert Fällen vielleicht nur ein- oder zweimal nicht zu beklagen haben, wir lernen den Erbfeind aller humanistischen Tugenden, den leidigen Egoismus kennen, Glaube und Vertrauen zu den Menschen werden sparsamer, prüfende Vorsicht nimmt die Stelle des fröhlichen Glaubens und der Voraussetzung gleich guter Beschaffenheit des Herzens bei Anderen, wie wir sie selbst besitzen, ein, und entschwunden ist der Sonnen-Mai des Lebens mit der jugendlichen Unbefangenheit des Gemüthes. Es wäre nun wohl sehr traurig, wenn alle unsere guten Voraussetzungen bei den Menschen täuschen würden, wenn es kein aufrichtiges Gemüth, keine edle Seele mehr gäbe, die uns den Glauben an eine bessere Natur des Menschen retten muß. Wir selbst müßten am meisten dabei leiden, in schmerzlicher Resignation uns in unser besseres Selbst zurückziehen, daher es unendlich schöner ist, wie **Zschokke** sagt:

„sich lieber zehnmal betrügen zu lassen, als einmal den Glauben an die Menschheit verlieren."

Es giebt ehrenvolle Ausnahmen, einzelne bessere Naturen, welche Glauben und Vertrauen rechtfertigen, wenn gleichwohl die Anzahl solcher Edlen in einem schreienden Mißverhältnisse zu dem großen Haufen steht, bei welchem List, Betrug, Heu-

chelei, Falschheit und verwandte Laster aller Art, um elender, egoistischer Interessen willen, der Inhalt ihrer erbärmlichen Tagsgeschichte ist. Das ist nichts weniger als Uebertreibung für den, der mit scharfem Auge die bedeutendsten, sowie die geringfügigsten Handlungen und die Beweggründe der Handlungen bei den Menschen beobachtet! —

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das will ich dir sagen,
Glaube dem Leben, es lehrt besser, als Redner und Buch.

ruft Goethe aus, und weist damit auf die Lehre der Erfahrung hin, die sich leider nicht freundlicher gestaltet.

Aber in dem einen erprobten, bewährten Freunde, „in dem seligen Bewußtsein, der lästigen Vorsicht nicht zu bedürfen," concentrirt sich sodann unsere ganze Liebe, erwächst Ersatz für alle getäuschten Hoffnungen und Erwartungen. Wohl dem, der eine solche vertraute Seele besitzt, es ist ein Schatz vom höchsten Werthe in dieser Welt voll Selbstsucht und Falschheit!

„Treu und Glauben bezeichnet Herder als die Eckſteine der menschlichen Gesellschaft. Auf Treu' und Glauben sind Freundschaft, Ehre, Handel und Wandel, Regierung und alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen gegründet. Dieser Grund untergraben und Alles fällt zusammen.

Nichts ist schmählicher, als das arglose Vertrauen eines Menschen zu täuschen! Welche Gewissensbisse müssen sich in Stunden stiller Einkehr in sich selbst, welch' bittere Reue sich in einem nicht ganz und gar verdorbenen Gemüthe regen, welche Qual eine solche Rückschau in den letzten Augenblicken des Lebens bereiten, wie theuer muß der eitle augenblickliche Triumph über das gläubige Vertrauen eines Mitbruders bezahlt werden, wenn der Mensch List, Falschheit und Betrug als die Triebfedern aller seiner bisherigen Handlungen erkennen muß! Kein Vortheil, wie groß er immer sei, wiegt eine

solche Belastung der Seele auf, die immer schwerer drückt, je weniger dem Menschen Zeit überbleibt, wieder gut zu machen.

Und doch, wie häufig kommen diese Fälle vor, wer ist frei von ihren Berührungen geblieben, und wer kann unseren biedern Seume tadeln, wenn er im Verkehr mit den Menschen anräth:

> Vertraulichkeit doch selten nur — Vertrauen
> Und stets den Geist der Vorsicht auf die Wache!

Capitel XI.

Engere Beziehungen der Menschen unter sich.

75.

Ueber Ehen und Heirathen.

„Wie oft lodert die Flamme der Hochzeitsfeier und dient nur zum Entflammen des Holzstoßes, auf welchem ein Dasein verzehrt wird."

Wenzel Sternau.

Man hat schon oft das Heirathen mit einer Lotterie verglichen, in welcher nur Einem unter vielen Tausenden das große Loos des Glückes und der Zufriedenheit zu gewinnen bestimmt ist.

Wenn man die Verschiedenartigkeit der Charaktere, die Temperamente und Leidenschaften, die Resultate ungleicher Erziehung, vor Allem aber die unlauteren gesellschaftlichen Verhältnisse beobachtet, unter welchen sehr häufig eheliche Bündnisse mit unverzeihlichem Leichtsinne geschlossen werden, so wird man den Vergleich mit dem großen Treffer nicht unpassend finden. Außerdem wird äußerst selten eine eheliche Verbindung ohne alle eigennützige Absicht geschlossen.

Wenn die Wahl der Männer größtentheils von der Rücksicht pekuniärer Verhältnisse, oder auch von dem Interesse ihrer Sinnlichkeit gelenkt wird, von welcher letzterer Beziehung die treffende Bemerkung gilt:

Um der Schönheit willen heirathen, ist eben so viel, als um der Rosen willen ein Landgut kaufen, ja letzteres wäre sogar noch vernünftiger, denn die Rosenzeit kommt doch jährlich wieder."

Kotzebue.

so heirathen hingegen die Mädchen sehr oft, um unangenehmer Familienverhältnisse, z. B. einen mürrischen Bruder, eine böse Stiefmutter rc. los zu seyn; der Einen ist es um Rang und Titel zu thun, um damit vor ihren Mitschwestern prunken zu können, einer Andern ist das Gerede der Leute zuwider, ihr Liebesverhältniß soll endlich zum Ziele führen, eine dritte fürchtet sich vor „der alten Jungfer" und willigt aus „Vernunftgründen" in einen Bund, den das Herz nur halb und halb gebilligt, der Einen ist es überhaupt nur um den Titel „Frau" zu thun und um ein „Haus" machen zu können, die Andere freit, um nicht länger allein in der Welt stehen zu müssen, Eine, um ein verschmähtes Verhältniß zu rächen, eine Andere **muß** die Verbindung eingehen, um ihre Ehre zu retten — gar viele heirathen, wenn man dem boshaften Gedicht **Saphir's** Glauben schenken will,

Gar viele, weil es so gebräuchlich,
Die meisten wissen selber nicht warum.

In den wenigsten Fällen entscheidet allein die Neigung des Herzens, die gegenseitige Achtung des Charakters, der socialen Bildung, die Beschaffenheit des Gemüthes, überhaupt die Tugenden des Geschlechtes. Ist es nun ein Wunder, wenn man allenthalben über unglückliche Ehen, über verfehlte Wahl, häuslichen Unfrieden rc. klagen hört, und daraus die traurigsten Folgen in materieller und moralischer Beziehung hervorgehen?

„Die Zeiten sind vorüber, wo die Liebe noch das Recht besaß glückliche Ehen zu schließen; sie hat es dem Bedürfniß der Pflege und dem Durste nach Reichthum abtreten müssen, und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich deßhalb gerächt hat. Die Noth-

wendigkeit, sich da schon frühzeitig losreißen zu müssen, wo das Herz das ganze Leben hindurch so gerne verweilt hätte, und seine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon so manchen die Fähigkeit, sich zu fixiren, und durch einen Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewußtsein der Unstätigkeit läßt meistentheils die Söhne der konventionellen Welt dann, wenn sie nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne endlich an eine eheliche, wie sie genannt wird, solide Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe wie vor Sklavenketten zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das eheliche Joch zu beugen und ihre Freiheit gegen eine Pflegerin zu vertauschen; so arm haben wir uns selbst gemacht!"*)

Und wohl liegt in diesen Worten tiefe Wahrheit, die sich nicht selten in den gezwungenen Verhältnissen des modernen Familienlebens bescheinigt, und ihren Grund in der Genußsucht, in dem Hange nach ungebundenem Leben, in der Blasirtheit der Jugend und wohl auch in einer affektirten Mißachtung des weiblichen Geschlechtes findet.

Wer nicht mit ganzen vollen Herzen lieben, nicht sein ganzes Ich einem Wesen anvertrauen kann, das er vor allen, edler Tugenden und Vorzüge willen, hochachten und dann lieben gelernt, wem es nicht mit allen Seelenkräften nur zu einem Ziele drängt, dessen Herz nicht mit vollen Tönen spricht: dieses Wesen oder keine sonst auf Erden, der soll gar nicht heirathen, nicht sich selbst und noch ein Wesen unglücklich machen!

D'rum, prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!

ermahnt unser unsterblicher **Schiller**, und diese Worte sollten

*) Aus dem Werke: Ueber die Menschen und seine Verhältnisse. Berlin 1792.

mit großen Buchstaben auf jedem Traualtare angebracht seyn, auf daß nicht schon in kurzer Zeit sich das Wort Lichtenberg's erfülle:

„Mit dem Bande, das ihre Herzen binden sollte, haben sie ihren Frieden strangulirt."

Wenn einestheils der Hagestolze ein ödes traurig-einsames Leben führt, namentlich in den Tagen, die „des Lebens unschmackhaften Rest" bilden, so kann er sich in diesem Angewiesensein auf sich selbst doch niemals so unglücklich fühlen, als ihn eine verfehlte Wahl machen kann, wenn gleichwohl wahr ist, was Goethe sagt:

Und sich als Hagestolz zum Grab zu schleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan!

Es hat hier die Charakterlage und das Gefühlsleben sehr großen Einfluß auf Anschauung und Beurtheilung des Zustandes. Ein Gemüthsmensch wird sich weit glücklicher in den Verhältnissen einer nur halb erträglichen Ehe fühlen, die ihm seinen eigenen häuslichen Herd gegründet, die Ansprüche seines Herzens befriedigt, und ihn der Sorge überhebt, immer nur unter Fremden leben zu müssen, während kältere, unzugänglichere Naturen darin nur eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, eine Last bisher nie gekannter Sorgen sehen, auch jenes stille Glück der Häuslichkeit und des Familienlebens nicht finden zu können glauben, wofür sie niemals Sinn noch Bedürfniß hatten.

Ein neuer Schriftsteller*) sagt:

„Der Mensch führt ohne innigen Herzenserguß gegen ein ihm gleiches Geschöpf, ohne ungestörten traulichen Umgang, ohne Hülfe bei körperlichem Bedürfnisse und Leiden, ohne Theilnahme eines sich mit ihm freuenden oder leidenden Geschöpfes ein einsames isolirtes, nur ein halbes Leben, er hat nur einen halben Lebensgenuß,

*) F. N. Volkmar: Philosophie der Ehe. Halle 1794.

die Quelle mannigfaltiger sittlicher Fehler! Zuweilen sich in den Cirkel der Welt mischen, und mit einigen, doch nicht so innig verbundenen Freunden leben, ist das Leben einer Pflanze, die zuweilen begossen wird, damit sie nicht hinwelke!"

wobei derselbe allerdings nur eine glückliche Ehe im Auge zu haben scheint, wie **Matthison**, der im Gefühle der Ueberzeugung über das, was den Menschen dauernd befriedigen könne, ausruft:

„Nichts im Erdenleben geht doch über häusliches Glück! Wessen Herz und Geist in einem edlen Weibe, hoffnungsvollen Kinde und auserlesenen Büchern nicht volle Befriedigung und dauernden Genuß findet, der wird ewig begehren, ohne jemals zu erlangen und seine Arme nach Wolkenbildern ausstrecken, bis der Tod ihn zur Erde bringt!

Und das scheint auch in der That für einen gebildeten denkenden Geist, der nach edleren Genüßen strebt, als sie der laute Markt des Lebens bieten kann, das einzig wahrhaft befriedigende Lebensverhältniß zu sein, namentlich wenn noch dazu Gesundheit und mäßiges Auskommen gerechnet wird.

Eine der rührendsten Darstellungen ehelicher Verhältnisse, welche mit schlagender Wahrheit die Licht- und Schattenseite derselben beschreibt, hat **A. v. Kotzebue** geliefert, in welcher Alles enthalten ist, was sich hierüber anführen läßt:

„Wenn zwei liebende gleichgestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein paar Menschen Hand in Hand. Wo sie auf ihrem Wege Dornen gestreut finden, da räumen sie fleißig und fröhlich hinweg, wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächern hindurch, wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand, Geduld und Liebe sind ihre Gefährten! Was dem Einzelnen unmöglich sein würde, ist den Vereinigten ein Scherz, und wenn sie dann oben stehen am Ziele

trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiß von der Stirne. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bei ihnen ein, nie beherbergt der Eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des Andern ist. Ein Lächeln auf beider Wangen, oder Thränen in beider Augen! Aber ihre Freude ist lebhafter, als die Freude des Einzelnen, ihr Kummer ist milder, als der des Einzelnen, denn Mittheilung erhöht die Freude und mildert den Schmerz! So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüberzog, denn das Gewitter erquickte die Natur und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne! So stehen sie Arm in Arm am Abend ihrer Tage unter den Blumen, die sie selbst pflanzten und erzogen, wartend der einbrechenden Nacht. Dann, ja dann freilich legt Einer zuerst sich schlafen, der Andere geht herum und weint, daß er noch nicht schlafen kann, und das ist die einzige unangenehme Seite des Ehestandes."

„Wenn Konvenienz, äußere Verhältnisse, Leichtsinn oder Unerfahrenheit das Band der Ehe knüpften, o dann hat der Ehestand keine angenehme Seite. Wo der freie Mann, das freie Mädchen munter und leicht einherschreiten, schleppt der Züchtling seine Ketten hinter sich her. Ueberdruß lagert sich auf beider Stirne. Bilder verscherzter Glückseligkeit, von der Einbildungskraft um so lebhafter ausgemalt, je unmöglicher es wird, sie zu erreichen! Herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne diese Ehe nie realisirt worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht durch unerträgliche Fesseln angeschmiedet! So leiden wir, wo wir sonst geduldet haben würden, so gewöhnen wir uns den überlästigen Gefährten unseres Lebens als die Grundursache alles Uebels zu betrachten, welches uns begegnet, so mischt sich Bitterkeit in unser Gespräch und Kälte in unsere Liebkosung, so sind wir gegen Niemand empfindlicher, werden von Niemand leichter beleidigt, als von dem Gatten, und was an einem Fremden uns Freude

machen würde, läßt an ihm uns gleichgültig. So schleichen sie mit abgewandten Gesichtern und niederhängenden Köpfen mit einander durchs Leben, bis endlich Einer von beiden sich schlafen legt, dann hebt der andere den Kopf freudig empor, und athmet mit großen Zügen: Freiheit, Freiheit! und das ist dann die einzige angenehme Seite des Ehestandes!"

Merkwürdig sind übrigens die Einwirkungen, welche die Ehe, wie kein anderes Lebensverhältniß, in dem Wesen des Menschen hervorbringt. Wenn diese auch weniger bei dem Manne statt haben, der hiedurch mehr seine äußern Beziehungen, seine socialen Gewohnheiten ändert, und meist ein mehr oder weniger bewegtes regelloses Leben mit einem ruhigeren, mehr geordneten und stabilen Lebensverhältnisse vertauscht, um so mehr treten die Veränderungen aber bei dem Weibe hervor, welches durch die Ehe in eine ganz neue Lebensperiode tritt, neue Pflichten und Rechte übernimmt, und in der Erfüllung jener erst ihren eigentlichen Beruf und den Zweck ihres Daseins erkennt.

Mit gewohnter Meisterschaft schildert **Goethe** in wenigen Zeilen diese Veränderung:

Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschlossene Bahn,
Dorthin ist sie gebannt; sie kann sich nicht
Aus eig'ner Kraft besondre Wege wählen.
Aus niederm Stande führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder,
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergang'ner Tage,
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen,
Was sie verlor, wer gibt es ihr zurück?

Am entschiedensten zeigen sich diese Veränderungen in jenem in der Regel bald nachfolgenden Zustande des Weibes. Mit dem ersten Muttergefühle geht eine neue Welt in ihrem Innern auf, nie gekannte Gefühle durchstürmen sie, das ge-

heimnißvolle Werden in ihrem Schooße erfüllt ihre Phantasie bald mit freudigen, bald mit ängstlichen Bildern, und kein Mann ist im Stande, sich nur annähernd in das Gefühlsleben der eben erst gewordenen Mutter hineinzudenken, wenn sie zum ersten Male den kleinen Liebling an die Brust legt! Verehrungswürdiges, rührendes Bild der schaffenden Mutter Natur! —

Später erstarken diese Gefühle mehr und mehr mit dem zunehmenden Bewußtsein des Werthes und der Wichtigkeit des weiblichen Berufes; eine größere Energie des Wesens, ein sichereres Auftreten zeigt sich in den späteren Jahren einer Frau, das sich namentlich im Verkehre mit jungen Mädchen, welche noch Befangenheit und Unklarheit ihrer Gefühle gefangen hält, kund gibt; auch trägt nicht minder die Beschäftigung, welche ihr als Herrin des Hauses obliegt, zu jenem Selbstgefühle bei, das dem weiblichen Character jene Würde verleiht, von welchem **Rousseau** so schön als treffend sagt:

„Die Würde eines Weibes besteht darin, daß sie kein Aufsehen macht, ihren Ruhm in der Achtung ihres Mannes sucht, sowie das Wohl ihrer Familie die Quelle ihrer Vergnügungen enthält. Gibt's auf Erden ein rührenderes achtungswertheres Schauspiel, als der Anblick einer Hausmutter, wie sie, umgeben von ihren Kindern, die Arbeiten ihrer Hausgenossen theilt, ihrem Manne ein frohes Leben verschafft, und mit Weisheit ihr Haus in Ordnung hält. Siehe da die volle Würde eines Weibes! —

Was man auch für oder wider den Ehestand anführen will, immer wird da, wo die Vernunft in Uebereinstimmung mit den Rechten, welche das Herz geltend macht, die Wahl lenkt, Lebenserfahrung und Menschenkenntniß den praktischen Blick schärfen, der Entschluß zu einer solchen Verbindung ein befriedigendes Resultat gewähren, und nur ganz unzugängliche rauhe Naturen werden der Wahrheit des

Satzes widersprechen wollen, der in erster Reihe in einer so engen Verbindung mit einem guten gleichgesinnten Wesen, wie sie nur zwischen Mann und Weib möglich ist, seine volle Bestätigung findet:

Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freude ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

75.

Familienleben und Häuslichkeit.

„Des Gottesfriedens Heimath ist das Haus!
Dräseke.

Das freundlichste Verhältniß, in welchem ein denkender, aber auch gemüthvoller Mensch leben kann, ist bereits in dem vorhergehenden Artikel über die Ehe geschildert worden.

Das Glück, das in der That aus dem Besitze eines edlen Weibes, eines hoffnungsvollen Kindes, aus dem sorgenfreien Genuße der Freuden eines häuslichen Herdes erwächst, in Verbindung mit einer Beschäftigung, welche noch Zeit genug übrig läßt, um für fortwährende Geistesbildung thätig sein zu können, ist wahr und dauernd, und in jeder Lebensperiode befriedigend.

„Das stille häusliche Glück, sagt Jean Paul, ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeiten überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund!

Was sind alle diese eingebildeten, so sehnlich gewünschten Vergnügungen, Freuden und Eroberungen des Glückes in der großen Welt, wo Egoismus, Falschheit, Neid, Rangunterschied, Lüge, Verläumdung und alle die tausenden von Leidenschaften, womit sich die Menschen einander das Leben verbittern,

um den Preis der Selbsterhaltung streiten, gegen das schöne, freundliche, rührende Bild eines edlen Familienkreises, des Vaters in Mitte seiner Kinder, mit einem Arme das treue liebende Weib, mit dem andern den kecken Knaben, das schmeichelnde Mädchen umschlungen? Hier athmet die Brust auf, frei von allen fesselnden Banden der Rücksicht und Konvenienz, die uns draußen jede freie Bewegung hemmen und uns nicht selten belehren, zu welchen unglaublichen Grad von Geduld es der Mensch durch tägliche Uebung bringen kann; hier fühlt man die Wahrheit des Wortes, das ein Namensvetter unseres schätzenswerthen **Engel** so treffend ausspricht:

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sklav und Hüter sein,
Wollust von verbot'nen Früchten naschen,
Ach ihr Glück ist nur ein leerer Schein.
Nur ein Glück, nur eines giebt's hiernieden,
Fast für diese Welt zu gut, zu groß,
Häuslichkeit in deines Glückes Frieden
Ruht allein das große Loos! (M. Engel.)

Wie schön und edel behandelt **Goethe** denselben Stoff in den Worten:

Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehen,
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo die Gattin sicher waltet
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten du da draußen suchen magst.
Unruhige Mißgunst, grimmige Verläumdung,
Verhöhnendes, partei'sches Bestreben,
Nicht wirken sie auf diesen heiligen Kreis!

Das genußreiche, herzerhebende Glück eines Familienlebens, dessen Fundament jederzeit Bildung und gegenseitige

auf Achtung gegründete Liebe sein wird, ist übrigens in seinem ganzen Werthe nur dem reinen unverdorbenen Herzen, nur dem feineren Gefühle, das die Erfahrungen der großen Welt noch nicht stumpf gemacht, fühlbar. Kältere Naturen werden niemals in das begeisterte Lob des Familienlebens einstimmen, weil sie an die Zufriedenheit nicht glauben, die ihnen durch solch ein einfaches Verhältniß erwachsen soll, und jene viel besser in ungebundener Freiheit und den unregelmäßigen Genüßen des Garçonlebens suchen, indem sie hiebei auf so viele warnende Exempel hindeuten, wo sich der Segen und die Zufriedenheit der so sehr gepriesenen Häuslichkeit nicht gezeigt hat, sondern im Gegentheil, Reue und Ueberdruß das geschlossene Band wieder zu trennen wünscht. Darauf ist nun nichts weiter zu erwiedern, als daß überall wo die unerläßlichen Grundbedingungen zur Anlage und zum Gedeihen eines Unternehmens abgehen, dasselbe unfehlbar eine üble Entwicklung, ein schlimmes Ende haben wird, was eben so gut in der moralischen, wie in der physischen Welt seine Geltung hat, und daß die Grundpfeiler am Baume des häuslichen Heerdes niemals andere seyn werden, als jene, worauf überhaupt der beglückende Ausgang aller menschlichen Handlungen beruht, auf Vernunft und Herzensgüte. Vernunft wird nicht minder, wie das Herz, die für das ganze Leben so unnennbar wichtige Wahl der Lebensgefährtin leiten, Geistesbildung und Herzensgüte hiebei jederzeit den Vorrang vor Geld und Schönheit geben, ohne bei Beurtheilung der Frage über die vorhandenen Existenzmittel sich leichtsinnigen Hoffnungen hinzugeben; Vernunft und Herz wird eine Lebensanschauung vorbereitet haben, welche den Schein des Glückes in den unwahren Verhältnissen der großen Welt, von dem Kern und der Wirklichkeit desselben im Kreise herzlichen und vertrauensvollen Familienlebens wohl zu unterscheiden und zu schätzen weiß, verständige Erwägung und humane Grundsätze werden alle Uebel und Drangsale, die

eine Familie treffen können, leichter ertragen, gegenseitige Schwächen und Fehler mit Duldung behandeln, Vernunft wird die Erziehung der Kinder, Rechtschaffenheit alle Handlungen, Geistesbildung die Beschäftigung leiten; fehlt bei allen diesen jenes kostbare Gut nicht, ohne welches kein wahres Glück zu denken ist, Gesundheit, so wüßte ich nicht, was noch zu einem vollkommenen Glück einer Familie abgehen sollte, oder sich nicht durch eine solche Beschaffenheit der Verhältnisse ersetzen ließe.

Wo aber wird man fragen, finden sich alle diese Eigenschaften vereint, wie viele Menschen giebt es, welche, nebst äußerlichen Glücksumständen, einen solchen vollkommenen Grad von Bildung des Verstandes mit jener des Herzens vereinen, daß sie vollständige Garantien für ein solches Glück bieten könnten: Solche Menschen sind nun allerdings selten, aber bei einem jeden kommt doch wenigstens ein mehr oder minderer Grad dieser Eigenschaften vor, nach welchem sich so ziemlich auf die Beschaffenheit des ehelichen Glückes und Familienlebens schließen läßt, das hieraus nothwendig hervorgehen wird, oder schon hervorgegangen ist. Drängt sich aber die Frage auf, welche Eigenschaften höher anzuschlagen sind, jene des Geistes oder jene des Herzens, so würde ich, muß überhaupt eine Wahl getroffen werden, bei gleichen Erfüllungen der äußerlichen Erfordernisse, immer das Herz mit seinen Eigenschaften vorziehen. „Hast du das Herz, hast du den ganzen Menschen,“ und keine Handlung der Vernunft kann jemals in solchem Maaße beglücken, als die hingebende, aufopfernde Liebe eines edlen Herzens.

76.

Einige Gedanken über Erziehung und Unterricht.

„Könnte Verstand man impfen den Sterblichen oder die Klugheit,
Stünde dem Vater der Sohn nimmer an Trefflichkeit nach,
Folgend dem heilsamen Wort des Belehrenden. Aber die Lehre
Wandelt ein schlechtes Gemüth nie in ein treffliches um!" —
Theognis.

Die Erfahrung hat sehr oft die Thatsache bestätigt, daß eine ganz gleiche Erziehung, dieselbe Einwirkung, Anwendung der nämlichen Bildungsmittel bei zwei oder mehreren Kindern von einerlei Eltern dennoch nicht gleiche Resultate lieferten, daß, abgesehen von den verschiedenen Geistesfähigkeiten, welche die Kinder zum Lernen mehr oder minder geschickt machte, sich auch eine gewisse Verschiedenheit der Gemüthslage kund gab, welche, wenn sie sich schlimm geartet zeigte, zu ändern, alle Bemühungen, selbst der sorgfältigsten Erziehung erfolglos waren. Der Grund dieser Erscheinung ist ohne Zweifel in den Anlagen, in der natürlichen Entwicklung der Keime zu suchen, welche das Kind bereits mit zur Welt bringt, und die nun in ihrer verschiedenen Beschaffenheit dem Erzieher seine eigentliche Aufgabe stellen, dieselben in ihrer Entwicklung zu beobachten und nach den festgestellten Prinzipien einer guten Erziehung zu behandeln, d. i. die guten Anlagen fördernd zu unterstützen, die schlimmen aber möglichst zurückzuhalten. Aber es ist nicht möglich, dieselben auszurotten, sie gänzlich zu entfernen, oder umgekehrt, fehlende gute Eigenschaften durch irgend ein Mittel in die Seele eines Kindes zu legen, sonst müßte man alle Menschen nach einem Muster zu erziehen, und daraus ganz gleich geartete und gleich beschaffene Menschen herzustellen im Stande seyn. Der Erzieher hat mit dem Gärtner einerlei Arbeit; der Eine wie der Andere hat es mit Pflanzen zu

thun, die er nach den verschiedenen Kennzeichen und Eigenthümlichkeiten benennt und behandelt, beide müssen die schädlichen und überflüßigen Schößlinge zurückschneiden, um damit das Wachsthum der übrigen zu befördern, beide werden bei geeigneter sorgfältiger Pflege, wenn der Same gut war, ein schönes Exemplar, im entgegengesetzten Falle ein leidliches Product, aber immer nur jene Species erhalten, welche sie von Anfangs her an ihren Formen und Eigenschaften erkannt und benannt haben, aber kein Erzieher und kein Gärtner kann in seinen Pfleglingen andere Keime zur Entwicklung bringen, als die Natur in selbe gelegt hat, und keine anderen Früchte erwarten, als solche, welche nothwendig erscheinen mußten, wie sehr auch ihr Fleiß und ihre Bemühung in der Pflege und Sorgfalt in der Behandlung auf die Qualität derselben einwirken kann.

„Wir erhalten, sagt **Rousseau**, unsere Erziehung von der Natur, von dem Menschen und von den Dingen; die innere Entwicklung unserer Vermögen und Werkzeuge ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, den man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, ist die Erziehung der Menschen, und der Erwerb unserer eigenen Erfahrung von und an den Gegenständen, die auf uns einwirken, ist die Erziehung der Dinge. Jeder von uns wird also durch drei Meister gebildet, ihre mehr oder minder zusammentreffende Unterweisung effektuirt eine gute oder schlimme Erziehung."

Ueber die Art und Weise nun, durch welche Mittel die Entwicklung jener inneren Keime und Anlagen zu dem gewünschten Ziele ihrer Vollkommenheit und Ausbildung gebracht werden sollen, existiren eine solche Menge zum Theil vortrefflicher Vorschläge, Anleitungen und Systeme, daß es kaum mehr möglich ist, irgend etwas Neues oder Zweckmäßigeres in diesem Fache vorzubringen,*) und es muß sich, da eine

*) Es wäre nur zu wünschen, daß solche durchaus gesunde, vernünftige, auf sorgfältige Beobachtung der Natur des Menschen gegründete Ansichten und

spezielle Abhandlung über die Erziehung nicht in Absicht dieser Blätter liegt, auf nur kurze allgemeine Andeutungen beschränkt werden, wie sie z. B. ein verehrter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts in folgenden Zeilen gab.

„Erzieht den Menschen für sich selbst, nicht für Andere, für den Staat oder den eigennützigen Zwecken der Familie; leitet ihn zur Weisheit, nicht allein zur Klugheit, steckt euren Bemühungen ein höheres, edleres Ziel, als nur aus dem Zöglinge ein brauchbares Glied der Gesellschaft zu bilden, veredelt den Menschen in ihm, erzieht ihn zur Erkenntniß seiner Würde als Mensch, und er wird, gepaart mit nützlichen Kenntnissen, nicht allein ein brauchbares, auch ein edles, würdiges Glied der feineren, der besseren Gesellschaft werden.“

Gleiche Ansicht hat auch **Rousseau**, der als eine Hauptregel bei der Erziehung bezeichnet:

„den Kindern Zeit zu lassen, sich selbst zu bilden, die Triebe zu schärfen und zu reizen, ein vortrefflicher Mensch zu werden, und ihnen die eigene Arbeit dabei so viel als möglich zu erleichtern. Alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben. Alles was in die junge Seele eingetrichtert wird, was sie nicht ans eigener Lust und Liebe behält, haftet nicht und ist vergebliche Schulmeisterei. Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck zu seinem Nutzen oder Vergnügen absieht, verfliegt wie Spreu im Winde. Viel Natur, wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stande hervorgebracht. Ein Kind muß erst den Boden kennen lernen, worauf es geboren ist, Gewächse, Thiere und

---

Vorschläge, wie sie zu z. B. in den Schriften eines Niemayer, Ehrenberg, Schwarz, Salzmann, Pestalozzi, Raumer (Geschichte der Pädagogik), oder einer Karol. Rudolphi u. a. m. enthalten sind, auch zur praktischen Ausführung und besonders da gelangen möchten, wo der eingewurzelte Hang zum Althergebrachten, dem Umschwunge der Zeit, Veränderung der Verhältnisse und ihren gebieterischen veränderten Anforderungen eine freiwillige Concession zu machen noch immer abgeneigt ist.

Menschen, ehe es etwas Ausländisches fassen kann, sonst kommt ein Papagei heraus: überhaupt muß die Erziehung mehr in Uebung als in Vorschrift bestehen."

Die Praxis des gewöhnlichen Schulunterrichtes weicht indessen von diesen Ansichten bedeutend ab, und nicht selten wird aus dem Munde des erwachsenen Mannes das nun auf eigene Erfahrung gegründete Urtheil über die fehlerhafte Einrichtung der Schule gehört, in welche er gegangen, über die unzweckmäßige Anwendung oder Eintheilung des Lehrstoffes, mit dem er geplagt worden. Wie viel kostbare Zeit wurde auf Erlernung von Dingen verschwendet, die ihm für sein künftiges Leben nicht den geringsten Nutzen gewährten, und auf welche sehr oft lästige und unangenehme Weise wurden selbst interessante und für zukünftige Bildung unentbehrliche Lehrstoffe behandelt, und durch geist- oder herzlosen Vortrag für den Lernenden ungenießbar gemacht, dem in jugendlicher Ungeduld über die ewigen philologischen Spitzfindigkeiten Sinn und Lust für die Schönheiten eines Klassikers verging, und der endlich Buch und Professor verwünschte, von welchen letzteren er in späteren Jahren die Erfahrung machen konnte, daß Jemand z. B. alle griechischen Klassiker auswendig wissen kann, ohne deßhalb auch nur einen Funken griechischen Geist zu besitzen!

Deßhalb bestund von jeher ein großer Unterschied zwischen Selbst-Wissen und Andere lehren, zwischen dem unerquicklichen Schwulst mechanischer Gelehrsamkeit und dem freien Aufschwung des Geistes in Wissenschaft und Leben.

Es ist für einen Vater, der seine Kinder liebt, und seine Pflicht kennt, für ihre sorgfältige Erziehung nach seinen besten Kräften thätig zu seyn, ein wohlthuendes, befriedigendes Gefühl, den geistigen und körperlichen Wachsthum derselben zu beobachten, und den zum Jüngling herangereiften Knaben oder das allmählig zur blühenden Jungfrau gewordene Mädchen gleichsam als das Werk der eigenen Pflege und Sorge

betrachten zu können, oder sich wenigstens keiner Versäumniß in der Unterstützung ihrer Anlagen und Fähigkeiten bewußt zu sein.

Diese Freude an erwachsenen Kindern muß gleichwohl für den Verlust Ersatz geben, der eben in dem allmähligen Heranwachsen und Emporblühen aus der Kindheit für das fühlende Herz der Eltern entsteht, ein Umstand, den **Leopold Schefer***) in seiner Beobachtung der Beziehungen, in welchen Eltern und Kinder in den verschiedenen Lebensperioden zu einander stehen, zu einem schönen Gedichte veranlaßt hat, in welchem feiner fühlende Naturen tiefe Wahrheit finden werden:

Geh fleißig um mit deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre!
Denn nur die kurze Zeit der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger; mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald, was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei; was du nicht hast,
Erfahren sie von einer andern Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor, so geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigem zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm trauernd nach, bis er verschwindet
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n Eine,
Er lebt, sie leben, Andere leben auf
Aus ihm, du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen, aber mehr kein Kind.

---

*) Gottl. Leopold Immanuel Schefer, Dr. der Philosophie und General-Inspector zu Muskau, vorzüglicher Lyriker und Novellist der Gegenwart, bekannt durch den trefflichen Inhalt seines „Laienbreviers" u. s. w.

Die Tochter bringt, vermählt, dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in das Haus,
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind!
Geh fleißig um mit deinen Kindern, habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laß dich lieben! Einzig schöne Jahre!

77.

Gesellschaften.

„Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht,"

ist ein alter Satz, in welchem jener Geselligkeitstrieb bezeichnet ist, der in der Natur des Menschen liegt, in Verbindung mit seines Gleichen zu leben, in gegenseitigem Austausche der Gedanken und Meinungen Befriedigung für das Bedürfniß seines Vergnügens, in gegenseitiger Hülfeleistung die Möglichkeit der eigenen Existenz zu finden. Abstrahirt nun von jenen politischen, bürgerlichen oder religiösen Gesellschaften, deren Thätigkeit einen höheren bestimmten Zweck haben, sei hier nur von jenen socialen Vereinen die Rede, deren Zweck gegenseitige Unterhaltung in periodischen Zusammenkünften ist. Es müßte schon ein sehr hypochonderischer Grisgram seyn, wer an einem geselligen Vereine froher Menschen keinen Geschmack fände, der ihm Gelegenheit bietet, in gemüthlicher Unterhaltung am Abende eines oft in unerquicklichen Geschäften zugebrachten Tages im Kreise guter Freunde und Bekannte Erholung und Vergnügen zu finden.

Und das ist nicht selten mit den geringsten Mitteln zu erreichen, wenn Menschen dazu vorhanden sind, welche nicht ihre Vorurtheile, Rangverhältnisse, Ansprüche und Selbstsucht mit in die Gesellschaft bringen, sondern die humanen Tugenden der Schonung und Duldung üben, und dem Ganzen zu Liebe

etwa auch nicht ein kleines Opfer ihrer persönlichen Interessen scheuen, um einige frohe Stunden mit frohen Menschen ungestört genießen zu können. Ob nun ein solcher Genuß leichter im Bereiche der Häuslichkeit, oder mehr in der Außenwelt, ob er überhaupt sehr häufig zu finden ist, darüber müssen Zeit und Umstände, Nationalcharakter und Landessitte Antwort geben, daß aber, wo, (wie z. B. bei uns Deutschen) Sinn für gesellschaftliches Vergnügen, Freundlichkeit und Zugänglichkeit für Fremde, wenn auch nicht an allen Orten im gleichen Maaße, vorhanden ist, die Geselligkeit mehr in den sogenannten niedereren Regionen, d. i. in den Kreisen des gewöhnlichen Lebens, und nicht, wie mancher meint, nur in den vornehmen Zirkeln der großen Welt anzutreffen ist, dafür spricht die tägliche Erfahrung.

Genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande einer Bewunderung, eines Wunsches, einer Sehnsucht, hat nicht selten schon den anfänglichen Enthusiasmus für eine Sache bedeutend abgekühlt, und so mag es auch denen gehen, die unzufrieden mit dem, was sie besitzen und genießen, immer nach den Genüßen der feineren Welt schielen, und bei einem wirklichen Tausche sehr wahrscheinlich nicht gewinnen würden. Wirkliche Geselligkeit, ungezwungene Unterhaltung, findet man nur bei frohen heitern, einfachen Menschen, welche, gebildet, ohne den Schliff überfeinerter Manieren zu kennen, sich natürlich geben, wie sie sind, nicht mehr scheinen wollen, als sie sind, den Augenblick froh mit andern Frohen genießen, wo ein gebildetes Gespräch, ein harmloser Scherz, ein Spiel, ein fröhlicher Gesang 2c. die Zeit angenehm ausfüllt, wo schon allein das behagliche Gefühl, befreit von dem Zwange gewöhnlicher überlästiger Konvenienz, sich unter lauter guten Freunden oder sonst einander freundlich und wohlwollend gesinnten Menschen zu befinden, Befriedigung und Vergnügen gewährt, besonders wenn man dafür bereits Be-

weise hat, daß sich diese Gefühle des Wohlwollens auch bei anderen Gelegenheiten bereits wirklich bethätigt haben.

Bei der Verschiedenartigkeit menschlicher Charaktere, Gesinnungen und Urtheile ist es unbillig, zu verlangen, daß diese Harmonie sich auf alle Fälle und Vorkommnisse erstrecken müsse. Es werden überall, wo Menschen beisammen sind, öfter Differenzen in ihren Meinungen und Ansichten entstehen, die, wenn sie nur immer innerhalb der Schranken einer anständigen Erörterung bleiben, sogar zur größeren Lebhaftigkeit der Unterhaltung beitragen können, nur ist es gut, dabei **Goethe's** wohlgemeintes Wort vor Augen haben, daß man

„die Menschen nur mit dem Krämergewichte und keineswegs mit der Goldwage wiegen müsse, wie es leider sogar oft Freunde untereinander aus hypochonderischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen."

In anderer Richtung ist es eben so unbillig, immer von Anderen zu verlangen, von ihnen unterhalten zu werden, ohne selbst etwas zur Unterhaltung Anderer beisteuern zu wollen, in welcher letzterer Beziehung ein feiner Mann immer durchblicken läßt, daß er die Regel kennt:

„Der Geist der Unterhaltung besteht nicht so sehr darin, viel zu zeigen, als vielmehr darin, die Andern viel finden zu lassen. Wer mit sich und seinem Geiste zufrieden aus unserer Gesellschaft geht, der ist es ganz mit uns!"

Humanität und Bildung werden daher stets die Grundgesetze ungestörten sozialen Lebens bleiben, wie sehr man das auch häufig zu vergessen scheint.

Rangstolz und Egoismus hingegen sind die Hauptfeinde alles geselligen Lebens, und die Ursache so häufig vorkommender Klagen von Ungeselligkeit und Kastengeist, und stets ein Zeichen zurückgebliebener Bildung neben Mangel an Humanität.

Der leidige Egoismus in seinen hunderten von Masken und Vermummungen ist und bleibt der Wurm, der sicher jede Blüthe geselligen Vergnügens schon in ihrem Keime zerstört.

78.

Freunde und Freundschaft.

„Freundschaft wächst wie Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt."
Lafontaine.

„Unter allen Banden, welche Menschen miteinander verknüpfen, ist keines edler, keines fester, als das, welches zwei verständige, rechtschaffene, in ihrer Denkungsart ähnliche Menschen durch vertrauten Umgang zusammenhält; der vornehmste Grund dieser Verbindung ist die Tugend oder die moralische Güte. Diese ist es, welche in dem Betragen eines Menschen sich zeigen, das Herz Anderer für ihn geneigt macht, und sie zur Freundschaft gegen ihn vorbereitet. Gesellen sind hiezu noch Aehnlichkeit des Temperaments, der Denkungsart und Neigung, verbindet sie einerlei Endzweck und Lieblingsbeschäftigung, so muß jeder an dem Umgange eines Anderen, als in dem Umgange eines zweiten Selbst, Vergnügen finden und daraus jene Vereinigung zweier Personen entstehen, welche schon Pythagoras in der Freundschaft verlangt."

Das ist nach der Ansicht Cicero's das Wesen wahrer Freundschaft; wie oft aber wird dieselbe in ihrer Aechtheit bewahrt, wer in aller Welt hat nicht überall „Freunde" und „Freundschaften" und nicht schon die Erfahrung gemacht, wie unrichtig diese Bezeichnung war, wenn es galt, einen solchen Freund zu erproben?

Freunde in der Noth,
Gehen tausend auf ein Loth,

sagt ein altes bekanntes Volks-Sprüchwort, das nicht minder volle Wahrheit enthält, als der Sinnspruch des griechischen Dichters **Theognis**:

Nimmer erkennst du den Mann, der dir wohl will, nimmer den Feind auch,
Wenn nicht ein ernstes Geschäft beiden dich nahe gebracht.

Wohl ist es ein schönes erhebendes Gefühl, einen Freund im wahren Sinne des Wortes zu besitzen, und mit Hingebung und Vertrauen alle Empfindungen, die geheimsten Regungen des Herzens, einer treuen Seele ohne Rückhalt mittheilen zu können.

Freundschaft ist ein Bedürfniß für edle Seelen, das mit den zunehmenden Jahren wächst, je mehr und mehr die Illusionen des Herzens verschwinden und der nüchternen Erfahrung über den kalten Egoismus und das kleinliche Getriebe der Menschen Platz machen.

Trefflich schildert **Niemayer***) den Zug des Herzens zu einem gleichgesinnten Freunde:

„Von jeher haben bessere Menschen verwandte Seelen aufgesucht, denen sie sich ganz mittheilen, in denen sie erst recht das Leben genießen, jede Freude doppelt fühlen konnten und wenn sie sie fanden, Königreiche verachten konnten, weil all' ihre Wünsche erfüllt waren. Oft war es eine Reihe von Erfahrungen, wie sehr sie für einander geschaffen wären, die sich immer mehr einigten, bis endlich das Band der Freundschaft unauflöslich ward! Zuweilen war es der Augenblick, wo sie zuerst sich sahen, das erste Lächeln, der erste Händedruck und sie waren eins, ewig

*) Aug. Herman Niemayer, Konsistorialrath zu Magdeburg, † 1828, berühmt als Theolog und geistl. Liederdichter und besonders hochverdient wegen seinen pädagogischen Schriften.

eins,*) verstanden sich, als ob sie sich ewig gekannt hätten, wären gerne, wenn's möglich gewesen, Arm in Arm geschlungen aus dem Leben, das ohne gegenseitigen Genuß, Einöde, Tod für sie war, weggegangen. — Ach sie ist Wenigen geworden diese Glückseligkeit!" —

Welch ein Labsal ist es für das Herz, wenn uns aus der Menge fremder kalter Gesichter, oder den erzwungenen Mienen konventioneller Höflichkeit und herkömmlicher Freundschaftsversicherung plötzlich das liebe, treue, wohlbekannte, redliche Antlitz eines wahren erprobten Freundes auftaucht, wie fliegt ihm unsere ganze Seele zu, wie glücklich fühlen wir uns in dem Bewußtsein eines solchen Besitzes, welchen Trost gewährt er unsern verwundeten Herzen, wenn wir leiden, wie verdoppeln sich in seinem Umgange Freude und Genuß, wenn wir glücklich sind! —

Hast du was Wenige haben im großen Sinne des Wortes.
Hast du, Beglückter den Freund gefunden, in welchem dein Wesen
Spiegelnd sich täglich reinigt, von allen Makeln und Flecken,
Welcher in dir nur athmet, dem theuer du bist, wie sein Leben,
Stütze getrost dich auf ihn, er ist ein trefflicher Anker.
Weinberg und Triften und mancherlei Güter und Beifall und Ehre,
Trösten dich nicht in Stunden des Trübsinns und Tagen des Jammers,
Wie der selten Gefund'ne, der Auserwählte dich tröstet.

Caroline Rudolphi.

Und hoch in Ehren soll man ein solches köstliches Kleinod halten, ihm den beßten Platz im Herzen räumen und anders ihn behandeln als alle anderen Menschen: Vor allen ist unbedingtes Vertrauen zwischen wahren Freunden, die sich einmal eines solchen gegenseitig werth geachtet, unerläßliche Bedingniß; es liegt, wie **Rousseau** sehr richtig bemerkt:

„der ganze Reiz des Umgangs in der Offenheit des Herzens, wo jede Empfindung und jeder Gedanke gemeinschaftlich ist, wo

*) Seelen, die für einander geschaffen sind, streben einander entgegen, wie und wo sie sich treffen. Thümmel.

jeder sich so fühlt, wie er seyn soll und jeder sich zeigt, wie er ist. Man habe nur einen Augenblick eine geheime Intrigue, eine Verbindung, die man verbergen will, oder irgend eine Ursache der Zurückhaltung und des Verheimlichens, gleich ist alle Freude des Umganges weg, Einer fühlt sich von dem Andern gedrückt, man sucht sich los zu machen, auszubeugen, Behutsamkeit und kalte Höflichkeit führen schnell zu Mißtrauen und Entfernung."

Aber auch in der Offenherzigkeit der Mittheilung seiner Gefühle, in Besprechung so mancher Vorkommnisse, die im ersten Eindrucke eine gewisse Trübung unserer Stimmung veranlaßt haben, darf man nie außer Acht lassen, daß man mit dem Freunde seiner Seele spricht, und daß man gerade Unangenehmes mit der äußersten Schonung und Zartheit behandeln müsse, wie Goethe rügend bemerkt:

Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen,
Allein bei Freunden läßt man frei sich geh'n,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am meisten lieben!

Aber selbst wenn man glaubt, Ursache zur Gereiztheit zu haben, ist sich, dem lieben bewährten Freunde gegenüber eben so sorgfältig vor derselben zu hüten, als vor Zweifel und Argwohn, wenn etwa Zuflüsterungen des Neides oder des Unverstandes das schöne edle Verhältniß zweier Freunde zu stören versuchen.

Niemals gieb um nichtigen Wahn den geachteten Freund auf,
Schlimmer Verläumdung sofort willig erschließend dein Ohr,
Zürnt um Verirrungen Jeder sogleich jedwedem der Freunde,
Nimmer verstünde man sich herzlich und liebend annoch
Untereinander. (Theognis.)

Es ist überhaupt sowohl in Verhältnissen der Liebe als der Freundschaft eine eigenthümliche Sache um den Zutritt einer dritten Person, die weit öfter eine Veränderung des bestehenden Zustandes als eine Befestigung desselben bewirkt. Nur ein wahres, auf gegenseitige Achtung, herzliche Liebe, auf erprobte Treue und vollständige Befriedigung aller Ansprüche des Herzens und Anforderungen geistiger Bildung, lange bestehendes, festgewurzeltes Verhältniß bleibt dabei unerschütterlich. **Goethe** nennt die Dazwischenkunft eines Dritten

„das Bedeutendste in jedem Zustande. Ich habe Freunde gesehen, Geschwisterte, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage gänzlich umgekehrt wurde."

Am elendesten aber, und das edelste Gefühl des Menschen entweihend, ist der Versuch, irgend eines Vortheils wegen einen Freundschaftsbund schließen zu wollen. Schon **Ovid** beklagt die

„gewöhnliche Erscheinung, daß man die Freundschaft nur nach dem Eigennutze messe, und mit dem Glück die Treue stehe oder falle."

Nichts widerstrebt aber dem Wesen ächter Freundschaft mehr als Eigennutz, niemals kann Vortheil und Berechnung mehr als den Schein der Freundschaft stiften, der aber auch nur so lange dauern wird, als der damit verbundene Vortheil, denn was eine edle Seele beglückt, ist nur die Liebe eines rechtschaffenen Freundes, die **Gellert** so schön

„den untrüglichsten Lobspruch für unser Herz, seine Hochachtung gleichsam das Siegel unserer Rechtschaffenheit nennt,"

nicht der Nutzen, der nur in einer veredelten Wirkung, in dem Beitrage zu unserer Vervollkommnung bestehen kann, der uns aus solchem Umgange erwächst. Solche „Freunde" sind aber zum Glück leicht kennbar und der griechische Redner **Isokrates** hat unter anderen Aussprüchen dieses Betreffes

uns einen Rath hinterlassen, Gesinnungen der Freundschaft zu erproben, der zu allen Zeiten sich bestätigen dürfte:

„Willst du dich von der treuen Gesinnung deiner Freunde ohne eigene Gefahr überzeugen, so bewirkst du dieß auf keine bessere Art, als wenn du dich dürftig stellst, oder als wenn du dich mit ihnen über gleichgültige Dinge als über wichtige Geheimnisse beredest. Wirst du getäuscht, so bist du vor Schaden gesichert, wo nicht, so hast du ihr Herz und ihren Charakter kennen gelernt. Ueberhaupt wirst du Freunde nie besser kennen lernen, als beim Verlust deines Vermögens oder bei gemeinschaftlichen Gefahren,*) denn wie das Gold durch's Feuer, werden Freunde durch Unglücksfälle geprüft."

Es mag sich in dieser Hinsicht der Charakter der Menschen seit mehreren Jahrtausenden schwerlich geändert haben, wie denn schon die Dichter des alten Griechenlands solche Klagen über Falschheit und Eigennutz führen, wie der bereits erwähnte **Theognis**:

Ja sieht einer der Freunde, daß irgend mich Leiden bedränget,
Kehrt er das Haupt seitwärts, mich zu erblicken besorgt.
Aber ist Heil mir geschehen, wie dem Sterblichen selten begegnet,
Dann wird Gruß mir und Kuß reichlicher Liebe gezollt!

und ein Anderer, dessen unmuthsvoller Ausruf über seine Täuschung an dem Freunde, **Herder** vortrefflich übersetzte:

Daß ich mich dir vertraute, daß ich zum Freunde dich wählte,
Glaub' es, schmerzet mich mehr, als die Geheimnisse selbst,
Die du der Welt jetzt plauderst; du sprichst ein tiefer Geheimniß,
Meinen Unverstand aus, daß ich zum Freund dich gewählt! —

Darum sei nie zu voreilig in dem Abschlusse von Freundschaftsbündnissen, lasse dich nie vom ersten Eindrucke und einem vollen Herzen hinreißen, „hoffe in Niemand einen

*) Auch beim Sollizitiren um ein Amt, wenn dein Freund eben so arm ist, wie du.

Freund zu finden, als wer einen in dir gefunden hat," bleibe aber standhaft bei einmal geschlossenen und bewährt gefundenen Freunden, denn „der öftere Wechsel mit selben ist nicht minder bedenklich, als ihr gänzlicher Mangel. „Wem seine Geistesausbildung, sein Fortschritt in der Erkenntniß am Herzen liegt, mag auch die Lebensregel **Rückert's** nicht vergessen:

Gesell dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine besseren Kräfte ringen;
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht vorwärts bringen!

obwohl **Knigge** in richtiger Erwägung der menschlichen Natur, vor einem zu großen Uebergewichte von einer Seite warnt, indem alles, was die Gleichheit aufhebt, auch die Freundschaft stört.

Wie belehrend aber, wie geistbildend ist der vertraute Umgang mit einem verständigen Freunde.

Sehr wahr sagt **Calderon**:

Weise Freunde bleiben
Stets das beste Buch des Lebens,
Weil sie durch Belehrung würzen
Ihres Umgangs Lieblichkeit.

Klarer und heller treten die Gedanken zu Tag, läutern sich Begriffe und Urtheile, in der ungescheuten Mittheilung und Besprechung mit einem Freunde, in dessen treuer Brust das Wort begraben bleibt, das, bei andern vielleicht weiter getragen, uns Verkennung und Nachtheil gebracht hätte! Mit Recht vergleicht auch **Young** Weisheit und Vergnügen, das Menschen aus der Freundschaft ziehen, mit der Nahrung der Bienen aus duftenden Blumen.

„Hat man keinen Freund, dem sich der Geist mittheilen kann, so wird der gesunde Menschenverstand zu einem faulen Sumpfe. Versperrten Gedanken muß man Luft machen, oder sie verderben wie ein Waarenballen, der nie gesonnt wird."

Mittheilung ist auch ein Bedürfniß edlerer Naturen, dessen Mangel sich in dem Gefühle jener gewissen Leerheit

kund giebt, die namentlich in der Fremde, auf Reisen, entfernt von der bisherigen Gewohnheit, die Sehnsucht nach Mittheilung, nach Austausch der Meinungen erweckt; man will Jemand haben, der das Vergnügen mitgenießen soll, und dadurch das eigene erhöht oder Unangenehmes durch seine Theilnahme minder fühlbar macht. Allein mit seinen Gedanken und Empfindungen seyn zu müssen, trübt jeden Genuß, besonders wenn man den gewohnten Freund dabei entbehrt, dem man sich nun bei jeder Gelegenheit gegenwärtig wünscht. Die Anwesenheit eines solchen ist aber auch vollständig befriedigend, überall, unter allen Verhältnissen; man verlangt sich ein Weiteres nicht, wie **Thümmel** bemerkt:

„Mit dem Bewußtsein, einen redlichen Freund an der Seite zu haben, fühlt man sich in der Fremde so einheimisch, als man sich ohne diesen Umstand in der Heimath fremd fühlen kann.“ —

Aber gerade solche Gelegenheiten zeigen uns stärker als sonst die Macht der Gewohnheit und die Rechte des Herzens und bestätigen dadurch nur eine sonderbare Einrichtung der menschlichen Natur, die nicht so sehr in ungestörter Fortsetzung einer Freude, sondern vielmehr in der Wiederkehr zur selben nach längerer Entbehrung, ihren höchsten Genuß gewährt. Welch' ein Vergnügen, nach längerer Trennung einen Herzensfreund wieder zu sehen, ihm unsere Erlebnisse zu erzählen, mit ihm die unterbrochenen freundlichen Gewohnheiten des täglichen Verkehrs fortzusetzen!

Darum haltet hoch das edle kostbare Kleinod wahrer Freundschaft, verehrt es, pflegt es gut in euren Herzen!

Die Freundschaft ist die heiligste der Gaben,
Nichts heiliger's konnt' uns ein Gott verleihen,
Und einen Freund kann jeder haben,
Der selbst versteht, ein Freund zu seyn! (Tiedge.)

Edel und schön ist das Bündniß zweier Menschen, die in dem Vermögen sich gegenseitig Ersatz bieten zu können,

für alles was das Schicksal etwa dem Einzelnen schuldig blieb, einander reichlich befriedigend, zusammen durch's Leben gehen und im beseligenden Gefühle ächter, treuer Freundesliebe einander mit Ueberzeugung sagen können:

„Unsere Freundschaft soll der Nachwelt Vorbild oder Vorwurf seyn!" —

79.

Feindschaft und Haß.

„Sieh' deinen Feind nicht bloß von einer Seite."

Uz.

Diese dem wahren Christenthume so fremdartigen Begriffe, scheinen gleichwohl mit zu den verbreitetsten Leidenschaften der Menschen zu gehören, gegen welche kein Sittengesetz, keine noch so edle, herrliche Lehre jemals besonders wirksam gewesen ist, da Haß und Feindschaft, ebenso wie ihre entgegengesetzten Tugenden Gefühlssache sind, und Niemand die Gefühle eines Anderen bestimmen kann.

Die Ausbildung unserer Geisteskräfte, gewohnte Begriffe und Ansichten, in den meisten Fällen aber der in dem Menschen vorhandene größere oder kleinere Grad von Egoismus, bestimmen unsere Empfindung, und unser Urtheil, sohin auch die Gefühle der Neigung oder Abneigung zu einem Gegenstande, je nachdem das Empfindungsvermögen angenehm oder nicht angenehm berührt worden ist, bestimmen uns in dem Falle zur Abneigung, Feindschaft und Haß, wenn Jemand ganz gegen unsere Ansicht, gegen unsere Begriffe von Ehre, Pflicht, Sitte und Anstand handelt ꝛc., oder unsern Interessen entgegentritt, so daß hieraus für uns Schaden und Nachtheil erwächst.

Von jeher haben sich die Menschen, ihrer oft sehr niedrigen Interessen wegen einander verfolgt und angefeindet, aber es ist ein Privilegium edler, großer Naturen, eine Eroberung auf dem Gebiete philosophischer Erkenntniß, über den Gefühlen der Feindschaft und des Hasses zu stehen, da wo der gewöhnliche Mensch verdammt, nur zu bedauern, da wo er anfeindet, sich nur zurückzuziehen, da wo sein Haß empfangene Beleidigungen, erduldetes Unrecht, zu rächen strebt, ferne von jedem Gedanken an Wiedervergeltung, mit der Ruhe des Weisen, die schlimme Natur des Uebelthäters erwägend, in ihm nur einen Baum zu erblicken, dem es an Pflege fehlte.

Das ist nun allerdings eine Höhe der Gesinnung, für welche die überwiegende, ganz und gar in den Fesseln ihrer Leidenschaften liegende Mehrzahl der Menschen, keinen Sinn besitzt, obwohl jener Theil von ihnen, der sich so viel auf seine Civilisation zu Gute hält, sich zum Christenthume bekennt, dessen Hauptlehre ja Liebe, Duldung und Versöhnung ist, aber gerade kein anderes Gesetz öfter übertritt, als eben die Grundbestimmung ihrer milden göttlichen Lehre: Liebt euch einander! —

Wie unangenehm und störend sind die Gefühle der Feindschaft und des Hasses in unserer Brust, wie krampfhaft schnürt uns diese armselige Erscheinung das Innere zu!

Der Haß ist eine lästige Bürde,
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden.
(Goethe.)

Es käme noch darauf an, ob nicht eine redliche Untersuchung des Grundes so mancher Feindschaft, eine andere Ueberzeugung als die bisher maaßgebende verschaffen müßte, besonders wenn man den Menschen nicht nach engherzigen egoistischen Begriffen, sondern nach den Bedingungen seiner eigenthümlichen Natur und den so oft bestimmenden Einwirk-

ungen unabweislicher Verhältnisse beurtheilt und die Hauptlehre der Religion, zu welcher man sich doch bekennt, auf den fraglichen Fall anwenden wollte.

Wenn die Menschen bedenken würden, wie kurz das Leben ist, wie sie zuletzt ein gemeinsames Schicksal ereilt, wenn sie das versöhnende Wort Schiller's beherzigen wollten:

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleicht indeß dir sich die Locke wie mir!

oder die Bemerkung Börne's:

„Jede Stunde dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit der Liebe entzogen!" —

dann würden Milde und Versöhnung öfter und schneller jene armseligen Feindseligkeiten beenden, denen, wie gesagt, meistens eine wahrhaft wichtige Ursache nicht zu Grunde liegt.

Es giebt hingegen wieder allerdings Fälle, wo schlimme Eigenschaften sich in solchen, Andere auf irgend eine Weise verletzenden Handlungen kund geben, daß hieraus bei dem Seelenzustande der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Menschen Feindschaft und Haß entstehen muß, und diese dann in gegenseitiger Verfolgung und Beschädigung bethätigt werden. Der Weise und der ächte Christ wird sich wohl nicht in allen Fällen einer gewissen Abneigung gegen Dinge enthalten können, die so ganz und gar seiner inneren Wesenheit entgegen sind, aber er wird sich nicht zu Feindschaft und Haß und deren bösartigen, den Menschen entehrenden Consequenzen hinreißen lassen, welche mit den Sätzen einer höheren Weltanschauung mit der dem Weisen vor allem obliegenden Pflicht der Selbstbeherrschung und außerdem mit dem Grundgebot der christlichen Lehre im lebhaften Widerspruche stehen. Der Tugendhafte kann wohl Feinde haben, selbst wenn er Niemand beleidigt, aber nicht selbst der Feind eines Anderen seyn, denn ein feindseliges Gemüth ist schlimm geeigenschaftet und daher nicht tugendhaft.

Wer übrigens Feinde besitzt, wird die alte Klugheitsregel nur zu seinem eigenen Vortheile benützen: Weder denselben neue Beweggründe zu noch heftigerer Anfeindung in die Hand zu geben, ohne dabei etwas gegen seine bessere Ueberzeugung zu thun, noch einen, selbst den geringsten Feind für so unbedeutend halten, daß er nicht zu schaden vermag; „es heißt zweifeln, daß ein Funke einen ganzen Palast in Flammen setzen könne.“

80.

Abneigung, Widerwillen, Gleichgültigkeit.

„Mag der Freund durch Kälte mich betrüben,
Eig'ner Wärme mag mein Herz sich freu'n,
Mehr beseligt's, ungeliebt zu lieben,
Als — geliebt, — kein Liebender zu sein! —

* * *

Es ist eine eigenthümliche, oft wiederholte Erscheinung, daß man gegen einzelne Menschen eine gewisse Abneigung, einen Widerwillen hegt, dessen man nicht Herr werden kann, ohne hiebei einen besonderen Grund, als jenen des Mißfallens im Allgemeinen zu haben.

Man sagt z. B. der Mensch ist mir widerwärtig, ich kann ihn nicht ausstehen,“ ich kenne ihn zwar nicht näher, er hat mir nie etwas zu Leide gethan, aber — ich mag ihn nun einmal nicht u. s. w.

Die Neigung oder Abneigung, welche ein Mensch in uns erregt, gründet sich lediglich auf die angenehmen oder nicht angenehmen Empfindungen, die uns sein Gesicht, sein Benehmen, seine Art zu sprechen, kurz, sein ganzes Erscheinen verursacht.

Wenn man nun bedenkt, daß jeder Mensch sich lediglich nach Maaßgabe der Beschaffenheit seiner geistigen und körper-

lichen Lebenskeime, die er bereits mit zur Welt bringt, entwickelt und Erziehung und andere Verhältnisse ihn nur in der Entwicklung dieser Anlagen unterstützen, ihn aber nicht verändern können, so wird sich unser Urtheil wohl etwas lindern müssen, freundliche Duldung dessen, der nun einmal so und nicht anders — wahrlich nicht mit seinem eigenen Willen — geschaffen wurde, an die Stelle liebloser Verdammung treten, besonders wenn wir die Frage bedenken, ob wohl unsere Erscheinung überall und bei jedem Menschen einen so günstigen Eindruck macht, als wir selbst ohne Frage jeder Zeit voraussetzen?

Freilich nun ändert sich die Sache, sobald ein tiefer liegender Grund, eine bestimmt ausgesprochene Ursache, z. B. ein Streit, eine Beleidigung, Ehrenkränkung, eine Gefährdung unserer Interessen die Abneigung veranlaßt.

Aber auch diese möchte sich nicht selten bei einer näheren gewissenhaften Untersuchung ganz anders gestalten, wenn wir uns ehrlich die Frage beantworten, welche Schuld wir wohl selbst an den Zwiespalt haben, welchen Theil wir wohl billiger Weise selber auf uns nehmen sollen, welchen Einfluß der verschiedene Grad der Bildung, Erziehung, die Macht, der Verhältnisse hiebei gehabt haben?

Am schmerzlichsten aber ist Abneignng aus Mißverständniß, wenn durch Eigensinn oder oberflächliches vorschnelles Urtheil ein Herz entfremdet wurde, das man zu gewinnen hoffte, oder schon zu besitzen glaubte. Sehr schön sagt **Tieck** darüber:

Der ist nicht einsam, der noch Schmerzen fühlt,
Verlassen von den Freunden in der Welt,
Wenn er die heiße Angst in Trauer kühlt,
Und des Verlustes Bild im Herzen hält,
Vergangenheit noch kindlich um ihn spielt,
Und Zukunft einen Spiegel vor ihn stellt.

Dem sind die Schmerzen Freuden, und die Thränen
Und er genießt sich selbst in heißen Sehnen.
Doch wenn das Herz entfremdet fühlt die Lieben,
Durch Mißverständniß von ihm abgewandt,
Dann muß der Mensch sich inniglich betrüben,
Dann wandert er aus seinem Vaterland!

Man merkt eine solche beginnende Veränderung der Gesinnung am ersten bei einem zärtlichen Verhältnisse:

Wenn Lieb beginnt zu kränkeln und zu schwinden,
So nimmt erzwung'ne Höflichkeit sie an.

(Shakespeare.)

Das schreitet nun so fort, bis zuletzt die Abneigung in Gleichgültigkeit verschwindet, welche dann, wie **Börne bemerkt**, „viel schwerer als Haß und Liebe zu verbergen ist."

81.

Beleidigung, Kränkung, Schimpf &c.

„Wenn du beleidigt wirst, so schreib in Staub es ein,
Und wird dir wohlgethan, so grab's in Marmorstein."
Seuffert.

Eine täglich sich wiederholende Erscheinung sind die Reibungen der Menschen in ihrem sozialen Verkehre, die Differenz ihrer Meinungen und Urtheile und nicht selten die hieraus hervorgehenden unangenehmen Berührungen ihrer Empfindlichkeit oder Eitelkeit, im Ganzen die wirkliche oder eingebildete Verletzung des gegenseitigen Rechtsverhältnisses, die man gewöhnlich Beleidigung nennt.

Wenn man nun das Benehmen der Menschen schärfer beobachtet, den mächtigen Einfluß, den die Leidenschaften, der in allen Menschen dominirende Trieb der Selbsterhaltnng, die körperliche Beschaffenheit (Reizbarkeit), falsche Begriffe

von Ehre, Rang und Ansehen, Ehrgeiz und Eitelkeit 2c. in Erwägung zieht, so werden wir in Fällen, wo wir eine Beleidigung entgegnen oder eine solche rächen sollen, wohl auf die Ursachen einer solchen Beleidigung Rücksicht nehmen, und namentlich unsere eigene Betheiligung bei diesen Ursachen redlich untersuchen müssen.

Wie viel wird nicht in der Hitze des Augenblicks gesprochen, und unüberlegt behauptet, wie viele Beleidigungen gingen nur aus falscher Auffassung des Gesagten, Mangel an Kenntnissen, an allgemeiner Bildung hervor, und gaben bei schroffer, oft ungerechter Behandlung des Gegners, zu Haß, Rache und Verfolgung Anlaß, während eine ruhigere, weniger leidenschaftliche Behandlung der Sache zum Verständnisse und zur Aufklärung, Beruhigung und Versöhnung geführt hätte.

Eine Beleidigung zu rächen, widerstrebt außerdem dem Rechtlichkeitsgefühle, da Niemand in einer Person Kläger und Richter seyn kann, auch außerdem wenig moralischer Werth da vermuthet werden kann, wo die Kardinal-Tugend der Menschheit, Humanität, fehlt.

Darum hat man von jeher als den höchsten Seelenadel angesehen, **über** der Beleidigung zu stehen, erhaben über die Leidenschaften kleinlicher Naturen zu seyn, und sich im Gefühle seines Selbstwerthes, schweigend in seine Tugend zu hüllen.

Ein erhabenes Beispiel der Art erzählt uns **Seneca** in seiner Abhandlung über den Zorn von **Cato**, der als ihm der leidenschaftliche Lentulus in das Gesicht spukte, sich gelassen mit den Worten abwischte:

„Ich will es Jedermann bezeugen, daß man Unrecht hat, wenn man sagt, du seist nicht unverschämt!" —

So bei ähnlicher Gelegenheit **Diogenes Babylonius**, der gelassen sprach:

„Zwar bin ich nicht zornig, aber ich weiß doch nicht, ob ich es nicht seyn sollte."

Sehr treffend bemerkt **Seneca** ferner:

„Daß es keine Beleidigung gibt, sie gehe denn aus Absicht hervor. Leblose Dinge, unvernünftige Thiere können uns nur beschädigen, nicht beleidigen, und es wäre barer Unsinn, an solchen Zorn oder Rache zu kühlen. Sollte man ähnliche Erwägungen nicht auch bei unvernünftigen Menschen machen können? Ein Jeder steht unter dem, von welchem er sich verachtet denkt. Ein großer Geist hingegen, der sich selbst richtig schätzt, rächt Beleidigungen nicht, weil er für sie keinen Sinn hat. So wie Pfeile an einem harten Gegenstande abprallen, und Niemand einen festen Körper schlagen kann, ohne sich selbst wehe zu thun, so kann keine Beleidigung machen, daß sie ein großer Geist empfindet; sie ist schwächer als der Gegenstand, auf den sie los geht.

Rache ist Eingeständniß des Schmerzes. Das ist kein großer Geist, den das Unrecht beugt. Entweder ist's ein Mächtigerer, der dich beleidigt hat, oder ein Schwächerer; ist er schwächer, schone ihn, ist er stärker, schone dich; —

Es wird uns auch milder machen, wenn wir bedenken, daß der, welchem wir zürnen, uns hie und da vielleicht schon nützlich war und seine Verdienste werden die Beleidigung aufwiegen, oder wenn wir so billig wären, in Fällen wo wir uns beleidigt glauben und darob heftig zürnen, darüber nachzudenken, ob wir uns nicht im Stillen sagen können: So hab' ich es auch schon gemacht oder wäre wenigstens dazu fähig gewesen! — Weiters ist noch in Erwägung zu ziehen, daß Niemand die Gesinnung des Handelnden in Anschlag bringt, und doch sollte man darauf sehen, ob er so handeln wollte, oder nur zufällig darauf kam, ob er nicht im Zustande der Täuschung sich befand, ob ihn Haß oder Vortheil antrieb, ob er seinen eigenen Willen befolgte oder ob er nur das Werkzeug eines Anderen war?

Fehlt Einer, so macht auch sein Alter etwas und seine Verhältnisse. Wir müssen uns an die Stelle desjenigen

denken, auf den wir zürnen. Aber die unbillige Schätzung unser selbst macht uns zornig, und was wir selbst thun möchten, wollen wir nicht leiden.*)

Ein Gleiches gilt von Beschimpfungen. Auf diese verächtlich herabzublicken, erfordert nicht einmal einen weisen Mann. Es genügt, so viele Besinnung zu haben, um sich die Frage stellen zu können: Geschieht mir das verdient oder nicht verdient? Ist's verdient, so war's keine Beschimpfung, sondern ein Urtheilsspruch; ist's unverdient, so muß sich der schämen, der Unrecht that! —

Schon mehr difficil sind Kränkungen, weil sie eine beinahe unabweisliche Wirkung auf das Gefühlsleben hervorrufen, und Niemand die Fähigkeit einer willkürlichen Gefühlsthätigkeit besitzt:

Goethe hat sich darüber folgendermassen ausgesprochen:

Was härter treffe Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen; jene dringt
In's Mark und dieser ritzt die Haut;
Der Pfeil des Schimpf's kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt, die Meinung And'rer,
Befriedigt leicht das wohlgeführte Schwert,
Doch ein gekränktes Herz erholt sich schwer!

Eine edle, große Seele aber wird zuletzt auch über das Gefühl der Kränkung triumphiren und im Selbstgefühle ihrer Würde die Wahrheit des Ausspruches bestätigen:

Die Menschen, welche Gott zum höchsten Adel weiht,
Sind von dem Schmerzgefühl, das Kränkung weckt, befreit! —

(Seuffert.)

*) Sehr beherzigenswerth ist Rückert's Brahmanenspruch:

Und kränkt dich auch ein Freund, verzeih's ihm und versteh'
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh! —

82.

Ueber Meinungsdifferenzen und Streiten.

„Wie traurig blicken wir am Ende auf die Zeit,
Die uns vorüber ging in Haß, in Zank und Streit!"
***

Bei den verschiedenen Meinungen und Ansichten und der hierauf einwirkenden Leidenschaften, bei den verschieden sich kreuzenden Interessen der Menschen ist jene Vertheidigung unseres Urtheils und Rechtes gegen die Eingriffe und Einwendungen Anderer, die man, wenn sie mit Heftigkeit geschieht, gewöhnlich Streit nennt, eben so häufig als natürlich.

Es wäre nun, um zunächst von der gewöhnlichsten Art des Streites, dem Wortkampfe, zu sprechen, vor Allem nachzuweisen, ob eben diese, zum Wesen des „Streites" gehörige „Heftigkeit" eine durchaus nothwendige Bedingung zur Schlichtung einer Meinungsdifferenz, d. i. ob die Aufstellung und der Vergleich zweier oder mehrerer Behauptungen und das endliche Schlußresultat aus diesen wechselseitigen Urtheilen nicht auch ohne Streit ausführbar und zu erzielen sei?

Abgesehen davon, daß eine leidenschaftliche Auffassung einer Sache niemals einen klaren Begriff und völlige Besinnung auf alle oft sehr entscheidend wirkenden Details zuläßt, und daher in der Hitze des Wortstreites nicht selten dem Gegner vage, unüberlegte Behauptungen zugeschleudert werden, deren Beweis, aus Mangel innerer Begründung, den Sprecher in nicht geringe Verlegenheit und selbst jenen Theil seiner Rede in Mißkredit bringt, wo er offenbar Recht hat, stellt sich vor Allem eine solche Art und Weise, sein eigenes Urtheil dem fremden gegenüber geltend zu machen, einem Manne von Bildung und Erziehung als eine durchaus ungeeignete dar, indem ein solcher jederzeit die beiden Fälle erwägt:

1) Entweder ist mein Gegner mir in Kenntniß und Wissen, überhaupt in der Stufe seiner erreichten Bildung, geistig ebenbürtig, dann wird er auch die Formen kennen,

welche feine gebildete Leute bei dem Austausche ihrer Meinungen und Ausgleichung ihrer Differenzen hierin zu beobachten pflegen, und wird überhaupt, weil er vernünftig zu handeln gewohnt ist, sich in eine Diskussion weniger darum einlassen, um seiner Meinung, seinem Urtheile unbestrittenen Sieg zu verschaffen, sondern vielmehr, um diesen der Wahrheit und der inneren Berechtigung einer Sache zuzuwenden; er wird sich also eben so bereitwillig belehren lassen (wie ich es auch mir gerne gefallen lasse), wenn er sich in seinem „Fürwahrhalten" einer Ansicht getäuscht haben sollte, ja, das sogar als eine Berichtigung, als einen neuen Zuwachs seiner Kenntnisse, wenn ihm diese sein Gegner verschaffen konnte, keineswegs aber als einen Anlaß betrachten, mit Hitze und unanständiger Ereiferung eine Vertheidigung zu führen, welche dadurch den Charakter eines gebildeten, vernünftigen Meinungsaustausches verliert und zum lauten, eines ruhigen, sich selbst bewußten Mannes unwürdigen Streit herabsinkt. Mit einem solchen Manne kann ich also eine Diskussion eröffnen, die entweder unsere Meinungen ohne Streit gegenseitig erläutert, wenn sie sie auch schließlich auseinanderhält, oder dieselben vereinigt und hiedurch noch mehr befestigt.

2) Der andere Fall stellt mir einen Gegner gegenüber, dessen äußere Formen oder dessen geistige Begabung mir schon im ersten Verfolg des Gespräches keinen Zweifel übrig lassen, wie unnützlich und erfolglos ein näheres Eingehen über einen Gegenstand mit einer Persönlichkeit wäre, welche in dem Grade ihrer Auffassungsfähigkeit und gewohnter Anschauung und Behandlungsweise der Bedingungen entbehrt, die der feinere Mann stillschweigend voraussetzt, wenn er überhaupt in eine Verhandlung sich einzulassen für geeignet finden soll.

In diesen beiden Fällen wird also der ruhig denkende, sich selbst bewußte Mann sogleich Entschluß fassen und darum auch niemals in einen sogenannten „Streit" kommen, den

er im erstern Falle nicht zu fürchten hat, im letzteren Falle aber sogleich, durch Abbruch der Diskussion, verhüten kann.

Aus den eben angeführten Gründen erscheint daher der Ausspruch **Goethe's** mehr als gerechtfertigt:

„daß zwischen zwei „**Streitenden**" der Vernünftigere immer Unrecht habe."

Aber abgesehen hievon, sollte schon die vernünftige Erwägung über den durch einen solchen Streit zu erreichenden Zweck von dem Beginne oder weiteren Verfolge eines solchen abhalten, weil offenbar derselbe, nämlich den Gegner durch Gründe die Wahrheit einer Sache klar zu machen, weit wahrscheinlicher auf dem Wege ruhiger, vernünftiger Besprechung erreicht werden wird, als durch jenen tumultarischen Wortkampf, nach dessen unerquicklichem Verlaufe das Resultat immer das ist, daß Jeder bei seiner Meinung bleibt und sich nach allen Seiten Blößen gab!

Auch aus Rücksicht für uns selbst sollten wir uns, nach **Seneca's** Ansicht, niemals in einen Streit einlassen, denn:

„Mit Einem, der uns gleich ist, kämpfen, ist eine unsichere Sache, mit einem Stärkeren das ist Unsinn, mit einem Schwächeren, das bringt keine Ehre. Es ist Sache eines kleinlichen, elenden Menschen, nach dem, der beißt, wieder zu beißen; was schwach ist, meint, es geschähe ihm ein Leid, wenn man's nur anrührt!"

Es giebt nun allerdings außer dem gewöhnlichen Wort-Streite noch andere Arten desselben, z. B. Prozesse, bei welchen auf das uralte Sprüchwort:

„Weit besser ein magerer Vergleich als ein fetter Prozeß,"

mehr Rücksicht genommen werden sollte, als es gewöhnlich geschieht; ferner Zweikämpfe, worüber wir in dem nachfolgenden Artikel sprechen werden (rohe Thätlichkeiten wollen wir unerörtert lassen), dann schriftliche Fehden, bei denen Mäßigung, Besonnenheit und vollständige Beherrschung

des Stoffes um so nothwendiger ist, weil jedes niedergelegte Wort stabil vor den Augen eines großen Publikums bleibt, und sich darum der Autor (von dem man billiger Weise Ueberlegung fordern kann, weil ihm genug Zeit bleibt, sich zu besinnen), in der Form und dem Inhalte seines ausgesprochenen Urtheils noch mehr, als das mündlich geschieht, sein eigenes Urtheil spricht.

Wenn man übrigens die Veranlassung solcher Meinungsdifferenzen, den sogenannten casus belli auf seine Wichtigkeit und innere Begründung prüft, wie sehr oft muß der vernünftige, ruhig denkende Mann die Geringfügigkeit einer Sache belächeln, über welche die Menschen nicht selten in den hitzigsten Streit gerathen, und in der Aufregung einander Beleidigungen und Kränkungen zufügen können, welche als eben so viele Schattenstriche das Charakterbild des Menschen nicht selten bis zum Zerrbilde der häßlichsten Leidenschaft verunstalten.

Diesen augenblicklichen Reizungen, die oft nur gekränkte Eitelkeit, meistens aber die Ueberschätzung des Streitobjektes zur Ursache haben, tritt aber siegreich ein besseres Erkennen, eine richtigere Beurtheilung der Dinge entgegen, die denselben keinen größeren Werth beilegt, als sie nach einer vernünftigen Schätzung verdienen, und sie dieser gemäß, nicht nach der gewöhnlichen Meinung der Menge, behandelt. Wie viele „wichtige" Ursachen eines Streites würden von dem Standpunkte feinerer Bildung und überhaupt höherer Erkenntniß sich als sehr unbedeutend erweisen, unwerth, daß man sich darüber ereifert!

Aber auch bei tiefergehenden Ursachen ist Mäßigung und würdevolle Vertheidigung seines Rechtes jederzeit das Kennzeichen edler Bildung, die, wenn sie auch noch mit einem höheren Grade von Sanftmuth und Herzensgüte in Verbindung tritt, weit lieber zur Milde, Vergebung und Versöhnung, als zur Fortsetzung eines Streites geneigt ist, der keiner der Parteien

angenehme Empfindungen macht, und schon darum so schnell als möglich beendet, eigentlich aber gar nicht angefangen werden sollte. In einem Streite zwischen Anderen ist es immer am besten, sich gar nicht oder wenn man durchaus nicht ausweichen kann, nie anders als in versöhnender Weise einzumischen, es sei denn in ganz außerordentlichen Fällen, wo es gilt, einen schwachen hilflosen Menschen gegen offenbare Unterdrückung und Beschädigung zu schützen 2c.

Eben so unklug, als unedel, ist es auch, die Differenz zweier Streitenden durch Zwischenträgerei oder sonstige Einmischung zu erweitern, die Leidenschaft der Menschen noch mehr anzureizen.

Manche haben schon in einem solchen Falle die Worte **Herder's** zu ihrem eigenen Nachtheile bestätigt gefunden:

Fache den Funken nicht an, der zwischen Freunden entglimmt ist,
Leicht versöhnen sie sich, und du bist beiden verhaßt!

83.

Duelle, Genugthuung.

„Du schlägst den Gegner todt,
Nicht seine Meinung!"
***

Die „herkömmliche" Entscheidung eines Streites zwischen zwei Personen wegen Ehrenverletzung mittelst Waffengewalt hat so gut ihre Gegner, als ihre eifrigen Verfechter.

Wenn der Eine den Grundsatz festhält, in keinem Falle einen ihm zugestoßenen Schimpf vor die Gerichte schleppen zu wollen, um dort vielleicht auf den Grund, ihm ungenügend scheinender Rechtsansicht oder Auslegung, abgewiesen zu werden, und dadurch seinem Gegner einen um so größeren Triumph zu bereiten, daher er für das Kürzeste hält, die Sache sogleich abzumachen und mit der blanken Klinge zu beweisen, daß er seine Ehre nicht ungeahndet antasten lasse, so ist ein Anderer

prinzipiell gegen das Duell, verwirft es als eine Rohheit eines vergangenen Zeitalters, als eine unvernünftige Art, einen Streit zu schlichten, wo nur Zufall oder größere mechanische Geschicklichkeit den Sieg verschaffen, und verweist auf das Gesetzbuch. Wieder Andere stellen die Behauptung auf, welche eine nicht zu verläugnende Wahrheit enthält, daß es in den Standesverhältnissen gewisser Klassen Beleidigungen solcher Art geben könne, daß es ganz unmöglich sei, dieselben vor den öffentlichen Richterstuhl des Gesetzes zu bringen, daß die Ehrensache oft Dinge berühre, die um keinen Preis außer den unüberschreitbaren Schranken, welche Delikatesse, Ritterlichkeit und Zartgefühl von selbst um die Sache stellen, abgehandelt werden dürfen; wieder Andere glauben, daß die Möglichkeit, Ehre mit dem Degen in der Hand behaupten zu dürfen und zu können, in so ferne fördernd auf den Umgang einwirke, als hiedurch Uebereilungen und Sichselbstvergessen entfernt, Intriguen und Chikanen, Ohrenbläserei und Verläumdung im Zaume gehalten werden, und hiedurch ein gewisser moralischer Zwang entstehe, der für manche Charaktere weit wirksamer als alle gesetzliche Vorschrift sei.

Es wäre nun zu untersuchen, welche von diesen Ansichten die richtigere ist, welche Frage bereits der Staat aufgenommen und sie in seinen gesetzlichen Bestimmungen beantwortet hat, ohne jedoch durch selbe die Ueberzeugungen vieler Einzelner befriedigen zu können.

Der Philosoph **Krug** *) äußert sich hierüber so:

„Das Duell findet statt, nicht nur ohne Wissen, sondern auch ohne Willen des Staates, wenigstens in der Regel und bei allen gebildeten Völkern. Denn der Staat, welcher wesentlich darauf abzweckt, daß seine Bürger ruhig und friedlich neben einander leben und ihre Rechtsstreitigkeiten durch den ordentlichen Richter nach Gesetzen entscheiden lassen sollen, kann vernünftiger Weise

*) Wilh. Traugott Krug, Professor der Philosophie zu Leipzig, † 1842.

nicht zugeben, daß nun auch einzelne Bürger zu den Waffen greifen, um ihre Streitigkeiten ganz unabhängig vom Staate auszufechten, gleich als lebten sie außer dem Staate. Daß die Ehrenstreitigkeiten Ausnahme von dieser Regel machen sollten, ist ein leerer Vorwand, denn die Ehre, wenn auch nur als Aeußeres betrachtet, kann doch, im Falle sie verletzt worden, unmöglich dadurch wieder hergestellt werden, daß man sich in einen Kampf auf Leben und Tod einläßt, wo man eben so gut siegen als unterliegen kann. Affekt und Leidenschaft verbergen sich hier bloß hinter einem Vorurtheil, stammend aus einer barbarischen Vorzeit, wo noch rohe Gewalt statt der Vernunft herrschte, weil der Staat selbst noch ein rohes Amalgam von Ordnung und Unordnung, Sitte und Unsitte, Recht und Unrecht war."

In dieser Ansicht liegt es ohne Zweifel, vom Standpunkte des Staates aus, volle Wahrheit, ja derselbe kann sogar, ohne die Grundbedingung seiner Existenz zu negiren, keine andere haben. Allein von einem ganz anderen Standpunkte betrachtet und urtheilt das verletzte Ehrgefühl des Mannes, welcher so eben durch eine infamirende Behandlung in Flammen gesetzt, unwillkührlich nach der Wehre greift, um die schimpfliche Beleidigung zu rächen; und in der That haben noch keine, selbst nicht die grausamsten Gesetze, den Duellen den mindesten Eintrag thun können, ja man hat sogar in besonderen delikaten Fällen selbst von oben herab Rücksichten beobachten zu sollen geglaubt, wo offenbar die eigene Ueberzeugung mit dem Paragraphe der gesetzlichen Bestimmung in Konflikt kam.

Es sind ferner, namentlich im Militärstande, mitunter sehr strenge Begriffe von Ehrenverletzungen aufgestellt und in der Art aufrecht gehalten worden, daß dem Betheiligten keine Wahl blieb, als entweder seine Uniform auszuziehen, oder die Sache in der „herkömmlichen" Weise abzuthun. Im ersteren Falle blieb die Beleidigung, wenn auch nicht auf dem Rocke, aber auf der Person sitzen, die noch obendrein mit der

Schmach der „Feigheit" gebrandmarkt war, im letzteren Falle fiel der Uebertreter der Strenge der Gesetze anheim, wenn nicht die Gnade des Staatsoberhauptes vermittelnd eintrat, wie dieß in den meisten Fällen auch wirklich geschah. Ist es nun zu verwundern, daß die Wahl selten Jemanden schwer fiel und sich daher die Zahl der unglückseligen Zweikämpfe eher vermehrte, als verminderte. *)

Wenn man bedenkt, welche unseligen Folgen der unglückliche Ausgang eines Duell's für die Betheiligten sowohl, als namentlich auch für die Angehörigen haben kann, wie das Glück und selbst die Existenz ganzer Familien zerstört wird, indem der Gatte seinem Weibe, der Vater seinen Kindern, oder ein hoffnungsvoller Sohn, oft die letzte Stütze hochbetagter Eltern, auf solche heillose Art dahin gerafft wird, wie anderntheils das Bewußtsein eines solchen traurigen Sieges nicht selten lebenslang den Thäter wie ein blutiges Rachegespenst verfolgt, und eine nur einigermaßen zugängliche Seele um den Frieden des Lebens bringt, so muß man wohl von ganzem Herzen die Beseitigung eines so tief greifenden Uebels wünschen, das in vielen Fällen Uebereilung, falsche Begriffe von Ehre, jugendliche Hitze u. s. w. zur Ursache hat.

Aber kaum werden noch so scharfe Gesetze den Fortgang der Duelle hindern können, wie die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, so lange sich nicht die Begriffe über die Nothwendigkeit der Duelle geändert haben werden.

Diese nun so tief gewurzelten Begriffe umzugestalten, dürfte eine nicht leicht zu lösende Aufgabe seyn, besonders wenn man bedenkt, daß man hier mit der schwächsten Seite des menschlichen Charakters, mit verletzter Eigenliebe, zu thun hat, die sich in jenen Fällen, wo es sich um eine ernste, tief

*) Hoyer führt z. B. in seiner Geschichte der Kriegskunst, Bd. I pag. 326 an, daß in Frankreich allein nach Lomenie's Berechnung von Heinrich des IV. Thronbesteigung bis zum Jahre 1607 (also in einem Zeitraume von 19 Jahren) nicht weniger als 4000 Menschen im Zweikampfe geblieben sind.

verletzende Ehrenkränkung handelt, zu einer Seelenstimmung steigert, in welcher die wenigsten Menschen noch so viele Selbstbeherrschung und Aufopferungsfähigkeit für ein Prinzip besitzen, daß sie von der seither für anständig und einzig und allein passend gehaltenen*) Art und Weise der Selbstvertheidigung abstehen, und den Ehrenhandel vor das ordentliche Gericht, oder, wie schon öfter vorgeschlagen, vor das Forum eines eigens konstituirten Ehrengerichts bringen sollten, das noch obendrein viele persönliche Ueberzeugungen, z. B. in Ansehung seiner Zusammensetzung, Aussprüche ꝛc. gegen sich hat.

So sehr auch im Interesse der Humanität und des Familienwohls die Ausführbarkeit solcher Ehrengerichte gewünscht werden muß, was man auch mit vollem Rechte gegen die unselige Sitte des Zweikampfes einzuwenden hat — wir haben es hier leider mit einer, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, trotz aller Hindernisse stets wiederkehrenden Thatsache zu thun, die aus einem eigenthümlichen Triebe der menschlichen Natur und aus Verhältnissen gewisser socialer Beziehungen hervorgegangen zu seyn scheint, welche der Menschenfreund tief zu beklagen, allerdings Recht und Grund hat.

Es mögen abermals Jahrhunderte vorübergehen, bis, wie in vielen Dingen, „neue Zeiten auch andere Ansichten bringen," nach welchen man vielleicht einst unserem wackeren **Seume** Recht geben mag, der gesagt hat:

„Mit dem Degen kann man wohl beweisen, daß man Muth hat, nicht aber, daß man Ehre besitzt. Ehre und Recht werden nur durch Vernunft dokumentirt, nie durch Waffen. Ehre kann man mit dem Degen behaupten, aber nicht erwerben.

*) Ob nun mit Recht oder Unrecht, kommt hier nicht in Frage.

Capitel XII.

Diverse Meditationen.

84.

Bescheidenheit.

„— — Sei bescheiden,
Und mit sicher'm Takt erinnerst
Du die Welt an dein Verdienst!" —
Calderon.

Die aus dem Bewußtsein unserer Unvollkommenheit hervorgehende Mäßigung unserer Ansprüche auf fremde Achtung ist nach **Krug's** Erklärung — Bescheidenheit.

Und in der That, wer ein prüfendes Auge auf sein inneres Selbst gerichtet, um sich selber, redlichen Herzens, seiner sittlichen Fehler und Schwächen sowohl, als seiner geistigen Mängel bewußt geworden, wer in richtiger philosophischer Würdigung die Unzulänglichkeit unserer Geisteskräfte zur Erforschung großer Wahrheiten, zur Lösung großer, vielleicht einzig interessanter Fragen, wer das Verhältniß des Glaubens zum eigentlichen Wissen, des Fürwahrhaltens zur Wahrheit erwägt, und den tiefen Sinn des alten **Socrates'**schen Nescio erfaßt, dem wird dieses Bewußtsein seiner Unvollkommenheit und eigenen Schwächen vollständig klar werden, und in richtiger Schätzung seiner selbst, gewiß keine übertriebenen Ansprüche auf Anerkennung Anderer machen, noch weniger diese als schuldigen Tribut

für hohes Verdienst, mit Geringschätzung Anderer ungestüm fordern und so in den sittlichen Fehler der Unbescheidenheit fallen.

„Bescheidenheit dient der Wahrheit zur Zierde und dem Irrthum zur Entschuldigung.“ ***

Es ist kein großer Geist, kein Mann von wahrer Bildung unbescheiden, wenn er sich gleichwohl jenen edlen Stolz, jene Selbstwürde bewahrt, die als das charakteristische Kennzeichen edlerer Naturen hervortritt, und das mit einem einfachen bescheidenen Benehmen sehr wohl bestehen kann.

Widerlich aber ist jene affektirte falsche Bescheidenheit, die man meistens in den sogenannten gebildeten Kreisen beobachten kann, und die sich lediglich in den abgeschmackten Bestrebungen beurkundet, in Allem unwahre Verhältnisse aufrecht zu erhalten, also irgend einen vielleicht ebenfalls nicht so ernstlich gemeinten Lobspruch, den man für sein Leben gerne hört, mit affektirter demüthiger Bescheidenheit und nur in der Absicht abzulehnen, um in den wiederholten Versicherungen des Lobes, das dieses Benehmen nach sich zieht, um so größeren Genuß zu finden.

Ein weiser Mann wird ruhig und unbefangen bleiben, er steht über das Alles erhaben, er kennt sich selbst am besten und fühlt nur zu gut das Wort **Seume's**:

„Wem sein eigener Beifall nicht genügt, macht an jenem der Welt einen schlechten Gewinn.“

Wer übrigens eine solche demüthige Seele prüfen will, der darf nur einmal das Lob in Tadel verwandeln und es wird sich die Meinung **Jean Paul's** bestätigen, der behauptet:

„Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lob allein, sondern beim Tadel, dann ist er's wirklich.“

Der große Menschenkenner **Lichtenberg** bezeichnet ebenfalls in seiner Beobachtung,

„daß ein Unverschämter bescheiden aussehen kann, wenn er will, aber kein Bescheidener unverschämt.“

das Charakteristische der Bescheidenheit, und gibt uns an einem anderen Orte eine scherzhafte Mittheilung unwillkürlicher Bescheidenheit zum Besten:

„Wenn Jemand etwas Schlechtes macht, das man gut erwartete, so sagt man: nun ja, so hätt' ich's auch gekonnt. Es gibt wenig Redensarten, die so viel Bescheidenheit verrathen."

85.

Einige Bemerkungen über Briefe.

„Wenn auf der Reise wir den Lieben Briefe schreiben,
Ist's üblich ein'gen Prunk in Farb' und Ton zu treiben!"
Seuffert.

Briefe sind der Ersatz für den mündlichen Verkehr, haben aber vor diesem den Vortheil der unwiederlegbaren Identität der einmal ausgesprochenen Meinung, so lange die Existenz des Briefes selbst, hiefür den Beweis zu liefern vermag. Dieser Vortheil kann aber sehr oft zu eben so großem Nachtheile gereichen, wenn man bedenkt, daß ein dem Papiere anvertrautes Geheimniß, das Bekenntniß seiner innersten Gedanken, dessen Veröffentlichung man um jeden Preis verhindern würde und das man im Vertrauen nur einer Person mitzutheilen wähnte, sehr leicht zu einer öffentlichen Kundmachung werden kann, wenn der Brief in fremde Hände kommt, wie das namentlich bei Todfällen, Unterschlagungen und andern Gelegenheiten geschehen kann.

Es wird dieser Umstand selten in seiner Wichtigkeit beachtet und manches Unglück wurde durch die Außerachtlassung der hierin gebotenen Vorsicht veranlaßt.

„Wir haben keine größeren Feinde als geschriebene Briefe."

Es möchte daher gut seyn, Briefe dieser Art, welche auf keinen Fall zur Kenntniß dritter Personen kommen dürfen,

mit großer Vorsicht des Ausdruckes zu verfassen, oder wenigstens nicht mit ganzen Namen zu unterschreiben, auch für die Adresse nur Couverte, die sich vom Briefe selbst trennen lassen, zu benützen. Es wird zwar allerdings durch die Diskretion geboten, derlei Briefe, deren Inhalt irgend eine Bloßstellung einer Person veranlassen könnte, zu vernichten oder unter gewissen Verhältnissen zurückzugeben. Es mag aber immerhin das Gewisse vorzuziehen seyn, wobei man der Diskretion der Menschen nicht zu vertrauen braucht.

Andererseits können Briefe überhaupt, die man, wie **Goethe** bemerkt:

> „aufhebt, um sie nie wieder zu lesen, oder welche man gar aus Diskretion zerstört, wodurch der schönste und unmittelbarste Lebenshauch für uns und Andere verschwindet,“

zu einem wahren Schatze, zu einem theueren Vermächtnisse längst Dahingegangener werden. Wer wird wohl nicht nach langen, langen Jahren die Briefe vergangener Zeiten bei verschiedenen Anläßen, als unwiederlegbare Beweise damaliger Gesinnungen mit dem größten Interesse lesen, wie mag wohl der Vergleich mit den späteren Erfahrungen, zur Menschenkenntniß beitragen, wie führt uns ein Brief einer theueren, nun heimgegangenen Seele, das ganze Bild der Person vor das innere Auge!

Aber um so werthvoller sind diese Andenken, je wahrer und ungekünstelter die Fassung ist und man sollte nie einen Brief schreiben, um ihn als Gelegenheit zu benützen, eine Probe glänzender Styl-Fertigkeit abzulegen, sondern schmucklos und wahr, einfach und bestimmt im Ausdrucke seien die Mittheilungen, wobei in besonderen wichtigen Fällen jene Rücksicht, welche die Klugheit für uns und Andere gebietet, sehr wohl bestehen kann.

86.

Erfahrung.

„Macht die Erfahrung dich nur in dem Einen klug,
Daß du zu schweigen lernst, so nützt sie dir genug."
Seuffert.

Erfahrung, die alte, ehrwürdige Lehrmeisterin der Menschen, beruht eigentlich auf sinnlicher Wahrnehmung und ist in so ferne das Produkt der Anschauung und der Empfindung; es giebt aber auch Erfahrungen, welche rein geistiger Natur, das Resultat der Beobachtung und eines höheren Denkens sind, und in der Geschichte der Philosophie unter dem Namen Empirismus eine Rolle spielen. Ohne auf das Wesen desselben näher einzugehen, das im Alterthume weniger als in neuerer Zeit, namentlich durch die französischen Encyklopädisten verfochten war, möge nur einiges über den Werth und die Einwirkung der Erfahrung auf den Menschen im Allgemeinen angeführt werden. Die Ansicht **Pfeffel's** *):

Die ganze Weisheit junger Thoren,
Ist keinen Tag Erfahrung werth,

bestätigt sich namentlich in dem Vergleiche, welchen ein erwachsener Mann mit den Urtheilen seiner Jugend und seiner jetzigen Anschauung anstellt. Wie rosig und heiter erschien ihm dortmals die Welt, wie überschätzte er den Werth der Dinge, wie arglos vertraute er jedem guten Scheine, wie glühte sein Herz für Menschenrechte und Vaterlandswohl — wie freundlich und zutraulich näherte er sich den Menschen, wie entschuldigte bei schon damals beginnenden einzelnen Enttäuschungen sein Herz die Ausnahme, welche seinen Glauben noch nicht erschüttern konnten, wie mehrten sich aber diese Enttäuschungen, wie zog sich, gezwungen durch die augenscheinlichste Belehrung, allmählig der bessere Glaube,

*) Gottlieb Konrad Pfeffel, Präsident des evangel. Konsistoriums zu Kolmar, † 1809, einer unserer besten Fabeln- und Epigrammendichter.

Wohlwollen und Vertrauen in den innersten Winkel des Herzens zurück, das mit den zunehmenden Jahren kühler zu empfinden anfing; immer tiefer und tiefer sank die Waagschale des Verstandes mit dem schweren Gewichte der erlebten Erfahrungen, immer höher, lustiger schwebte jene des Gefühls empor, und nun auf einem Standpunkte, der eine Rückschau von etwa 30—40 Jahren möglich macht, wie verändert finden wir die Welt, welch' ganz anderes Urtheil hat sich in uns über Menschen und Dinge befestigt, wie richtig finden wir den Ausspruch **Seuffert's**:

Wenn in der Näh' du siehst, was Ideal dir war,
Dann scheint vom Ganzen dir wohl nichts mehr wunderbar! —

Was wir nie für möglich gehalten, ist wirklich geschehen, geschieht noch, alle Tage, ist für uns nun eine gewöhnliche Erscheinung geworden, klar und deutlich tritt die Erfahrung mit ihrer Lehre uns vor die Augen und fort und fort fliehen die Träume der Jugend, die **Lenau** so schön und sinnig beschreibt:

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth,
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott!

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt,
Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch weh', ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel, und dem Jüngling' wird so bange,
Daß er sie weiter sieht und weiter ziehn!

Es ist nun, so sehr auch das Gefühlsleben darunter leiden mag, die klare objektive Anschauung der späteren Jahre nicht so gar sehr beklagenswerth, als aus der Erinnerung an die Jugend gewöhnlich entnommen werden will, denn der Vortheil, der für Geist und Materie, aus dem klaren Urtheile der Vernunft und der Erfahrung hervorgeht, ist ohne Frage weit höher anzuschlagen, als die unrichtigen, wenn gleich auch angenehm empfundenen Vorstellungen unreifer Jahre, welche in Täuschung, Unwahrheit und in dem Unvermögen begründet sind, die Dinge mit ihrem richtigen Maaße zu messen. Diese Vortheile der zunehmenden Erfahrung sind zwar nicht allen Menschen gleich zugänglich, worüber **Pfeffel** ebenfalls sagt:

Nur Weise kann Erfahrung lehren,
Die Narren macht sie niemals klug!

Da diese Letzteren immer unter dem dominirenden Einflusse ihrer Sinnlichkeit stehen, und im besten Falle nur aus Furcht, niemals aus Ueberzeugung einige Zeit lang einer Belehrung folgen, welche derb genug gewesen seyn muß, um auf sie momentanen Eindruck hervorzubringen, denn:

„gewöhnlich wehrt sich der Mensch, so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt!" **Goethe.**

Um so größer, wie gesagt, sind die Vortheile, die der Verständige aus seinen Erfahrungen zu ziehen weiß; mit hellem Kopfe, geläutertem Urtheile, Erinnerungen an ähnliche Erscheinungen läßt er prüfend die Geschichte des Tages an sich vorüberziehen, freut sich der Wahrnehmung, immer weniger Täuschungen beklagen zu dürfen, und tröstet sich, wenn seine Weisheit abermals um eine recht bittere Erfahrung reicher geworden ist, mit der Wahrheit: „daß gerade eine solche aber auch immer die Lehrreichste war." Von einem höheren Standpunkte freilich beurtheilt **Goethe** die Erfahrung

in seinem „Faust," womit er die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens in Beziehung auf die großen Geheimnisse der Schöpfung, auf die Lösung jener, im höheren Sinne einzig interessanten Fragen über Gott, Welt, Zweck der Menschheit, Fortdauer und Unsterblichkeit, kurz auf alle jene Räthsel bezeichnet, um deren Lösung die Philosophie aller Zeiten sich vergeblich bemühte:

Erfahrung eitel Schaum und Duft
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gesteht, was man von je gewußt,
Es war durchaus nicht wissenswürdig!

87.

Einige Bemerkungen über Geschenke.

„Die Absicht, nicht die Kostbarkeit
Ist des Geschenkes Werth.
***

Es ist wohl eine freundliche Gewohnheit, durch eine Gabe, ein sinnvolles Geschenk die wohlwollenden Gesinnungen für unsere Nebenmenschen auszudrücken und eine Kundgabe unseres Humanitäts-Gefühls, jemanden in der Voraussetzung der Freude und des Vergnügens, das er bei dem Empfange unserer Gabe haben wird, diese Empfindungen durch dieselbe hervorrufen zu wollen.

So lange diese reine Absicht den Willen des Gebers bestimmt, wird auch die Gabe und die Art und Weise des Gebens eine sinnige, den Umständen angemessene seyn und nirgend wird, selbst bei dem Mangel delikaterer Formen, welche nicht immer Hand in Hand mit sonst sehr achtungswerthen individuellen Eigenschaften gehen, die gute Absicht des Willens, jene unnachahmliche Herzlichkeit in der ganzen Art und Weise des Gebens und der Gabe vermißt werden,

wo mit derselben wirklich kein anderer Zweck verbunden ist, als unserer Neigung und freundlichen Gesinnungen für eine Person Ausdruck zu geben.

Etwas ganz Anderes ist es aber, wo ein Geschenk dieses sittlich reinen Grundes entbehrt, und nur als Mittel zu eigennützigen Zwecken dient.

Nicht selten dient ein Geschenk nur zur Abfertigung aufhabender Verbindlichkeiten, zur Belohnung von Diensten, welche man nicht gerade durch etwas Anderes wieder vergelten kann oder will, oder es hat den eigennützigen Zweck der Bestechung, uns den guten Willen Anderer für unsere Sache geneigt zu machen, um auf diesem krummen Wege sicherer etwas zu erreichen, was auf dem geraden zweifelhaft erscheint ꝛc.

Solche Geschenke haben für jedes edlere Gefühl einen fatalen Beigeschmack, welcher den Genuß, der sonst im Besitze eines schönen oder werthvollen Gegenstandes verbunden zu sein pflegt, nicht zur rechten Geltung kommen läßt. Die Erinnerung, welche den Werth der Gabe erhöht, ist keine reine, freundliche, im Gegentheile knüpft sich nicht selten das Andenken gewisser Verhältnisse an den stummen Anblick eines solchen Geschenkes, dessen Ursprung wir entweder lieber ganz vergessen hätten, oder dessen Erinnerung uns mindestens gleichgültig läßt.

Wie anders spricht uns noch nach langen Jahren die geringste Gabe, das kleinste Andenken eines guten edlen Menschen, eines theuern Freundes an! Welche Erinnerungen knüpfen sich oft an eine Kleinigkeit, die mit wahrer Liebe und Herzlichkeit gegeben und eben so empfangen worden, wie theuer und bedeutungsvoll wird uns das geringfügigste Zeichen aus einer Vergangenheit, der wir uns mit Liebe, vielleicht mit schmerzlicher Sehnsucht, erinnern! u. s. w.

Nirgends tritt der Werth einer reinen, edlen Absicht bei Geschenken mehr in den Vordergrund, als bei zarten Verhältnissen. Wehe einer Liebe, die ihren Werth nach jenem

der Gaben taxirt, mit denen ein erhitzter Liebhaber die Erfüllung seiner Wünsche zu beschleunigen sucht! Wehe, wo sich weibliche Würde und Selbstgefühl zu einer erkäuflichen Waare herabwürdigt!

Die Liebe soll nie auf Geschenken beruhen,
Das Geschenk aber immer auf Liebe!

heißt es ganz richtig in **Hofmeister's** „kleinen Gedanken," und nur robuste Naturen können darüber noch Erläuterungen verlangen.

Nicht minder verschieden, als die Absicht, ist auch die Art und Weise, ein Geschenk zu geben.

Was hierin schicklich und angemessen oder es nicht ist, darüber kann allein der Grad intellektueller Bildung, natürlicher feiner Takt, Lebenskenntniß und Zartgefühl entscheiden. Wo diese Bedingungen fehlen, wird selbst die erschöpfendste Belehrung ohne Resultat bleiben, weil die Würdigung der Gründe fehlt, warum das eine gut und das andere nicht gut ist.

Unpassende Wahl oder ungeeignete Manier kann bei Geschenken sehr oft gerade das Gegentheil des gehofften Effektes, und dann beiderseits bittere Verlegenheiten hervorrufen.

Lieber sollte man fremden Rath beiziehen, wo man nicht selbst zu entscheiden wagt, doch wird immer und in allen Fällen, wo „das Geschenk auf Liebe beruht," das Herz den besten Rath ertheilen und eine Wahl treffen, die wieder zum Herzen geht.

88.

Gewohnheit.

Neigung besiegen ist schwer, gesellt sich aber Gewohnheit
Wurzelnd allmählig dazu — unüberwindlich ist sie!

Wer hätte nicht schon die Wahrheit dieses Ausspruches **Goethe's** an sich oder Anderen erfahren!

Es ist eine eigenthümliche Merkwürdigkeit des menschlichen Lebens, daß die Gewohnheit nach und nach ihren sicheren Sieg, selbst bei Dingen erringt, bei welchen wir Anfangs den heftigsten Widerstand leisteten und hoch und theuer versicherten, eher sterben zu wollen, als das zu überwinden; das eiserne Gebot der Nothwendigkeit, die stetige Wiederholung des Zustandes der Dinge, das unwidersprechliche „Muß" hat nach und nach den Widerstand schwächer, endlich ganz aufhören gemacht, und was man nie geglaubt (man erstaunt darüber selbst), „man hat's gewöhnt," denn:

Was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten,
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewaltigen Stunden! Schiller.

Um wie viel mehr, als bei solcher Ueberwindung unserer besseren Neigung, bei solchem Siege der Nothwendigkeit über das Gefühl, muß die Gewohnheit ihre Rechte in unserem Leben, Fühlen und Denken, in unserem ganzen Seyn geltend machen, wenn es unsere freundlichste, angenehmste Empfindung die Befriedigung unserer Lieblingswünsche und Neigungen ist, womit sie sich allmälig zu einem Leben verwebt, in welchem wir uns wirklich glücklich fühlen, und das uns wahren Lebensgenuß gewährt.

Und doch wie undankbar ist nicht selten der Mensch gegen eine solche Gunst des Geschickes! Eben die Gewohnheit ist es wieder, die ihn nachlässig in der Erkenntniß seines

Zustandes macht, bis der nimmer ruhende Wechsel aller Dinge mit einer Veränderung desselben droht, oder eine solche wirklich herbeiführt. Wie steigt sogleich da Alles im Preise, wie ungleich schärfer und bestimmter fühlen wir den Werth dessen, was wir liebgewonnen, was unserem Herzen theuer ist!

Eine richtige Beurtheilung der menschlichen Natur liegt in dem Satze,

„daß es mit zu den höchsten Genüssen gehöre, nach einiger Unterbrechung zu einer geliebten Gewohnheit zurückzukehren,

und wieder müssen wir die Weisheit einer solchen Einrichtung der Menschen-Natur anerkennen, daß gerade der Wechsel, der Unbestand aller Dinge, jenen Reiz, jene Erhöhungen im Gefühlsleben verursacht, denen wir die genußreichsten, die lehrreichsten, die bedeutungsvollsten Stunden unseres Lebens verdanken.

Sehr richtig sagt der Dichter:

Es liebt die Menge der Gewohnheit Schranken
Und Hoffnung, daß es bleibe, wie es war,
Wenn Zeiten wechseln, alte Formen wanken,
Erschrickt der Mensch, erzitternd vor Gefahr,
Doch in der steten Ruhe der Gedanken
Stellt sich nicht Kraft, nicht Glück, noch Leben dar!

Am deutlichsten tritt uns die Macht der Gewohnheit bei alten Personen entgegen, die meistens mit einem Eigensinne und einer Zähigkeit an ihren mit ihnen alt gewordenen Meinungen, Anschauungen, Urtheilen und Gewohnheiten hängen, die nicht selten komische Wirkungen äußert. Nur mit bedenklichem Kopfschütteln betrachten sie die „Neuerungen," nur mit einem Seufzer über die „gute alte Zeit, die Produkte und Erlebnisse der neuen. Das erstreckt sich sogar auf leblose Gegenstände, auf Hausgeräthschaften, Bücher, Kleider, und Alles, was durch langen Gebrauch ihnen bequem und nützlich war.

Andrerseits verliert Alles, was lange besteht, nach und nach den anfänglichen Reiz der Neuheit, nützt sich in der Meinung der Menschen ab, mildert den Eindruck, wessen Art er immer sei, und verfällt so der siegenden Macht der Gewohnheit.

Wenn **Lichtenberg** deßhalb behauptet,

„daß ein Glück schon allein durch seine lange Dauer abnimmt,"

so findet dieser Satz in der Erfahrung sein Gegengewicht, daß auch der Schmerz, ein Leiden jeder Art, selbst die Todesfurcht, nach und nach die Einwirkung verliert, wenn diese Empfindungen oft wiederholt das menschliche Gefühl berühren, wenn wir Vertrautheit mit dem Gedanken erworben, der uns Anfangs entsetzte. So ist der Mensch —

„denn die Gewohnheit nennt er seine Amme!"

Schiller.

89.

Klugheit, Berechnung.

„Folg dem Gefühl des Schicklichen und Rechten,
Die Klugheit ist das einz'ge Gut des Schlechten."
Blumauer.

Wenn wir das Leben und Treiben der Menschen, die Verkettung ihrer sich so oft kreuzenden Interessen und die Mittel betrachten, welche zur Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke angewendet werden, so müssen wir gleichwohl, um in diesem allgemeinen Treibjagen nach jenen Dingen, die man für wünschenswerth hält, mit unseren eigenen Bedürfnissen bestehen zu können, auch für uns selbst jene Begabung, jenen Grad des Schlußvermögens, der zur richtigen Erkenntniß, Beurtheilung und zur Wahl der Mittel nöthig ist, unsere eigenen Lebenszwecke zu erreichen, mit einem Wort

jene Geistesfähigkeit für wünschenswerth halten, die man gewöhnlich Klugheit nennt.

Die Klugheit ist die Tochter der Erfahrung und des gereifteren Urtheils, und deßhalb weniger in den jüngeren Lebensperioden des Menschen anzutreffen, wo Uebereilung, Unbesonnenheit und falsche Schätzung der Dinge nur langsam in der Schule der wachsenden Erkenntniß berichtigt werden, deren beste Lehrmeisterin stets das menschliche Interesse war.

Je nachdem sich nun dieses einem erlaubten Ziele zuwendet, oder auf Kosten des Nebenmenschen seine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, ist die Klugheit zu loben oder zu tadeln, und wie in tausend anderen Fällen giebt auch hier die einfache christliche Lehre von der Humanität, d. i. von jener Nächstenliebe, welche aus dem eigenen Gefühle für Wohl und Wehe auch billigerweise jenes des Mitmenschen berücksichtigt, den richtigen Maßstab, wann und wo wir jene Ueberlegenheit des Geistes im Verkehre mit anderen Menschen zur Erreichung unserer Zwecke anzuwenden berechtigt sind.

Der Edelgesinnte wird niemals aus der Unkenntniß, Unerfahrenheit, oder geringeren Beschaffenheit der Geisteskräfte seines Mitmenschen zu dessen eigenen Schaden Vortheil ziehen.

Ein Sieg, den der Gegner leicht machen mußte, ist ein trauriger Triumph und eines besseren Menschen unwürdig.

Die schwache Seite in des Menschen Brust zu fassen,
Will ich als klug, doch nicht als edel gelten lassen,

sagt **Seuffert** sehr gut, woran sich freilich die Frage knüpft, wie viel es dann eigentlich und strenge genommen in diesem Sinne „edle Menschen“ giebt?

Sehr freundlich haben sich die Verhältnisse dem gestaltet, der im trauten Freundeskreise, im Umgang mit einer bewährten treuen Seele, oder im glücklichen Genusse des Familienlebens jene Bedingungen vergessen darf, die im socialen Verkehre mit der falschen egoistischen Außenwelt unerläßlich sind, worüber sich **Goethe** äußert:

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nöthig sei,
Doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt,
Daß wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen!

Und wohl athmen wir mit leichter Brust, befreit von den drückenden Fesseln socialer Konvenienz, angenehm und behaglich, wie im bequemen Hausanzuge, so eben dem pressenden Staatskleide entschlüpft, wenn wir wahr und offen sprechen und handeln, ohne Rückhalt des Herzens unverholene Meinung mit dem Freunde, mit dem Vertrauten tauschen dürfen, wo wir gewiß sind, daß weder Wort noch Handlung unseren Interessen schadet, und mit ruhigem Lächeln den tausend Schlangenwindungen der Klugheit, Schlauheit und den gegenseitigen Täuschungen der Menschen zusehen können, womit sie sich einander oft, um der armseligsten Zwecke willen, das kurze Leben erschweren und betrüben; besser als im Gewirre des gewöhnlichen Lebens erkennen wir dann die Wahrheit des Spruches:

Mag das künstlich schlau Verbund'ne
Oft dem Glück zur Seite steh'n,
Nur das menschlich treu Empfund'ne,
Wahrheit und Natur besteh'n.

Aus diesem Gesichtspunkte scheint auch **Schiller** den Angriff spekulativer Bosheit und die siegreichen Vertheidigungswaffen des Herzens beurtheilt zu haben, wenn er sagt:

„O sie sind pfiffig, so lange sie es nur mit dem Kopfe zu thun haben, aber sobald sie mit dem Herzen anbinden, werden die Bösewichter dumm!

eine Wahrheit, die zu den interessantesten psychologischen Erscheinungen gehört und den Beweis giebt, daß in jedem noch so verderbten Menschen ein gewisses Etwas, ein unwillkürliches Gefühl des Bessern lebt, das seine siegreiche Macht

im Kampfe mit der Leidenschaft bethätigt, wenn es den Sieg auch nicht immer sogleich erringt.

Es ist übrigens eine betrübende Erscheinung, daß das Raffinement böswilliger, selbstsüchtiger Spekulation nur zu oft seine Triumphe über arglos vertrauende, redliche Menschen feiert, die, ohne eine Ahnung von den Schlingen, die eine lasterhafte Klugheit und Berechnung zur Erreichung böser Zwecke legt, je nach der Wichtigkeit der Sache, ihre Unkenntniß mit den Feinheiten moderner Glücksindustrie, die Unzureichenheit ihrer geistigen Fähigkeiten zur Erkenntniß von Falschheit und Arglist, ihr voreiliges Vertrauen auf die Redlichkeit eines Menschenherzens, das sie nach der Beschaffenheit ihres eigenen beurtheilen, entweder mit empfindlichen materiellen Verlusten oder nicht selten mit dem Glücke und dem Frieden ihres ganzen Lebens bezahlen müssen!

Die Fähigkeiten des Geistes sind so verschieden ausgetheilt, als es die Mittel sind, dieselben entwickeln und ausbilden zu können. Nicht Jedem ist daher die Gabe verliehen, den spekulativen Berechnungen eines klugen, aber bös meinenden Menschen nachzufolgen, seine Zwecke zu erkennen und sich im Verkehre mit ihm vor Nachtheil zu schützen, ohne daß man einen solchen als „beschränkt" betrachten darf, der in anderer Hinsicht, z. B. in seinem Berufe, mit seinem schlichten Verstande mehr Einsicht und kluges Urtheil haben kann, als jener mit seiner Verschlagenheit.

Vor geistiger Begabung geht immer noch der moralische Werth des Menschen, und **Goethe** hat jenen, welchen die Natur eine gewisse Elastizität des Geistes versagt hat, eben so freundlich als gerecht mit dem Spruche getröstet:

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen,
Aber der Biederste sei, so wie im Rathe, zu Haus!

90.

Lebensart und Bildung.

„Was bildet den Menschen als seine Lebensgeschichte? und so bildet den großartigen Menschen nichts als die Weltgeschichte."

Novalis.

Anständige Formen, höfliches Benehmen, sind für den gebildeten Menschen Bedingnisse seiner Wesenheit. Ueberall, wo Rohheit oder auch nur Ordinärheit herrscht, widersteht sein besseres Gefühl der Zumuthung irgend einer Theilnahme und drängt ihn aus Kreisen hinweg, wo Alles, was er sieht und hört, den Ansprüchen feinerer Bildung widerspricht. Diese ist aber nicht so leicht zu erwerben, als man gewöhnlich glaubt, und durchaus nicht ausschließend nur das Resultat einer guten Erziehung, sondern mehr die günstige Entwicklung vorzüglicher Anlagen, mehr die Ausbildung der Fähigkeiten, den Eindruck des Schönen und geistig Vorzüglichen, den die Erziehung auf den Zögling zu machen versucht, in sich aufzunehmen.

Sehr wahr bemerkt **Börne**:

„Die wahre, feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch — Chesterfield!"

Diese war allerdings, wenn man das Benehmen und den Bildungsgrad der Menge beobachtet, stets nur das Eigenthum einer kleinen Anzahl vorzüglicher Menschen, welche freilich „Alles, was sie berühren, durch die schöne Art ihrer Behandlung gleichsam zu vergolden wissen."

Die größere Mehrzahl begnügt sich schon mit den allgemeinsten Formen einer Höflichkeit, welche sie weder selbst in einer höheren Auffassung auszuüben im Stande ist,

noch ihrerseits von Anderen erwartet. Zudem genügte hier überhaupt ein Benehmen, das nach ihren Begriffen nur nicht grob zu sein braucht, um für höflich zu gelten, während feinere Naturen in der Art und Weise ihre Höflichkeit und Delikatesse kund zu geben, in dem feinen Sinne für das Schöne, in ihrem geläuterten Geschmack, in der verständigen Benützung der gerade vorliegenden Umstände den Beweis und die Darlegung jener ächten, feinen Bildung liefern, die man bei der Mehrzahl so oft vergeblich sucht.

„Solche Menschen von feinem Gefühl bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des Andern, durch Errathen seiner leisesten Wünsche, durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen, durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflecht sich fester und sanfter um unser Herz legt, als das schneidende Haarseil einer großen Wohlthat!" Jean Paul.

Ob nun mit der Höflichkeit und den feinen Sitten der gebildeten Welt immer auch Aufrichtigkeit verbunden ist, ob nicht Absicht und Interesse gerade vielleicht den besten Ausdruck der Höflichkeit diktiren, das ist eine Frage, welche Börne wahrscheinlich bewogen hat, die Höflichkeit ein

„Staatspapier des Herzens zu nennen, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist!"

Abgesehen aber von ihrem moralischen Werth oder Unwerth bleibt Höflichkeit und feines Benehmen stets das Grundgesetz der gebildeten Welt, das gerade in jenen Fällen, wo der Nichtgebildete aufbraust, eine Beleidigung mit zürnenden Worten oder Handlungen abweist, oder sonst auf seine Weise seine Rechte vertheidigt, am strengsten beobachtet werden muß. In wichtigen Dingen, z. B. in Ehrensachen, wird der Mann von Welt doppelt höflich seyn, wenn er auch auf Tod und Leben seinem Gegner gegenüber steht, und hierin seine ächte Bildung beweisen, wie im gewöhnlichen Auftreten durch Einfachheit, das sicherste Probestück edler Sinnesart.

Es giebt Menschen, welche durch unzureichende Anlagen unfähig, den Geist und das Wesen ächter Bildung aufzufassen, dennoch beflissen sind, sich wenigstens ihren Schein zu geben und diesen durch „gemachte“ Artigkeit und einer Anzahl unnöthiger Komplimente zu erreichen suchen. Solche Leute mögen sich die Lehre Seuffert's merken:

Wer immer Rücksicht nimmt, sich bestens zu empfehlen,
Wird aus Befangenheit nur desto öfter fehlen.
Ein ängstlich Streben nach dem Schein der Artigkeit
Entzieht, was artig macht, die Unbefangenheit.

Empfänglichkeit für das Schöne, und Ausbildung des Geistes durch Kenntnisse sind die Ursachen und Träger menschlicher Bildung, aus welcher sich jene Feinheit und Gewandtheit des Benehmens von selbst ergiebt, die mit zu den angenehmsten Beigaben socialer Beziehungen gehören, und ihren Höhepunkt in einem Manne von so feinem Takt erreichen,

„der nicht nur nichts Ordinäres, Gemeines thut oder sagt, sondern auch für ein solches weder Augen noch Ohren hat.“

91.

Ueber die Tyrannei der Modethorheiten.

„Kein Wunder, daß so leicht der Mode Wurzel faßt,
Die Selbstbestimmung ist den meisten eine Last.“
Seuffert.

Den seit der Kindheit eingepflanzten und mit groß gewachsenen Vorurtheilen, namentlich des schönen Geschlechtes gegenüber, ist es eine eben so undankbare als mißliche Aufgabe über den herrschenden Einfluß der Moden zu sprechen, wenn gleich im Stillen mancher Hausvater die bizarren Einfälle eines Pariser Kleiderkünstlers oder einer Putzmacherin verwünscht, deren eigensinnige Laune nunmehr auch in seinem

Hause Platz gegriffen, indem sie den weiblichen Bewohnern das neueste Evangelium des guten Geschmackes in Gestalt eines illustrirten Modejournals vor die Augen hielten, das nun mit nicht geringer Wichtigkeit behandelt, vielfach besprochen, belobt und getadelt wird, und endlich den Beschluß hervorruft, die neue Geschmacksvorschrift, wenigstens in ihren Grundzügen, in praktische Ausführung zu bringen, da nunmehr das bisher als „schön" und „elegant" Gegoltene schlechterdings nicht mehr zu brauchen sei, wozu denn endlich nolens volens der Gatte oder Vater seine Einwilligung, d. i. eine erkleckliche Beisteuer als Preis für den ungestörten Frieden oder wenigstens doch ungetrübte Heiterkeit seiner Angehörigen geben muß.

In so ferne diese Neuerungen durch ihren praktischen Nutzen als wirkliche Verbesserungen erkannt werden müssen, läßt sich selbstredend gegen ihre Nachahmung nichts einwenden, wenn aber die krankhafte Phantasie eines erhitzten Modekünstlers, der um jeden Preis durch eine neue überraschende Idee sich Ruhm und materiellen Vortheil erringen will, der gebildeten und eleganten Welt offenbare Lächerlichkeiten zumuthet, und dieselben von dem größten Theile angenommen und mit der größten Bereitwilligkeit ausgeführt werden, wenn es zum „guten Ton" gehört, solche Thorheiten mitzumachen, und jeder andere, der vernünftiger Weise seinem eigenen besseren Geschmacke folgend, nach seiner Meinung, nicht nach der Meinung Anderer, sein Geld für seine äußere Erscheinung verwendet, mitleidig und achselzuckend „als nicht zur feinen Gesellschaft gehörig" betrachtet wird, dann ist es wohl an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, worin denn eigentlich da der Verstand liege, mit einer großen Summe Geld sich Dinge anzuschaffen, welche man selbst nicht einmal für preiswürdig und praktisch hält, aber dennoch kauft, „weil es Mode ist," „weil man es so trägt," um diese vorzüglichen Produkte moderner Verschönerungssucht einige Monate später als „veraltet," „häßlich," „unbrauchbar" ꝛc. bei Seite zu legen.

Die schlagendste Kritik für den Mode=Unsinn ist eine Sammlung von Modebildern aus verschiedenen Zeiträumen, welche eben nicht zu lange aus einander zu liegen brauchen. Das Alles galt einmal für schön, **geschmackvoll**, elegant; dafür wurde schweres Geld ausgegeben und der Ruin mancher Familie herbeigeführt. Manche Dame, welche heute über ihren Modekram entzückt ist, würde einige Jahre später, wenn man dann derselben ihr bis dorthin aufbewahrtes Eigenthum zurückgäbe, sich über ihren eigenen ehemaligen Geschmack verwundern und um keinen Preis sich dazu verstehen, mit einem Hute oder einem Kleide solcher Façon sich auf der Straße blicken zu lassen, womit sie doch früher so selbstgefällig einherging.

Da muß man wohl mit **Lichtenberg** ausrufen:

„Wenn der Mensch seinen Körper ändern könnte, wie seine Kleider, was würde da aus ihm werden, oder wenn aus den Kleidungsstücken der Frauenzimmer immer dasjenige würde, was sie sich statt derselben hätten kaufen sollen!"

Volle Beachtung verdienen auch die treffenden Worte **Jacob's**, wenn gleich auch ihre Wahrheit so gut wie in anderen Fällen meist taube Ohren trifft. Er sagt:

„Das jetzige Modewesen klagt uns mehr als irgend etwas einer Barbarei an, der wir uns längst entwachsen glauben. Die Alten kleideten sich Jahrhunderte lang **auf die nämliche Weise**, und noch jetzt muß die Kunst von diesen Einförmigen leihen, wenn sie der häßlichen Karrikatur entgehen will! **Möchte es uns doch auch einmal gelingen, nach so zahllosen Versuchen das Rechte zu finden, um dieser Knechtschaft des ewigen Wechsels zu entfliehen, die an sich unwürdig, die Quelle unendlicher Zerrüttung ist!**"

Letzteres namentlich soll in das Auge gefaßt und dem Mode=Unwesen mit allen erdenklichen Mitteln gesteuert werden, obgleich dieses dem Vorurtheile der Neuerungssucht und dem zunehmenden Hange zur Putz= und Prunksucht gegenüber, keine

leichte Aufgabe ist, und hierin höchstens durch das Beispiel einer Anzahl vernünftig Denkender, verbunden mit der unermüdlichen Geisel der Satyre in Wort, Schrift und Bild, eine Mäßigung erzielt werden kann.

Wenn so manche nach dem neuesten Modejournal geputzte Dame, welche ihren Anzug doch darum gewählt hat, weil sie glaubte darin zu gefallen, wüßte, welchen Eindruck des oft Lächerlichen sie auf einen gebildeten, denkenden Mann macht, wie in den Augen des Vernünftigen immer doch die edle Einfachheit als Kennzeichen höherer Geistesbildung gilt, und kein noch so großer äußerer Glanz einer weiblichen Erscheinung, die Leere des Kopfes oder Herzens, wenn eine solche vorhanden ist, zu verstecken im Stande ist, gewiß wir würden weit weniger Ungeschmack und Modethorheit vor unseren Augen wandeln sehen. Das Weib muß ihren Anzug zieren, nicht umgekehrt. *)

92.

Ueber das Spiel.

„Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehen, was thun sie denn? — Sie spielen."
Lichtwer.

Obgleich schon nicht wenige Abhandlungen über dieses Thema erschienen und Warnungen von dieser entsetzlichsten aller Leidenschaften allenthalben laut geworden, so kann man dennoch nicht oft genug über eine Sache sprechen, bei welcher es sich

*) Es versteht sich ohnehin, daß mit dieser Kritik der jetzigen Modethorheit der bessere Geschmack des schönen Geschlechts nicht beleidigt werden will, sondern die Rede eben nur von der Mode-Thorheit ist, von der sich übrigens die Männerwelt keineswegs ausschließt.

um das Lebensglück nicht nur einzelner Menschen, sondern auch um den sittlichen und socialen Verderb ganzer Familien handelt, und die darum wichtig genug ist, um Eltern, Lehrer und Erzieher, Staatsmänner und Seelsorger gleichmäßig zu beschäftigen.

Nicht sowohl von dem Spiele als solches, das als einen Ruhepunkt für den Geist, als eine Beschäftigung des Vergnügens gelten kann*), sondern von **der** Leidenschaft, soll die Rede seyn, welche bereits zur Riesenstärke erwachsen, sich des ganzen Menschen bemächtigte und ihn mit dämonischer Begierde täglich zu dem grünen Tische drängt, wo es sich nicht mehr um eine augenblickliche Unterhaltung, sondern um jenes schreckliche Geschäft handelt, aus der möglichst großen, rücksichtslosen Beschädigung des Nebenmenschen, eigenen Gewinn und wenig ehrenvollen Erwerb zu ziehen, und das man trotz der Verschleuderung beträchtlicher Geldsummen, trotz den hiebei rasenden Furien der elendesten Leidenschaften, trotz des erschütternden Wechsels von Furcht und Hoffnung, Verzweiflung und Jubel, Schmerz und Freude, sonderbar genug, Spiel nennt!

Unauslöschlich wird der Eindruck in Jedem bleiben, der nur einmal in seinem Leben eine solche größere Spielanstalt (z. B. in größeren Städten, Bädern rc.) besucht und an dem Spieltische die schneidenden Wirkungen beobachtet hat, welche die Leidenschaft und die Aufregung der mannigfaltigsten Gefühle auf die Gesichter der Menschen zeichnet.

In tiefen Zügen stellt sich hier vor den Blicken des aufmerksamen Beobachters ein naturgetreues, aber schauerliches

*) „Das Spiel ist eine Pause des ernsten Nachdenkens, mit minder wichtigen Beschäftigungen zum Vergnügen ausgefüllt. Kinder spielen gerne und „man läßt sie spielen, weil sie viel solcher Pausen haben müssen, weil sie nicht „anhaltend nachdenken können. Die Erwachsenen legen demnach durch die „Neigung zu diesen Pausenausfüllungen mehr oder minder das Geständniß „ab, in wie ferne ihr Verstand dem in Kinderjahren nah oder fern ist.“
Karl v. B.

Bild des inneren Menschen dar, eine interessante Galerie von Charakterbildern entrollt sich in dem düsteren, lautlosen Saale,

Wo nur Blicke glühend reden; Schweigen liegt auf jedem Munde,
Grüner Tisch und gold'ne Berge, in den Mienen starre Qual, —
Hinter ihnen schleicht der Teufel tückisch lächelnd durch den Saal!"

(Oelkers.)

Wenn man das unsägliche Elend erwägt, das schon durch diese unglückselige Leidenschaft erzeugt wurde, wie die Begierde, schnell und ohne Mühe Geld zu erhalten, Manchen, anfänglich nur Leichtsinnigen, von Stufe zu Stufe bis zu verbrecherischen Handlungen hinriß, die ganze Familien um Ehre und guten Namen brachten, wie in nicht seltenen Fällen Verarmung, Noth, Elend, Verzweiflung und Selbstmord die traurige Farçe schlossen, so wird man die Maaßregeln gerechtfertigt finden, welche die Staatspolizei in den meisten Ländern gegen das Bestehen von derlei öffentlichen oder Privatanstalten, sowie gegen das Spiel überhaupt, getroffen hat, oder diese Einschreitungen da, wo sie noch fehlen, sehnlich herbeiwünschen. Ein erschütterndes Bild eines Spielers von Profession und der entsetzlichen Folgen seiner unseligen Leidenschaft für sich und seine Familie, lieferte **Weisflog** *) in folgender, nichts weniger als übertriebenen Schilderung:

„Der Spieler hat keine Liebe und keine Heimath; sein stilles Haus ist ihm ein Ekel. Nur in der drückenden, schwülen Luft des Zimmers, wo die grüne Tafel steht, nur im Dampfe der Cigarren und nächtlichen Kerzen, nur in der höchsten Spannung der Seele und der Leidenschaften ist ihm wohl. Ihn empfangen daheim die lieblichen Knaben, springen ihm entgegen mit lieblichem Kosen — umsonst! er stößt sie von sich, denn ihn reizt nur der Treff- oder Coeur-Bube! Bittende flehende Liebe seines unglücklichen Weibes, streckt nach ihm die zitternden Arme —

*) Christian Weisflog, Stadtgerichtsdirektor zu Sagan, † 1828 (Phantasiestücke und Historien. Dresden 1839.)

umsonst! Er denkt nur an Pallas, Argine, Rachel und Judith. Seine Lieben warten zu Hause auf ihn mit der Mahlzeit — der Vater kommt nicht. Trübe brennen die Lichter herab, im Winkel hier und dort sitzen die weinende Mutter und die vor Hunger schlummernden Kinder — der Vater kommt nicht — da essen sie die kalte Kummerkost, da vergraben sie endlich ihr Leid in die Wellen des tröstenden Bettes. Da, wenn die Morgensonne schon hell in's Zimmer strahlt, schleicht der blaße Wüstling herein. Die Verzweiflung sträubt sein Haar. Er ist nüchtern, nüchtern ist ihm Alles, sein ganzes Leben ist ihm nüchtern, wie eine todtenstille Einöde, wo kein Vogel zirpt, keine Fliege summt. Ihm ekelt vor Speise, nur das höllische Feuer flüssiger Geister mag sein menschliches Bedürfniß noch stillen. Da sinkt er in lethargische Ohnmacht und träumt, sich wälzend in Seelenqual und Ermattung bis zur Stunde fort, wo ihm wieder die Hölle sich öffnet. Ob draußen der Dezember mit funkelndem Schnee die Erde deckt, ob der blumenvolle Junius mit seinen Nachtigallen wiederkehre, das ist ihm gleichgültig; gleichgültig ist ihm der Todesblick des Unerfahrenen, dem seine Harke mit dem letzten Groschen Gut und Ehre und Seligkeit genommen; gleichgültig Tugend, Menschlichkeit und Zukunft! Da endlich um Mitternacht bringen sie der verweinten Gattin, den schlaftrunkenen Kindern den entstellten blutigen Leichnam des Selbstmörders!"

Wie über so vieles Andere, drücken sich die Alten, diese vortrefflichen Lehrmeister der Lebensweisheit, auch in diesem Betreffe mit kurzen, treffenden Worten aus, in welcher Weise überhaupt das Spiel betrachtet und behandelt werden soll.

Setze dich ruhig hin und spiel' auch wenn du verlierst,
Laß' es ein Spiel dir seyn, keine verbitternde Qual.
Wer mit Geschäften spielt und aus dem Spiel' ein Geschäft macht,
Wirret die Zeiten und giebt keiner derselben ihr Theil! —

(Herder's Uebersetzung.)

Es wurde bereits schon früher erwähnt, daß das wohlfeilste Mittel zur Kenntniß des Menschen die Beobachtung

seiner Leidenschaften sei, weßhalb man auch von dem Benehmen eines Menschen beim Spiele (überhaupt bei Geschäften mit Geld und Geldeswerth) ziemlich sicher auf Bildungsgrad und Charakter schließen kann. Weil der Besitz oder die Entbehrung jenes allgemeinen Tauschmittels zu mächtig auf die Entfesselung oder Beherrschung menschlicher Neigungen und Leidenschaften einwirkt, ist das Benehmen und die Handlungsweise in **dem** Augenblicke, dem beobachtenden Menschenkenner besonders interessant, wo es sich um eine Vermehrung oder Verminderung dieser Mittel, sohin um den Grad der Freiheit handelt, jenen Genüge thun zu können. Der ruhig, vernünftig denkende Mann wird bei solchen Anlässen nach einem anderen Maaßstabe urtheilen und auf den Besitz von Geld und Geldeswerth nicht jenen ausschließenden Werth legen, wie der Pöbel, der nichts vortrefflich hält, als was nach seinen Begriffen vorzüglich ist, also Besitz und Geld, Rang und Ansehen, äußere Formen 2c. und darum sich auch, gemäß seiner Denkungsart hierüber, benehmen. Am wenigsten wird er an solchen Spielen Geschmack finden, bei welchen nur durch Beschädigung an dem Eigenthum eines Anderen (wenn auch mit seinem Willen) Gewinn erwachsen kann, oder der eigene Verlust in die Tasche des Gegners wandert.

Es ist eine, einem hohen Geiste unwürdige Beschäftigung, die am wenigsten mit der gewöhnlichen Entschuldigung des „Zeitvertreibes" beschönigt werden kann. Wenn man Jemand fragt: „Haben Sie wirklich keine anderen Mittel gefunden, sich die Zeit zu vertreiben?" so ist die Antwort, die immer als eine aufrichtige und wahre erwartet werden kann, mehr als viele andere Proben, für den Mann und seine Sinnesart bezeichnend.

Der geistvolle Mann wird kaum in den Fall kommen, darauf antworten zu müssen.

93.

Stille, Zurückgezogenheit, Muße und Einsamkeit.

„Vom wilden Lärm der Städte fern,
Im kühlen Hain weht Geist vom Herrn,
Es ist der Andacht stiller Geist,
Der uns dem Weltgefühl entreißt;
In heil'ger Gluth die Herzen läutert,
Und der Gedanken Kreis erweitert."
Schmidt-Phiselbeck.

Ein Kapitel nicht nach Jedermanns Geschmack. Wenn die Mehrzahl der Menschen von dem lauten Markt des Lebens und dem was er zu bieten vermag, eingenommen, wenn Beschäftigung und Vergnügen meistens dort gesucht und gefunden werden, so giebt es einen kleinen Kreis von Auserwählten, welche in anderer Weise ihren Lebensgenuß und ihre Zufriedenheit aufsuchen, und zwar in der Stille der Zurückgezogenheit, im Genuße häuslichen Familienlebens, oder im Umgange mit einem auserwählten Freunde und in jener Beschäftigung, welche namentlich darauf abzielt, in Studien und wissenschaftlichen Untersuchungen, im Genuße der Lektüre klassischer Werke der Alten, und des Vorzüglichsten der Neuern, in den edelsten Empfindungen geistiger Schönheit in den Werken der Poesie, Musik und bildenden Kunst, in stiller Betrachtung der Natur und der Wirksamkeit ihrer geheimen Kräfte, in Beobachtung des Entwicklungsganges politischer und kulturhistorischer Zustände u. s. w. ihren Geist zu bilden, ihr Urtheil zu schärfen, sich bei dem steten Umgange mit geistreichen Menschen, an Anschauung großer Verhältnisse zu gewöhnen und so mit jedem Tage die Gränzen ihrer Erkenntniß zu erweitern, mit einem Worte dasjenige hochschätzen zu lernen, was die Menschen in der Regel gering achten und zu verachten, was die Mehrzahl derselben hochschätzt!

Zimmermann*) in seinem vortrefflichen Buche über die Einsamkeit, das, voll treffender Wahrheiten, die Zustände der großen Welt im Gegenhalt zu dem Genuße wohl benützter Zurückgezogenheit schildert, entwickelt die Vortheile dieser letzteren in einer Reihe von Abhandlungen, in welchen er zu zeigen versucht, wie Einsamkeit den Menschen gesellig macht mit sich selbst, wie kein Mißmuth so groß ist, und kein Kummer so schrecklich, den wohlbenützte Einsamkeit nicht lindert, wie alles Weltenglück nichts ist, wenn es uns in unserem Hause nicht glücklicher macht, wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrifft, wie Lust zur Arbeit alle Seelenkräfte schärft und vergrößert, wie neue Tugenden durch Mangel eines schalen Umganges in der Einsamkeit gedeihen, wie in derselben Charakter und Gesinnungen immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen, wie die Einkehr in uns selbst die Bekanntschaft mit unseren eigenen Herzen befördert wie wir da alles, was außerhalb liegt, mit andern Augen betrachten, wie man da alles genauer untersucht und beurtheilt, kurz, wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet und wahres inneres Glück, und wie sehr man von der Wahrheit überzeugt wird, wie wenig sich Weltgewirre und Zerstreuungssucht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftsloser Beurtheilung und dem Nachdenken über Wahrheit und Menschen verträgt!

Das ist aber die Lieblingsbeschäftigung jedes denkenden Menschen, während leere Seelen sich selber zur Last sind und darum beständig nach Zerstreuung jagen.

Es ist zwar allerdings nicht zu vergessen, welch' eine wichtige Rolle der Gemüthszustand eines Menschen spielt, und wie absolute Einsamkeit in demselben Maaße die schwermüthigsten Qualen verschafft, die schmerzlichsten Empfindungen

*) Johann Georg Ritter v. Zimmermann, großbritt. Leibarzt und Hof-Rath zu Hannover, † 1795.

des Verlustes steigert, selbst zu Lastern und Verbrechen leiten kann, als sie den Seelenzustand eines Andern durch die freundlichen Gefühle der Erinnerung, durch Heiterkeit und Zufriedenheit emporhebt, was **Rochlitz** *) in dem Gedanken ausdrückt:

O glaubt, wenn Still' und Abgezogenheit,
Die Amme höchster Tugend werden kann,
So reicht sie auch dem kühn ruchlosen Sinn
Die lachende, die nahrungsvolle Brust,
Im Strom der Welt geht alles Große unter,
Bös oder gut; doch Abgeschiedenheit
Erzieht es riesengroß, bös oder gut!

Auch **Zimmermann** verkennt keineswegs diese verschiedenen Wirkungen, doch betrifft seine Abhandlung mehr die Schilderung der Vortheile nützlicher Beschäftigung auf dem Gebiete geistiger Erkenntniß in ungestörter Einsamkeit, ohne damit die Abgeschlossenheit eines Eremitenlebens, ferne vom Umgange mit allen Menschen im Auge zu haben, als die Untersuchung des Eindruckes des Abgeschiedenseins und der Verlassenheit überhaupt auf die verschiedenen Seelenzustände der Menschen.

Mögen nun diese auf die verschiedenen Individualitäten auch die verschiedensten Wirkungen hervorbringen, so viel steht fest, daß einmal erreichte Erkenntniß von dem eigentlichen Werth jener Dinge, welche der Haufe hochpreist, die Ueberzeugung von der schnellen Abnützung und Vergänglichkeit jedes und allen sinnlichen Genußes, die Wahrnehmung jener Verhältnisse, auf welche **in Wahrheit** die Gunst und Ungunst der Menschen, Ehre, Verdienst, Rang und Ansehen, Reichthum und Besitz und viele tausend andere Dinge beruhen, welche das „Glück" des Menschen ausmachen, in Verbindung mit einem strebsamen Geiste, Liebe zu den Wissenschaften und

*) Friedr. Rochlitz, weimar. Hofrath, † 1842.

das Bewußtsein einer höheren Bestimmung unwiderstehlich aus dem kleinlichen Getriebe der großen Welt, aus dem ewigen Wettkampfe der Leidenschaften, des Eigennutzes und der Selbstsucht hinwegdrängen in die Ruhe und Stille der Zurückgezogenheit und des häuslichen Familienlebens, um in geistnährender Beschäftigung und dem ruhigen Genuße reiner Freuden, welche Vernunft und Natur immer gewähren, überreichen Ersatz für alle „Entbehrungen" der großen Welt zu finden, wenn diese überhaupt noch als solche betrachtet werden können.

Glücklich derjenige, dem seine Verhältnisse eine solche Lebensweise erlauben und der darin dauernden Genuß findet! — Es ist die Summe aller angenehmen Empfindungen.

Anhang.

Aussprüche,

Meinungen und merkwürdige Reden

mehrerer

griechischer Philosophen und Weltweisen

des Alterthums.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zieret Athen Hellas und Hellas die Welt.

Herder.

1. Thales,

aus der kleinasiatischen Stadt Milet und einem erlauchten Geschlechte stammend, lebte um 600 v. Chr. Er wird als der Erste der damals bekannten sieben Weisen und überhaupt als der erste Philosoph Griechenlands und als Begründer der jonischen oder physischen Philosophenschule genannt. Er soll unter anderen astronomischen Beobachtungen auch die Eintheilung des Jahres in 365 Tagen zuerst aufgestellt und zuerst eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben.

Als man ihm zuredete, sich doch auch zu verheirathen, sprach er: Es ist noch nicht Zeit; später aber, als er schon zu altern anfing: Es ist nicht mehr Zeit.

Auf die Frage: warum er keine Kinder erzeuge? antwortete er: Aus Kinderliebe; auf jene: ob die Nacht oder der Tag früher gewesen sei? Die Nacht war um einen Tag früher. —

Er bezeichnete als das Geschwindeste: Den Gedanken, denn er durchläuft Alles; als das Weiseste: Die Zeit, denn sie erfindet Alles; als das Stärkste: die Noth, denn sie bezwingt Alles. Das Schwerste ist: Sich selber kennen; das Leichteste: Anderen rathen; das Angenehmste: Seine Wünsche erreichen.

Man lebt am gerechtesten, wenn man das, was man an Andern tadelt, selbst nicht thut.

2. Solon,

der berühmte Gesetzgeber der Athenen, aus dem alten Königsgeschlechte des Kodros stammend, lebte um 600 v. Chr.; ebenfalls einer der sieben Weisen Griechenlands.

Solon verglich die Gesetze mit Spinnengeweben: Das Leichte und Schwache bleibt hängen, das Starke zerreißt sie

und geht durch; sagte aber dennoch: Ich will meine Gesetze so abfassen, daß Jeder erkennen soll, es sei nützlicher, solchen nachzuleben, als ihnen entgegen zu handeln.

Er pflegte u. A. zu sagen:

Die Menschen werden am Besten vor Unrecht und Frevel zurückgehalten, wenn diejenigen, die kein Unrecht erduldeten, ebenso dagegen aufgebracht sind, als diejenigen, die das Unrecht getroffen hat.

Die Hofleute gleichen den Rechnenzeichen, welche entweder viel oder wenig bedeuten, je nachdem es dem Fürsten einfällt, mehr oder weniger aus ihnen zu machen.

Rechenschaft halte für zuverlässiger, als den Eidschwur.

Herrsche, wenn du erst gelernt hast, beherrscht zu werden.

Reichthum erzeugt Sättigung, Sättigung Muthwillen.

3. Chilon,

ebenfalls einer der sieben Weisen Griechenlands, florirte um das Jahr 600 v. Chr.; auch bekannt wegen seiner Art, sich kurz in der Rede zu fassen (Chilon'sche Rede). In Lacedemon zum Ephor erwählt, starb er im hohen Alter aus Freude über den Sieg seines Sohnes bei den Festspielen zu Olympia.

Er sagte u. A.:

Es ist schwer, Geheimnisse verschweigen, müßige Stunden gut anwenden und Unrecht ertragen können.

Ein Verlust ist immer besser, als ein schädlicher Gewinn, denn ein Verlust macht nur einmal mißvergnügt, ein schändlicher Gewinn allezeit.

Auf dem Probirstein wird das Gold auf seinen Gehalt geprüft, durch das Gold der Mensch!

Besuche deinen Freund öfter, wenn er unglücklich, als wenn er glücklich ist.

4. Pittakos,

aus Mitylene auf der Insel Lesbos, lebte um das Jahr 600 v. Chr. Er erhielt die Regierung seiner Vaterstadt und war ausgezeichnet durch seine Tugend und Uneigennützigkeit. Einer der sieben Weisen.

Er pflegte u. A. zu sagen:

Gegen die Nothwendigkeit kämpfen selbst die Götter vergebens.

Der erste Platz zeigt den Mann.

Das Beste ist, das Gegenwärtige gut zu machen.

Am veränderlichsten ist der Lauf des Wassers und der Sinn eines Weibes.

Der Weise trifft, ehe das Unglück kommt, Vorsorge, wie er ihm entgehen kann, der Tapfere erträgt es standhaft, wenn es gekommen ist.

5. Bias,

gebürtig aus der jonischen Seestadt Priene, lebte um das Jahr 600 v. Chr. und als der beste Redner seiner Zeit berühmt. Einer der sieben Weisen.

Seine Aussprüche waren u. A.:

Derjenige ist unglücklich, der das Unglück nicht zu tragen weiß.

Was den Menschen am meisten schmeichelt, ist die Hoffnung, was ihnen am meisten gefällt, der Gewinn.

Ich will lieber unter Feinden als Freunden Richter seyn; denn von meinen Freunden wird mein Richterspruch immer einen zu meinem Feinde, von meinen Feinden derselbe immer einen zu meinem Freunde machen.

Von Jugend an bis zum Alter nimm die Weisheit zum Reisegeld, denn sie ist von allen Gütern das dauerhafteste.

6. Kleobulos,

aus Lincos auf der Insel Rhodos, lebte um 560 v. Chr., durch seine scharfsinnigen Räthselfragen und seine gelehrte Tochter Kleobuline, (Eymetis), ebenfalls Dichterin hexametrischer Räthsel, berühmt. Einer der sieben Weisen.

Er äußerte u. A.:

Die Töchter soll man verheirathen dem Alter nach als Jungfrauen, dem Verstande nach als Weiber.

Sei im Glücke nicht hochmüthig und im Unglücke wirf dich nicht weg.

Heirathe deinesgleichen, eine Vornehmere macht deine Schwäger zu deinen Herren.

Thut euren Freunden und Feinden Gutes; ihr erhaltet dadurch die Einen und gewinnt vielleicht auch die Anderen.

7. Anacharsis,

ein Skythe von Geburt und Bruder des skythischen Königs Caduides, kam gegen das Jahr 600 v. Chr. nach Athen, um griechische Sitte und Philosophie zu lernen, wo er die Freundschaft Solon's u. A. gewann. Er soll den zweizahnigen Anker, die Töpferscheibe und Stein und Stahl als Zündmittel erfunden haben, und nach seiner Rückkehr in's Vaterland wegen seines Versuches, griechische Sitte und Bildung dort einzuführen, von seinem Bruder getödtet worden seyn.

Er hielt als das Schlimmste an dem Menschen: die Zunge, und mahnte daher, man solle sie vorerst, dann den Bauch und die Scham beherrschen.

Er sagte auch: Der Weinstock trägt dreierlei Gattung von Trauben, die Lust, die Trunkenheit und die Reue!

Einem Griechen, der ihm einst schimpfend sein rohes Vaterland vorwarf, entgegnete er: Mir gereicht mein Vaterland zum Vorwurfe, du aber dem deinigen.

8. Myson,

aus Lacedämon, von Plato mit zu den sieben Weisen gerechnet, sogar von dem delphischen Orakel als der Weiseste bezeichnet.

Er war der Meinung: Man müsse die Sachen nicht nach den Worten, sondern die Worte nach den Sachen erforschen, denn die Sachen sind nicht der Worte wegen, wohl aber die Worte der Sachen willen da.

9. Anaxagoras,

aus der jonischen Stadt Clazomene, lebte um 500 v. Chr. im geistreichen Umgange mit Perikles u. A. zu Athen, (woraus er, als Religionsfeind angeklagt, sich flüchten mußte), später in Lampsakos.

Als ihm die Athener während seiner Abwesenheit wegen Gottlosigkeit zum Tode verurtheilt hatten, und man ihn davon benachrichtigte, sprach er: Auch sie hat die Natur, wie mich, schon längst zum Tode verurtheilt!

Bei der Nachricht von dem Tode seines Sohnes äußerte er: Ich wußte ja vorher, daß ich einen Sterblichen gezeugt habe.

Als man seine Verbannung mit den Worten bedauerte: Du mußt nun des Umganges mit den Athenern entbehren, entgegnete er: Mit nichten, sie müssen des meinigen entbehren.

Einen Fremden, der sich sterbend beklagte, daß er ferne von seiner Heimath das Leben verlieren müsse, tröstete er mit den Worten: Laß dich das nicht kümmern, denn überall führt ein gleich weiter Weg zum Orkus.

10. Sokrates,

der berühmte, allbekannte Weltweise, geboren zu Athen am 6. Thargelion des 4. Jahres der 77. Olympiade (20. Mai 469 v. Chr.) gestorben im Jahre 399 v. Chr. *)

Man hat von ihm eine Menge Aussprüche. So pflegte er z. B. zu sagen:

Wenn man den großen Haufen hochschätzen wollte, so sei das gerade, als wollte man ein Vierdrachmenstück zwar als schlechte Münze (was es auch wirklich ist) verwerfen, aber einen ganzen Haufen davon als gute Münze annehmen.

Fremder Tadel, der uns gerecht trifft, zeigt uns unsere Fehler und führt uns zu ihrer Verbesserung; ungerechter Tadel trifft uns nicht, und es ist darum thöricht, sich darum zu bekümmern.

Es ist nur ein einziges Gut für den Menschen: die Wissenschaft, und nur ein einziges Uebel: die Unwissenheit.

Es ist keine Schande, nichts zu wissen, wohl aber, nichts lernen zu wollen.

Durch nichts läßt sich dem Mangel leichter begegnen, als durch Mäßigkeit.

Ich weiß nichts, als, daß ich nichts weiß!

Auf dem Bazar mit einem seiner Freunde lustwandelnd, beklagte sich dieser beim Anblicke der vielen kostbaren Dinge, die hier zum Verkaufe lagen, wie vieles er noch entbehren müsse. Mir zeigen diese Dinge, antwortete Sokrates, wie viel ich nicht bedarf!

Als ihn einst ein roher Mensch mit dem Fuße stieß, sagte er ruhig zu seinen hierüber entrüsteten Freunden: Wenn

*) Man vergleiche die vortreffliche, in wahrhaft erhebender Weise geschilderte Biographie des berühmten Weltweisen: des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt v. E. v. Lassaulx. München. Cotta 1859.

mich ein Esel geschlagen hätte, würde ich mit ihm einen Prozeß anfangen?

Man sagte ihm, daß ein Undankbarer, dem er früher viele Wohlthaten erzeugt habe, Uebles von ihm gesprochen habe. Der Weltweise antwortete: Was hätte er erst gesagt, wenn ich ihm Schlimmes zugefügt hätte!

Ueber seine Xantippe sagt er: Ich habe mich an ihr Zanken gewöhnt, wie an das fortwährende Knarren der Räder; wirst du über das Schnattern der Gänse unwillig?

Als einst dieselbe aus Zorn den Tisch mit Allem, was darauf stand, umwarf, und die geladenen Gäste darüber erzürnt waren, sprach Sokrates ruhig: Erinnert ihr euch nicht, daß unlängst, als eine Henne auf unsern Tisch flog, und uns einen gleichen Possen spielte, wir uns darüber auch nicht erzürnten?

Bei ähnlicher Gelegenheit, als Xantippe einen Kuchen auf den Boden warf und erbost mit den Füßen darauf sprang, sagte Sokrates: Zur Strafe dafür sollst du auch nichts davon essen.

Bei einem andern Gastmahle war Xantippe fügsamer und schämte sich, so wenig aufsetzen zu können. Beruhige dich, liebes Weib, sagte Sokrates, sind unsere Gäste ehrliche Leute, die uns wohlwollen, so nehmen sie vorlieb, sind sie das nicht, warum sollten wir uns um sie bekümmern?

Als ihn einst Xantippe tüchtig schmähte und zuletzt auch noch mit Wasser begoß, sagte er lachend: Ich dachte mir wohl, daß nach dem Donnerwetter Regen folgen würde.

Auf die Frage, was besser sei, zu heirathen oder ledig zu bleiben? antwortete er: Thue, was du willst, es wird dich beides reuen!

Sokrates meinte, weil er mit einem so bösen Weibe auskommen könne, es werde ihm nicht schwer werden, mit allen Menschen in Frieden zu leben.

Als bei seiner Verurtheilung sein Freund Kriton klagte: O Gott! du stirbst so unschuldig! antwortete er freundlich: Wäre es dir lieber, wenn ich schuldig stürbe?

Er rieth den Jünglingen, sich öfter im Spiegel zu beschauen, wenn sie schön seien, sich auch ihrer Schönheit gemäß zu betragen (die Erwartungen erfüllen, die sie durch ihr Aeußeres erregen), wenn sie häßlich seien, dieses durch ihre Geistesbildung zu bedecken.

Er lachte über Jene, welche die Früchte vor ihrer Zeit mit schwerem Gelde bezahlten. Verzweifeln denn die Leute, sagte er, die Zeit zu erleben, wo diese Früchte in Menge und wohlfeil zu haben sind? Diese Menschen thun, als ob sie nur des Essens und Trinkens wegen lebten, ich esse und trinke, um zu leben.

11. Aristipp,

aus der griechischen Pflanzstadt Kyrene in Afrika, lebte um 380 v. Chr., Lehrer der Philosophie zu Aegina und später im Hofdienste Dionysius II. in Syracus, ein eifriger Schüler des Sokrates, nach dessen Tode er Stifter der nach seiner Geburtsstadt benannten kyrenäischen Philosophenschule wurde.

Er pflegte zu sagen:

Geschirr wohl, welches die Menschen auf dem Markte kaufen, prüfen sie sorgfältig, ihr Leben aber niemals.

Besser ist's ein Bettler als ein Dummkopf seyn, jenem fehlt es nur an Geld, diesem aber an Verstand.

Man frug einst den Aristipp, was denn die Philosophen vor Anderen voraus hätten? Das, antwortete er, daß wir auf die nämliche Art leben würden, wenn man auch alle Gesetze aufhöbe.

Einem Lästerer, von dem er sich entfernte, und der ihn frug: Warum entfliehst du? entgegnete er: Du hast zwar die Macht, übel von mir zu reden, ich aber jene, dich nicht anzuhören.

Als Aristipp einst den ersten Schritt zur Beilegung eines Streites machte, und diesen Umstand hervorhob, sagte sein Gegner: Du hast Recht, du bist besser als ich, ich habe unsern Streit angefangen, du aber unsere Freundschaft!

Den Vorwürfen seiner Freude über seinen Umgang mit der dortmals berühmtesten Hetäre Griechenlands, entgegnete er mit der Behauptung: Ich habe die Lais, aber sie hat mich nicht. Die Wollust beherrschen und nicht von ihr beherrscht zu werden, nur dieß ist vortrefflich, nicht aber ihr gänzlich entsagen.

In dem prachtvollen Hause des Dionysius spie er dem überaus häßlichen Haushofmeister in's Gesicht; dieser zürnte, aber Aristipp sagte: Ich fand keinen schicklicheren Ort, um auszuspeien.

Man fragte ihn, was ihn denn beim Dionys so beliebt mache? Das Nämliche, antwortete er, worüber mich Andere tadeln.

Man machte ihm Vorwürfe, daß er bei Dionys einen Fußfall gemacht habe. Ich kann nichts dafür, entgegnete er, daß Dionys das Gehör bei den Füßen hat.

Als ihm Jemand ein theueres, leckerhaftes Gericht mit dem Bemerken verwies, daß er dafür keine 3 Obolen geben würde, entgegnete Aristipp: Dein Geiz ist also noch größer als meine Leckerhaftigkeit.

Einer Hetäre, die ihn der Vaterschaft anschuldigte, sagte er: Das weißt Du nicht mehr, als du weißt, wenn du auf Dornen gingst, welcher dich gestochen hat.

12. Stilpon,

aus Megara, lebte um 300 v. Chr. Als Philosoph zu Athen im großen Ansehen, mußte er dennoch wegen eines Scherzes, den er auf die Statue der Pallas Athene gemacht hatte, die Stadt verlassen.

Man erzählt von ihm, daß er bei der Einnahme und Plünderung seines Wohnortes Megara durch Demetrius

Poliorketes, die auch ihn seiner ganzen Habe beraubte, geäußert habe, auf seinen geistigen Reichthum und seine Kenntnisse anspielend: Das Meinige sah ich Niemand wegtragen!

13. Menedemos,

von Eretria, Stadt auf der Insel Euböa, Schüler des Platon Stilpon und Phädon, Stifter einer Philosophenschule, lebte um das Jahr 400 v. Chr., der innigste Freund des Philosophen Asklepiados in Phlios.

Er hielt für ein großes Gut, Alles zu erlangen, was man wünscht; ein noch größeres aber sei, nicht mehr zu wünschen, als man erlangt hat.

Die Frage: ob ein kluger Mann wohl heirathen wird? erwiederte Menedemos mit der Gegenfrage: Scheine ich dir ein kluger Mann zu seyn? Als ihm nun der Frager erwiederte: Wie anders? Nun so muß ich dir sagen, daß ich geheirathet habe, sprach Menedemos.

Als er hörte, daß Bion die Wahrsager heftig verfolge, sagte er: Er soll aufhören, die Todten zu erwürgen.

14. Plato,

oder wie er eigentlich hieß, Aristokles, einem alten und vornehmen Geschlechte Athen's entstammend, und dort im Todesjahre des Perikles, 429 v. Chr., geboren, der hochberühmte und allbekannte Philosoph und Lehrer der Akademie zu Athen, woselbst er nach dem Tode seines Freundes und Lehrers Sokrates und von größeren Reisen zurückgekehrt, im Kreise seiner Schüler, unter welchen selbst Frauen in Männertracht waren, seine Vorträge hielt. Er starb im 81. Lebensjahre (348 v. Chr.)

Einige Aussprüche von ihm waren:

Kein Schlafender hat einen Werth.

Schön ist die Wahrheit, Freund, und bleibend, allein es scheint nicht leicht zu seyn, die Menschen davon zu überreden.

Den Betrunkenen rieth er, in einen Spiegel zu sehen.

Die **Freundschaft** theilte er in drei Arten: **natürliche**, durch die Geburt, **gesellschaftliche**, durch Umgang, **gastfreundliche**, für Fremde; die **Wissenschaft** in drei Arten: **praktische**, deren Wesen in der Handlung selbst liegt und nichts zurückläßt, z. B. Politik, Tonkunst 2c.; **effektive**, die ein Bleibendes hervorbringt, z. B. Baukunst; **theoretische**, die weder handelt, noch etwas hervorbringt, z. B. Geometrie, Astronomie 2c.; die **Gesetze** in zwei Arten: **geschriebene**, Staatsgesetze, und **ungeschriebene**, Sittengesetze; die **Herrschaft** in fünf Arten: nach dem Gesetze, nach der Natur, nach den Sitten, nach der Geschlechtsfolge, nach der Gewalt; **die Kunst richtig zu reden** in vier Arten: **was, wie viel, zu wem und wann** u. s. w.

Erzürnt über einen Sklaven, bat einst **Plato** seinen eben hinzutretenden Freund **Xenokrates**: Ich bitte dich, prügle statt meiner diesen Knecht durch, denn ich bin zu sehr erzürnt gegen ihn.

15. Xenokrates,

aus Chalkedon, Stadt in Bithynien, starb 314 v. Chr., Schüler des **Platon**, durch seine Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit und Redlichkeit von den Athenern so hoch geehrt, daß sie sein Wort dem Eidschwur gleich gelten ließen.

Er sagte einst zu Einem, der weder von der Musik, noch von der Geometrie, noch Astronomie etwas gelernt hatte: Dir fehlen die Handhaben der Philosophie.

Ein ansehnliches Geschenk **Alexanders** wies er mit den Worten ab: **Alexander** braucht das Geld nöthiger als ich. Die Könige, nicht die Weltweisen, haben das Geld vonnöthen.

16. Bion,

aus Borysthenites (Skythien), lebte im 3. Jahrhundert n. Chr. am Hofe des Königs Antigonos von Macedonien, früher Akademiker, später der kyrenäischen Schule zugethan, als deren Letzter er genannt wird.

Er war der Meinung:

Es ist ein großes Uebel, das Uebel nicht ertragen zu können.

Die Danaiden wären mehr gestraft, wenn sie das Wasser mit ganzen Gefäßen schöpfen müßten.

Die Knicker sorgen Tag und Nacht für ihre Sachen, die ihnen gehören, brauchen sie aber so wenig, als ob sie ihnen nicht gehörten.

Nur dann kann man glauben, in der Philosophie einen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn man bei Beleidigungen eben so unempfindlich bleibt, als bei Schmeicheleien.

Als Bion einst in Gesellschaft schlechter Menschen auf dem Meere schiffte und von Seeräubern überfallen wurde, riefen jene: Wir sind verloren, wenn wir erkannt werden! Bion aber sprach: Und ich, wenn ich nicht erkannt werde.

Einem neidischen Menschen, den er in übler Laune sah, sagte er: Dir ist etwas Uebles oder einem Andern etwas Gutes begegnet!

17. Lakydes,

aus Kyrene, Akademiker und Schüler des akademischen Philosophen Arkesilas zu Athen, lebte um das Jahr 241 v. Chr.

Auf den Vorwurf, eine schmeichelhafte Einladung an den Hof ausgeschlagen zu haben, entgegnete Lakydes: Man müsse Gemälde und große Herren nur von ferne sehen.

18. Aristoteles,

aus Stagira, einer griechischen Kolonie in Thracien, geb. 384 v. Chr., der berühmteste Schüler des Plato, Stifter der sogenannten peripatetischen (herumwandelnden) Schule zu Athen, von der Art dieses Weltweisen, im Auf- und Abgehen seinen Schülern Vorträge zu halten, so benannt; starb 322 v. Chr. zu Chalkis auf Euböa.

Seine Aussprüche waren u. A.:

Der Lügner hat als Gewinn, daß man ihm nicht glaubt, auch wenn er die Wahrheit spricht!

Die Wissenschaften sind im Glücke eine Zierde, und im Unglücke eine Zuflucht.

Nicht darauf ist zu sehen, einem großen Staate anzugehören, sondern ob man würdig ist, Bürger eines großen Staates zu seyn.

Die Philosophie hat den Nutzen, daß man das ungeheißen thut, was die meisten nur aus Furcht vor den Gesetzen thun.

Ein Freund ist eine Seele in zwei Körpern.

Man soll sich gegen Freunde so verhalten, wie wir wünschen, daß sie sich gegen uns verhalten sollen.

Geistesbildung ist das beste Zehrgeld im Alter.

Der Weise ist nicht leidenschaftslos, sondern hat nur gemäßigte Leidenschaften.

Man tadelte einst sein Almosen an einen nichtswürdigen Menschen. Mein Mitleid, entgegnete er, sah nur auf seine Bitten, nicht auf seine Sitten.

Einem Schwätzer, der eine Fluth von Schmähungen über ihn ausgoß, und mit der Frage endete: Hab' ich dir nun genug gesagt? antwortete Aristoteles: Beim Jupiter, ich habe nicht aufgemerkt!

Ein andermal benachrichtigte man ihn, daß ihn Jemand während seiner Abwesenheit sehr geschmäht habe; da sprach er lachend: Meinethalben, wenn ich nicht dabei bin, mag er mich auch prügeln!

19. Demetrios Phalereys,

aus Phaleron im Athenienſiſchen Gebiete, Schüler des Theophraſt, lebte um 318 v. Chr., wegen ſeiner Beredſamkeit von den Athenern hoch geehrt, die ihm nicht weniger als 360 eherne Statuen geſetzt haben ſollen.

Er äußerte u. A.:

Ein Jüngling muß im Hauſe ſeine Eltern, auf den Wegen den ihm Begegnenden, in der Einſamkeit ſich ſelbſt ehren.

Bei glücklichen Ereigniſſen kommen die Freunde ungerufen, bei unglücklichen entfernen ſie ſich von ſelbſt.

Nicht nur der Reichthum iſt blind, ſondern auch das dahin führende Glück.

Was im Kriege das Eiſen thut, vermag in der Politik die Rede.

Demetrios, vom Neide verfolgt, wurde während ſeiner Abweſenheit von den Athenern zum Tode verurtheilt. Man begnügte ſich vorläufig, ſeine Bildſäulen niederzureißen. Da ſprach Demetrios: Aber die Tugend können ſie nicht zerſtören, wegen welcher ſie ſie mir aufgeſtellt haben.

20. Antiſthenes,

aus Athen, lebte um 380 v. Chr., Freund und Schüler des Sokrates, Stifter der ſpäter durch argen Mißbrauch ausgearteten kyniſchen Philoſophenſchule, welche völlige Bedürfnißloſigkeit und Selbſtgenügſamkeit zur Lebensaufgabe machte.

Er pflegte u. A. zu ſagen:

Es iſt königlich, edel zu handeln und getadelt zu werden.

Das beſte Reiſegeld iſt das, was aus dem Schiffsbruche mit uns herausſchwimmt.

Es iſt beſſer mit wenigen Guten gegen alle Böſen, als mit vielen Böſen gegen wenige Gute zu kämpfen.

Feinde ſind uns nützlicher als Freunde, denn ſie machen uns eheſtens mit unſeren Fehlern bekannt.

Es ist besser unter Raben als unter Schmeichler gerathen, jene fressen nur die Todten, diese die Lebendigen auf.

Das größte Glück für den Menschen ist glücklich zu sterben.

Die Neidigen werden, wie Eisen vom Rost, von ihrer eigenen Gemüthsart angefressen.

Das Nöthigste ist, das Böse zu verlernen.

Wenn man die Guten nicht mehr von den Bösen zu unterscheiden weiß, dann gehen die Staaten zu Grunde.

Man tadelte Antisthenes, daß er nicht von freigebornen Eltern herstamme. Ich bin auch nicht von zwei Ringkämpfern erzeugt, und dennoch ein Ringkämpfer, sagte er.

Einem fliehenden Ehebrecher rief er zu: Welcher Gefahr hättest du um einen Obolos entgehen können!

Er muthete einst den Atheniensern zu, sie möchten dekretiren, daß ihre Esel von heute an — Pferde seyn sollten. Als sie dieses unvernünftig fanden, sagte er ihnen: Findet ihr das weniger unvernünftig, daß Viele, die gar nichts gelernt haben, von euch in Staatsämtern angestellt, zu dem, was sie sind, nur blos von euch gemacht werden? —

Diogenes besuchte ihn einstens in seiner Krankheit. Als nun Antisthenes klagend ausrief: Ach wer wird mich von den Schmerzen befreien!? gab ihm Jener einen Dolch. Von den Schmerzen, sagte ich, nicht von dem Leben! rief Antisthenes.

21. Diogenes,

aus Sinope (am schwarzen Meere) der weltbekannte philosophische Sonderling lebte von 414—324 v. Chr. theils in Athen, theils in Korinth, von Plato „der rasende Sokrates" genannt. Eifriger Schüler des kynischen Philosophen Antisthenes, dessen Lehren er praktisch durchführte.

Von seinen vielen Aussprüchen sind z. B. bemerkenswerth:

Den Göttern ist es eigen, nichts zu bedürfen, den Göttern ähnlich, weniges zu brauchen.

Für's Leben muß man entweder Vernunft oder einen Strick in Bereitschaft haben.

Man muß seinen Freunden niemals die Hand mit geschlossenen Fingern reichen.

Man untersucht Töpfe und Schüssel, die man kaufen will, sorgfältig, begnügt sich aber bei Menschen mit dem bloßen Ansehen.

Dem Schicksale muß man den Muth, dem Gesetze die Natur, der Leidenschaft die Vernunft entgegensetzen.

Die Volksredner sind Bedienten des großen Haufens, die Kronen verwelkte Blumen des Ruhms.

Wenn man jung ist, ist es zum Heirathen noch nicht Zeit, wenn man älter wird — zu spät.

Die Menschen begehren immer, was ihnen gut zu seyn scheint, nicht was ihnen wirklich gut ist.

Ein reicher Dummkopf ist ein Schaf mit einem goldenen Felle.

Von den wilden Thieren ist das schlimmste der Verläumder, von den zahmen der Schmeichler.

Die Mathematiker erforschen den Lauf der Gestirne, ohne die Dinge genau zu kennen, die vor ihren Füssen liegen.

Die Knechte dienen ihren Herren, die Bösen ihren Begierden.

Der Unterricht verschafft den Jungen Eingezogenheit, den Alten Trost, den Armen Reichthum, den Reichen Zierde.

Als Diogenes die Nachricht empfing, daß ihn die Sinoper verurtheilt hätten, aus dem Lande zu gehen, sagte er: Und ich habe sie verurtheilt, darin zu bleiben.

Während einer Rede des Rhetors Anaximenes brachte Diogenes einst Eingepöckeltes, das er auszutheilen anfing, und dadurch alle Hörer auf sich aufmerksam machte; da sprach

er spöttisch: Den gelehrten Vortrag des Anaximenes hat für einen Kreuzer Pöckelfleisch zernichtet!

Diogenes bettelte einst eine Bildsäule an. Man fragte ihn nach dem Grund dieser Sonderbarkeit. Ich will mich darin üben abgewiesen zu werden.

Ein andermal bettelte er einen Bürger mit den Worten an: Wenn du schon einem Anderen gegeben hast, so gieb auch mir, hast du aber noch Keinem gegeben, so fange bei mir an.

Einen bekannten Verschwender sprach er um ein Pfund an; dieser erwiederte: Warum verlangst du von mir ein Pfund, während dir doch sonst ein Obolos genügt? Ja, sagte Diogenes, bei Andern darf ich hoffen wieder zu bekommen, bei dir ist es aber ungewiß, ob du mir noch ferner etwas geben kannst!

Nach einer empfangenen Maulschelle rief er aus: Welch' ein gutes Ding war mir unbekannt, nämlich mit einem Helme herum zu gehen!

Als Aristipp einst zu ihm trat, als er eben seinen Kohl wusch und zu ihm sagte: Wenn du wüßtest, dich Königen angenehm zu machen, so brauchtest du nicht deinen Kohl selbst zu waschen, erwiederte Diogenes: Und du, wenn du deinen Kohl selber waschen würdest, brauchtest du dich nicht zu bemühen, dich Königen angenehm zu machen.

Als er einst zu einem Auflaufe kam, den der Selbstmord zweier Weibspersonen verursachte, die sich während der Nacht auf einen Baum aufgehängt hatten, rief er: Ich wünschte, daß alle Bäume solche Früchte trügen!

Man tadelte ihn einst, daß er auf dem Platze esse; weil mich auf dem Platze hungert, sagte er, der Reiche soll speisen wenn er will, der Arme, wenn er kann.

Ein bekannter böser Mensch fragte ihn einst, ob er wohl an die Götter glaube? Wie sollte ich nicht, da ich dich für ihren größten Feind halte.

Man empfahl ihm einen sehr geschickten, vortrefflich gesinnten Jungen zum Unterrichte. Zu was bedarf er also noch meiner? frug Diogenes.

Ein andermal tadelte er einen anständigen Jüngling, welcher schamlose Worte sprach: Schämst du dich nicht aus einer elfenbeinernen Scheide ein bleiernes Schwert zu ziehen.

Man wollte Diogenes zum Eintritte in die eleusinischen Geheimnisse bewegen und sagte ihm, daß die Eingeweihten den ersten Rang in der andern Welt erhalten würden. Da sagte er: Das wäre doch lächerlich, wenn Agesilaus und Epaminondas in Koth stecken blieben, während eingeweihtes Lumpengesindel die glückseligen Inseln bewohnen sollten.

23. Krates,

aus Theben, lebte um 300 v. Chr., Schüler des Diogenes und Lehrer des Zeno, des Stifters der später so berühmt gewordenen stoischen Philosophenschule.

Er sagt u. A.:

Menschen zu finden, die niemals gefehlt haben, sei unmöglich; die Granatäpfel seien doch schön, wenn sie auch hie und da Flecken haben.

Der Hunger ist ein treffliches Mittel gegen Weiberliebe.

Auch war er der Meinung, man müsse so lange philosophiren, bis uns die Heerführer wie die Eseltreiber vorkommen.

32. Zeno,

aus Kittium (auf der Insel Cypern), der berühmte Stifter der stoischen Philosophie, starb 260 v. Chr., durch Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Sittenstrenge berühmt und von den Athenern hochgeehrt.

Als er einst bei dem Besuche seines Freundes dessen Sklaven erblickte, der in Folge erhaltener Schläge braune

und blaue Flecken am Körper trug, sagte er zu Jenem: Ich sehe die Fußstapfen deines Zornes.

Als ihn Krates einst gewaltsam von den Vorträgen des Stilpon beim Mantel wegzerren wollte, sagte er zu ihm: Den Philosophen, o Krates, faßt man am besten bei den Ohren; du wirst mich am besten fortziehen, wenn du mich überredest; wenn du mich aber zwingst, so wird zwar der Leib bei dir seyn, die Seele aber beim Stilpon.

Einem Schüler der einige Stellen aus den Lehren des Antisthenes tadelte, aber nichts von dem anzugeben wußte, was davon gut gewesen sei, sagte Zeno: Schämst du dich nicht, das was Antisthenes nicht gut gesagt hat, auszulesen und im Gedächtnisse zu behalten, das Gute aber weder zu suchen noch zu behalten.

Einem stolzen aufgeblasenen Schüler sagte er: Nicht in dem Großen liegt das Gute, sondern in dem Guten liegt das Große.

Eine schöne aber gehaltlose Rede verglich er mit den Münzen Alexanders, die wohl schön glänzten, aber von schlechtem Metall wären.

24. Ariston,

aus Chios, der Kahlkopf genannt, lebte um 270 v. Chr. zu Athen. Schüler des Zeno und Stifter einer philosophischen Sekte (Aristoneer), die aber nicht lange dauerte.

Er war der Meinung, daß der physische Theil der Philosophie über unsere Fassungskraft sei, der logische gehe uns nichts an, nur der ethische interessire den Menschen.

Die dialektischen Schlüsse glichen den Spinnengeweben, welche zwar etwas künstliches scheinen, aber völlig unnütz sind.

25. Kleanthes,

aus Assos (im trojanischen Gebiete), lebte um 200 v. Chr., Schüler des Zeno und außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller. (Er soll 705 Schriften verfaßt haben.)

Er beschäftigte sich Nachts mit Wasserschöpfen und Mehlmahlen um Lohn, um bei Tage den philosophischen Uebungen beiwohnen zu können und war so sparsam, daß sein Lehrer Zeno durch Vorzeigen einer Anzahl von seinem kärglichen Lohne noch ersparter Obolen bewies, daß Kleanthes noch einen Kleanthes ernähren könne, wenn er wolle, während Andere, setzte Zeno hinzu, die zu leben haben, sich bei Anderen ihren Lebensunterhalt verdienen, obwohl sie sehr gemächlich Philosophie treiben.

Als man ihm einst den Vorwurf machte, daß er allzu furchtsam sei, erwiederte er: Darum sündige ich auch wenig.

Im Theater durch einen Vortrag geschmäht, sagte er ruhig: Wenn Dionysios und Herakles nicht zürnen, wenn die Poeten dummes Zeug von ihnen schwatzen, wäre es ungereimt, eine kleine Beleidigung so übel aufzunehmen.

Von diesem berühmten Stoiker ist noch ein Hymnos vorhanden, welcher sich durch großartige Gedanken und die geläutertsten religiösen Vorstellungen auszeichnet, und den wir hier seiner Vortrefflichkeit wegen, einschalten wollen:

An den höchsten Gott.

Herrlicher, ewiger Zeus, vielnamiger, höchster der Götter,
Gruß dir, dem die Natur das Sein, dem die Welt das Gesetz dankt!
Dich zu begrüßen geziemt, Allwaltender, Allem, was athmet.
Deines Geschlechts sind wir, die wir einzig der Gabe der Red' uns
Freuen, von Allem, was lebt und sich regt und sich nährt auf der Erde.
Solcherlei Gabe sei dir, Zeus, heilig zu Preis und Gesange.

Dir folgt willig, wohin du ihn winkst, der prangende Weltbau,
Der um dieß Rund sich wälzt, Du gebeut'st und freudig gehorcht er.
Denn ein Gewehr schwingt dräuend die Hand, die nimmer bezwung'ne,
Flammenbeschweift, zweischneidig, den ewig lebenden Blitzstrahl,
Welchem, wo immer er trifft, ohnmächtig starren die Wesen:
So nur brichst du die Bahn dem Wort, das Alles durchweht und
Alles durchblitzt, die geringern sowohl, wie die größeren Lichter;
Ausgesprochen von dir, der du Alles bist und in Allem.
Dir Alleinherrscher zum Trotz mag nichts gescheh'n, was auf Erden,
Nichts, was unter dem Pol, Nichts, was auf den Wassern sich zuträgt,
Außer, was Sündliches thun die Bösen aus Mangel der Einsicht.
Doch auch was Böses geschah, weißt du zu wenden zum Guten!
Schöne gewinnt, was unschön war; lieb wird, was dir unlieb.
Solches bewirkt dein Wort, das ewige. Schlimmes zu Gutem
Weiß es zu stimmen und schafft, daß Alles am Ende nur Eins sei!
Solchem sich frech zu entzieh'n, vermessen allein sich die Bösen.
Unglückselige, welche, wiewohl sie begehren des Guten,
Dennoch nicht hören noch seh'n, das Gesetz, das der Gott dem All gab,
Welchem uns fügend, was gut und was schön, uns sicher zu Theil wird!
Aber nun haschen sie blind und taub, nach And'rem der And're.
Diesen verlockt Ruhmdurst in schwer zu schlichtende Fehden;
Schnöder Gewinnsucht fröhnen die Andern ordnungs- und zuchtlos;
And're bedacht allein zu pflegen der Ruh' und des Leibes,
Suchen sie Lust und tragen davon als Beute die Unlust.
Drum, Zeus, Geber des Guten, Erddonnernder, Schleud'rer des Blitzstrahls,
Wollst du erlösen der Menschen Geschlecht von schädlichem Irrwahn!
Wollst, Allvater, uns läutern und reinigen wollst uns gewähren
Weisheit, wie die, kraft deren die Welt du regierst, wie das Recht heischt;
Daß wir geehrt von dir, mit Ehre dir wieder begegnen
Was du gethan, ohn' Ende verherrlichend, wie es sich ziemet
Sterblichen Wesen. Denn nichts ist rühmlicher Göttern noch Menschen,
Als zu erhöh'n das Gesetz, das der Gott mildwaltend dem All gab

26. Pythagoras,

von der Insel Samos gebürtig, lebte von 584—504 v. Chr. Nach langen Reisen Stifter der italienischen Schule zu Kroton (im heutigen Toskana). Er war auch Stifter des berühmten pythagoräischen Bundes, welcher eine edlere, höhere Art religiös-sittlicher Geistes-Aristokratie (eine Oligarchie des Geistes) auch in das politische Staatsleben übertragen sollte. Von seinen Schülern hoch verehrt, starb er im hohen Alter zu Metapontum, Stadt am tarentinischen Meerbusen. Pythagoras soll auch zuerst den Morgen- und Abendstern als ein einziges Gestirn erklärt haben, und zuerst bei den Griechen Maaß und Gewicht eingeführt haben.

Er pflegte u. A. zu sagen:

Man solle die Götter um nichts bitten, weil Niemand wisse, was ihm nützlich sei.

Die Trunkenheit ist das Grab des Verstandes.

Im Zorne weder etwas reden, noch etwas thun.

Nicht bei den Göttern schwören, sondern sich bemühen, sich allenthalben als einen glaubwürdigen Mann zu beweisen. Das ist genug.

Einen kostbaren Schatz praktischer Lebensweisheit, enthalten auch die s. g. goldenen Sprüche des Pythagoras, welche durch seine Schüler zusammengetragen, (nach Anderen ein Werk derselben) sich erhalten haben.

Sie lauten ihm Auszuge:

— — Und von Allem zumeist hochachte dich selber! —
Uebe Gerechtigkeit dann mit Fleiß in Worten und Werken,
Und dem Gebot der Vernunft entziehe dich nimmer im Leben.

— Bedenke, daß Tod das gemeinsame Loos ist hienieden,
Und daß irdisches Gut man gewinnt bald, bald auch verlieret.

Daß dich keiner mit Worten beschwatzt noch durch Thaten verleitet,
Jemals zu sagen, zu thun, was du nicht als das Bessere billigst

Eh' du was thuest, rathschlage zuvor, damit es nicht dumm wird;
Nur ein erbärmlicher Wicht ist läppisch in Wort und in Handlung;
D'rum vollführe nur das, was in Zukunft nie dich gereu'n wird.
Reinlich sei du gewöhnt im Leben und sonder Verschwendung,
Dabei hüte dich wohl vor Allem, was Neid dir erreget,
Daß du nicht Aufwand machst zur Unzeit, wie ein Philister,
Noch auch den Geizhals spielst: denn Maß ist in Allem das Beste,
Thue nur das was nimmer dich kränkt und denke zuvor nach.
Niemals möge der Schlaf auf deine Augenlider dir sinken,
Ehe Werke des Tags du zuvor noch dreimal gemustert:
Wo ist gefehlt? Was gethan? Was unpflichtmäßig versäumet?
Also fange vom Ersten du an und geh' bis zum Letzten,
Findest du Schlechtes gethan, dann erschrick, doch freu' dich des Guten,
Dieses sei Arbeit allein, dieß Sorge dir, dieses nur liebe,
Dieß wird dich auf die Spur der göttlichen Tugend geleiten! —

27. Heraclit.

aus Ephesos, geb. um 500 v. Chr., Skotinos (der dunkle) genannt, tiefsinniger Philosoph und als Menschenfeind betrachtet. Er soll keinen Lehrmeister gehabt und durch eigene Nachforschung Erkenntniß zu gewinnen gesucht haben.

Er äußerte u. A.:

Die Sinnenwahrnehmung ist treulos und trügerisch, die Vernunfterkenntniß die alleinige Richterin der Wahrheit.

Eines ist nur, das den Weisen macht: den Geist zu kennen, der Alles in Allem beherrscht.

Man muß eine Unbill eher auslöschen als eine Feuersbrunst.

Alles geschieht nach einem unabänderlichen Schicksale und die Dinge stehen durch gegenseitige Verhältnisse miteinander im Zusammenhange.

28. Xenophanes,

aus der jonischen Stadt Kolophon, blühte um das Jahr 540 v. Chr. Stifter der eleatischen Philosophen-Schule zu Elea, einer Stadt in Unteritalien. Zeitgenosse des Pythagoras.

Er meinte: Man könne sich das Wesen Gottes unter dem Bilde eines Kreises vorstellen, der nirgend anfängt, nirgend endet; es hat nichts dem Menschen ähnliches in sich.

Als einst Jemand zu ihm äußerte, es sei hart, einen Weisen zu finden, antwortete er: Natürlich, man muß erst selbst ein Weiser seyn, um einen anderen Weisen zu erkennen.

29. Zeno,

aus Elea, lebte um 460 v. Chr. Er gebrauchte zuerst die dialogische Form in seinen Schriften und wird überhaupt als der erste Prosaiker unter den griechischen Philosophen genannt.

In eine Verschwörung gegen den Tyran seiner Vaterstadt Nearchos verwickelt und ergriffen, gab er die Freunde desselben als Mitschuldige an und biß ihn dabei in's Ohr oder in die Nase. Auf die Frage des Tyranen: ob er noch Jemand als Mitwisser zu bezeichnen habe, sprach Zeno: Du selber, Staatsverbrecher und biß sich dann selbst die Zunge ab und spie sie dem Tyranen in's Gesicht, der sofort von den Bürgern gesteinigt wurde.

Er äußerte einst auf den Vorwurf, daß er Vorwürfe und Tadel mit Unwillen aufnehme: Wenn mir der Tadel gleichgültig ist, wie kann mich das Lob freuen?

30. Protagoras,

aus Abdera, lebte um 440 v. Chr. Schüler des Demokrit und Heraklit.

Ein Schüler von ihm, versprach ihm das Honorar für den Unterricht, sobald er den ersten Prozeß gewänne. Da

sagte Protagoras: Zahle lieber gleich, denn, wenn ich dich bei Gericht darum belange, so wirst du mich in jedem Falle bezahlen müssen, du magst nun den Prozeß gewinnen oder verlieren; gewinnst du ihn, mußt du deinem Versprechen gemäß zahlen, verlierst du ihn, nach dem Ausspruche des Gerichtes.

31. Pyrrhon,

aus Elis, lebte von 376—288 v. Chr. Gründer der pyrrhonischen oder skeptischen Schule, die sich auf die Unbegreiflichkeit der Dinge berief und darum Zurückhaltung des Urtheils empfahl. Zeitgenosse des Aristoteles.

Er pflegte zu sagen:

Nichts ist in Wahrheit das, was es zu seyn scheint.

Nichts ist schön, nichts häßlich, nichts gerecht, nichts ungerecht (an und für sich nur immer in Bezug auf ein anderes).

Kein Ding kann nach sich selbst genommen werden, sondern immer in Bezug auf ein anderes, daher die Dinge an und für sich immer unbekannt bleiben.

Die Menschen thun alles aus Zwang der Gesetze oder aus Gewohnheit.

Pyrrhon war einmal über seine Schwester erzürnt. Als man ihn darum tadelte, sagte er: ein Weiblein ist zu gering, um ein Beweis meiner Gleichgültigkeit zu seyn.

Bei einem rasenden Sturme, auf dem Meere, der Pyrrhon und Allem im Schiffe den Untergang drohte, wies er standhaften, heiteren Muthes auf ein Ferkchen, das ruhig sein Futter fraß: Seht! Freunde so unerschüttert und ruhig muß auch der Weise in solchen Zufällen seyn.

32. Epikur,

aus Gargettos im Athenienſiſchen Gebiete, lebte von 342—271 v. Chr., gründete, nachdem er zu Mitylene und Lampſakos gelehrt hatte, um 300 v. Chr. in ſeinem Garten bei Athen die epikuräiſche Philoſophen-Schule, welche zunächſt die ſpäter vielfach theils mißverſtandene theils abſichtlich verläumdete Lehre aufſtellte: daß das höchſte Gut das Vergnügen ſei, worunter aber Epikur, wie er durch ſeinen eignen muſterhaften Lebenswandel bewies, die ungetrübte Heiterkeit und Wohlbehagen des Körpers und der Seele verſtund, das nur durch Weisheit, Tugend und Mäßigkeit erworben werden könne.

Seine Ausſprüche waren u. A.:

Die Menſchen haben mehrere Götter erfunden und ihnen die menſchlichen Leidenſchaften beigelegt, d. i. ſie haben die Götter nach ihrem Ebenbilde gemacht.

Keine Wolluſt iſt an und für ſich böſe, aber die Erwerbungsarten von manchen bringt uns größeres Ungemach, als ſie uns Vergnügen machen.

Die Sicherheit gegen die Anfälle der Menſchen erfordert entweder den Ueberfluß oder die Entſagung vieler Dinge.

Der Reichthum der Natur iſt beſchränkt und leicht zu erwerben; der Reichthum der leeren Meinung ſchweift in's Unendliche.

Der Gerechte iſt immer heiter und ruhig, der Ungerechte immer von Unruhe geplagt.

Die Seelenwolluſt hat ihre Gränzen in der Kenntniß und Verbannung aller Vorſtellungen, welche die Seele vorzüglich mit Furcht zu erfüllen pflegen.

Eine einzige Maxime wird dir Muth einflößen, dieſe nämlich: daß kein Uebel ewig, keines nicht einmal langwierig ſei.

Das richtigſte Zeichen, daß etwas von Natur nützlich ſei, iſt dieſes, daß es weder uns ſelbſt noch anderen ſchadet.

Aus seinen vielfachen Schriften mögen folgende kurze Proben den Charakter seiner Lehre darstellen:

Aus dem „Bilde des Weisen".

Die Beschädigungen, welche von den Menschen, entweder aus Haß, Neid und Verachtung, dem Weisen zugefügt werden, überwindet er durch Vernunft. Seinen Nachruhm wird er in seinen hinterlassenen Werken, nicht in eitlen Lobreden suchen. Er wird für die Ehre nicht mehr thun, als nöthig ist, um sie nicht zu verachten zu scheinen. Er wird in seinen Betrachtungen mehr Wonne finden, als andere Menschen im Genusse der Wollust. Er wird wissen, daß der Nutzen die Freundschaft stiftet. Die Vergehungen wird er niemals für gleich halten. Er wird sein Gemach mit Gemälden zieren, wenn er sie hat, und gleichgültig sein, wenn er sie nicht hat.

Aus dem „Briefe an Menoikeys."

Weder der Jüngling soll säumen, sich mit ganzem Eifer der Philosophie zu ergeben, noch der Greis müde werden, sich mit der Philosophie zu beschäftigen; denn es ist kein Mensch, weder unreif noch zu reif, um zur Gesundheit der Seele zu gelangen. Man muß denn jene Dinge betrachten, welche uns die Glückseligkeit gewähren, weil wir mit ihrem Besitze alles haben und wenn wir sie nicht haben, alles thun, um sie zu erlangen. Daß Götter sind, davon haben wir klare Erkenntniß, aber sie sind nicht das, für was sie die Menge hält, wie ihre Religion beweist; nicht derjenige, also ist ein Gottloser, welcher die Götter der Menge leugnet, sondern derjenige, welcher die Meinungen der Menge den Göttern anheftet. Mache dich mit dem Gedanken vertraut, daß der Tod für uns ganz gleichgültig sei; denn alles Gute und Ueble besteht in der Empfindung; der Tod ist aber nichts anderes, als die Beraubung der Empfind-

ung. So lange wir sind, ist der Tod noch nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir schon nicht mehr; der Tod kann also weder die Lebenden noch die Gestorbenen bekümmern; denn für jene ist er nicht, diese sind aber nicht mehr für ihn. Für den ist kein Uebel im Leben, der sich wahrhaft überzeugt hält, daß, nicht zu leben, kein Uebel sei. Genügsamkeit ist ein großes Gut; nicht als wollte man sich beständig nur mit Wenigem begnügen, sondern damit, wenn nicht Vieles vorhanden ist, man sich auch das Wenige gefallen lasse, in der sicheren Ueberzeugung, daß diejenigen den Ueberfluß am Besten genießen, die denselben am wenigsten bedürfen. Die Natur ist bald befriedigt, die Eitelkeit niemals. Wenn wir sagen, daß die Wollust unser Zweck sei, so verstehen wir darunter nicht die Lüste der Schwelger, noch die im Genusse bestehenden Wollüste, wie einige aus Unwissenheit, Widerspruchsgeist oder boshafter Verläumdung uns beschuldigen, sondern wir wollen damit nichts anderes, als daß der Körper von allen Schmerzen, und die Seele von aller Unruhe gänzlich frei sei; denn nicht Trinkgelage, Gastmahle und andere sinnliche Genüße erzeugen ein vergnügtes Leben, sondern die nüchterne Vernunft, welche die Ursachen jeder Neigung und Abneigung erforscht, und die Meinungen verscheucht, die jede Verwirrung und Unruhe in die Seele bringen &c.

Alphabetisches Register der Artikel.

Verzeichniß der benützten Schriftsteller.

(Mit Angabe der Seitenzahl.)